atl. Bibliothek
Regensburg

440. III.

440. III.

1830

Ad bibliothek

…oraliſche

…nderbibliothek

oder

…e menſchlichen Pflichten

in

Erzählungen

für erwachſnere Jugen…

von

M. Friedrich Herrmann,
Fürſtl. …ſtädtiſchem Hofrath.

Vierter Theil,
welcher die letzte Abtheilung der Pflichte…
gegen uns ſelbſt, und die erſte der Pf…
ten gegen Andere enthält.

Lübben, 1805
bey Chriſtian Traugott G…
Churfürſtl. Sächſiſ. gnädigſt privileg. …
(Preis: 1 Thlr. 16 Gr.)

Moraliſche
Kinderbibliothek
oder
die menſchlichen Pflichten
in
Erzählungen
für die erwachsnere Jugend

von
M. Friedrich Herrmann,
Fürſtl. Rudolſtädtiſchem Hofrath.

Vierter Theil,
welcher die letzte Abtheilung der Pflichten gegen uns ſelbſt, und die erſte der Pflichten gegen Andere enthält.

Lübben, 1805
bey Chriſtian Traugott Gotſch,
Churfürſtl. Sächßl. gnädigſt privileg. Buchhändler.
(Preis: 1 Thlr. 16 Gr.)

zur Stadtbibliothek.

Ihrer Durchlaucht

verwittweten und jetzt regierenden Herzogin

von Sachſen-Meiningen

Luiſe Eleonore

und

Seiner Durchlaucht

dem jungen Herzog

Bernhard Erich Freund

weihet

dieſen vierten Band

mit tiefſter Verehrung

der

Verleger.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Ihrer Durchlaucht

der verwittweten und jetzt regierenden Herzogin

von Sachſen-Meiningen

Louiſe Eleonore

und

Seiner Durchlaucht

dem jungen Herzog

Bernhard Erich Freund

weihet

dieſen vierten Band

in tiefſter Verehrung

der

Verleger.

Deines Volkes Jubelhymnen ſchallen,
Selbſt der Fremdling bringt Dir Opfer
dar.
Schüchtern nah' ich, Fürſtin, dem Al-
tar,
Laß die kleine Gabe Dir gefallen!
Wird Dein Herz, das gütigſte von al-
len,
Wie die Roſ' im Bache, ſanft und
klar,
Ueberraſcht ſein Bild darin gewahr —
Ach, in Luſt wird dann mein Innres
wallen!

Junger Prinz, Du Stolz der Unterthanen,
Deren Flehn für Dich zum Himmel dringt,
O vernimm, was wahre Größe bringt!
Sie verweilt nur bey der Tugend Fahnen!
Wandle drum auf Spuren großer Ahnen,
Und erfreue, wenn, von Kampf umringt,
Ueber Dir der Sieg den Fittig ſchwingt,
Dankbar Deines edlen Vaters Manen!

Vorrede.

Die erſte Erzählung in dieſem Bändchen ſollte, weil man ihr wegen der Mannichfaltigkeit ihres Inhalts ein größeres Intereſſe für die Jugend zutraute, wie die Familie Angely, beſonders gedruckt werden, durch einen Irrthum unterblieb es. In dem folgenden fünften Theile, der bereits für die Preſſe bereit liegt, findet man eine größere Zahl von Erzählungen, aber keine von ihnen kann ſich natürlich über ſo viele Gegenſtände der Moral verbreiten, als von ihren längern Schweſtern in den bisher erſchienenen Theilen ge-

ſchehen iſt. Uebrigens wünſche ich dem Werke, das beſtimmt mit dem ſechſten Bande geſchloſſen iſt, die Fortdauer des öffentlichen Beyfalls, der ihm in einem für den Verfaſſer erfreulichen Maaße zu Theil geworden iſt. Diejenigen, meiner Herrn Recenſenten, welche die Erzählungen zu gedehnt gefunden haben, bitte ich zu bedenken, daß ſie zu einer Privatlektüre für die Jugend beſtimmt ſind, und daß alſo der Verfaſſer den Lehrer erſetzen, und ihr Nachdenken leiten müſſe. Für Erwachſene würde nothwendig eine ganz andere Art des Vortrags erfordert werden.

Lübben, am 26. April 1805.

Der Verfaſſer.

12.

Verhalten im Glück und Unglück. Geduld. Muth, Dreiſtigkeit, Tollkühnheit, Frechheit. Furcht, Blödigkeit. Beharrlichkeit. Genügſamkeit. Uebermuth. Bemerkungen über den Genuß erlaubter Vergnügungen, beſonders über Lektüre und über das Theater.

Demetrius von Paneczky war ein Mann, der unter den Großen ſeines Vaterlandes viel öffentliche und heimliche Feinde beſaß, während die Geringen ihn liebten, und ihm Beweiſe ihrer Ergebenheit zu geben wetteiferten. Wer den Mann kannte, der wunderte ſich darüber nicht, denn er begriff, daß die Strenge und Freymüthigkeit, mit welchen er die verdorbenen Sitten und den Stolz

der erſtern tadelte, nothwendig den Haß derſelben in eben dem Grade erregen mußten, als ſeine Leutſeligkeit, ſeine Herablaſſung und ſein Beſtreben, Nothleidende zu unterſtützen, und Unterdrückte oft mit großer Gefahr für ſich ſelbſt zu vertheidigen ihn in den Augen der letztern als einen Freund des Volks, als einen Beſchützer der leidenden Menſchheit, der allen Dank verdiene, erſcheinen ließen.

Paneczky hatte in ſeinem Vaterlande, dem ehemaligen Polen *), hohe Würden begleitet. Er war der Rathgeber zweyer Kö=

*) Bekanntlich iſt Polen ſeit dem Jahre 1772 dreymal getheilt worden, die erſte Theilung nahmen Preußen, Rußland und Oeſtreich vor, die zweyte Preußen und Rußland, bey der dritten bekam auch Oeſtreich wieder einen großen Landſtrich. Dadurch iſt Polen aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten ganz verſchwunden.

nige geweſen, die ſeinen Biederſinn und ſeine Thätigkeit mit Achtung belohnt hatten, und hätte er nicht während jener Unruhen, die vom Jahre 1763 an den Polniſchen Staat *) zerrütteten, und ihm allmählig ſeinen Untergang bereiteten, für denſelben gearbeitet und gewacht: ſo würde er ſchon damals den Gefahren, welche ihn von allen Seiten umringten, haben unterliegen müſſen. Allein Verdienſte finden nicht immer den Lohn, welcher ihnen gebührt, und ſo kam es denn, daß Paneczky, vom Neide verläumdet, von

*) Die Wahl eines neuen Königs erregte in dem Wahlreiche Polen 1763 große Unruhen. Stanislaus Poniatowsky wurde endlich durch den Einfluß Preußens und Rußlands auf den Thron erhoben, aber das Mißvergnügen, durch Religionsſtreitigkeiten genährt, dauerte fort bis 1772, wo die benachbarten Mächte die Ruhe herſtellten und die erſte Theilung vornahmen.

der Bosheit verfolgt, für ſeine perſönliche Sicherheit faſt noch thätiger ſeyn mußte, als für die Sicherheit des Staats. Des ewigen Kampfes gegen Ränke und Vorurtheile müde, legte er endlich alle ſeine Stellen nieder, und zog ſich mit ſeiner Gattin auf das einzige Landgut, welches er beſaß, und das in einem der fruchtbarſten Striche Litthauens gelegen war, zurück, um hier ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen.

Im Schooße des ſtillen, friedlichen Landlebens fieng er erſt an das Glück und die Zufriedenheit zu finden, welche er ſo lange vergebens geſucht hatte. Hier war kein Verläumder, kein Verfolger, hier drohte kein neuer Tag auch eine neue Gefahr; der fruchtbare Boden, welchen er beſtellte, gab ihm alles, was er wünſchte, und Paneczky's Wünſche blieben ſtets in den Schranken der Mäßigkeit. Er war nicht unempfindlich gegen das Gute, das er hier genoß; mit ge-

rührter Seele beſchloß er, mild zu ſeyn, wie der Himmel, welcher ihn täglich erfreute, und an ſeinem Glück auch andere Theil nehmen zu laſſen. Aber gewohnt, überall ſeinen eigenen Weg zu gehen, glaubte er auch, daß Gaben, womit man Hülfsbedürftige erfreue, nicht immer den gewünſchten Zweck, ſie in einen dauerhaften, behaglichen Zuſtand zu verſetzen, herbeyführten, und daß diejenigen, welche gewohnt wären, Bittenden viel Geld zu geben, oft nichts weiter dabey im Sinne hätten, als ſie nur recht bald los zu werden. Geld, meinte er, könne ſolchen Perſonen, die, weil ſie wenig unter ihren Händen gehabt hätten, nicht damit umzugehen verſtänden, höchſtens nur vorübergehende Genüſſe verſchaffen; wenn die Rede von einem bleibenden Glück ſey: ſo komme es weniger auf die Gabe, als auf den Gebrauch derſelben an; jene ſey in einem Augenblick mitgetheilt, dieſer hingegen

müſſe gelehrt werden; dies Lehren aber ſey ein viel zu langweiliges und verdrüßliches Geſchäft, als daß viele ſich damit abgeben ſollten. So dachte er, und wenn er es gleich an Beyträgen zur Unterſtützung des Dürftigen nicht fehlen ließ, ſo ſuchte er doch noch bey weitem, mehr durch Rath auf ihn zu wirken, und ihn zu beſſern. Auf dieſe Weiſe ward er, indem er ſie nicht bloß reicher an Genüſſen, ſondern auch genußfähiger machte, der Vater ſeiner Unterthanen, und als ſolcher von ihnen geliebt.

An einem ſchönen Sommerabend, als er die Fluren, welche zu ſeinem Gute gehörten, durchwandert, und ſich an den Hoffnungen, die ſie ihm gewährten, entzückt hatte, gewahrte er auf einem der Gräber des Kirchhofs, über welchen ihn der Weg führte, eine liebliche Geſtalt. Sie war ihm bekannt, auch erſchien ſie ihm hier nicht zum erſtenmale. Es war Johanna, die Tochter eines

Polniſchen Edelmanns, der auf einer Reiſe in die benachbarten Türkiſchen Staaten im Kampfe mit einer von den herumſtreifenden Räuberbanden, welche in dieſen Gegenden die Heerſtraßen unſicher machen, ſeinen Tod gefunden hatte. Die unglückliche Wittwe hatte ſich hierauf mit ihrer Tochter und einer geringen Summe Geld, welche ihr Gatte hinterlaſſen hatte, unter Paneczky's Gerichtsbarkeit begeben, allein den Zuſtand der Hülfloſigkeit, in welchen ſie nach Aufzehrung ihres kleinen Vermögens fallen mußte, vorausſehend, und doch zu ſtolz, um ſich einem andern zu entdecken, oder für Lohn zu arbeiten, war ſie in einen tiefen Gram geſunken, welcher ſie vor der Zeit getödtet hatte.

Das Grab der Mutter war es eben, auf welchem Paneczky Johannen jetzt fand, und auf welchem er ſie ſchon mehrere Wochen nach einander faſt täglich gefunden hatte.

Sie rang die Hände, und große Thränen floſſen aus den rothgeweinten Augen über die bleichen Wangen herab. Er näherte ſich ihr mit inniger Theilnahme.

„Johanna, ſprach er, ſchon ſeit langer Zeit war ich der ſtumme Zeuge Ihrer Thränen. Ihr Schmerz um die gute Mutter, den ich nicht zu unterbrechen wagte, iſt heftig.“

Johanna. Und warum ſollte er es nicht ſeyn? — Birgt nicht dieſes Grab die einzige Freundin meiner hülfloſen Jugend, meine Verſorgerin, meine Beſchützerin?

Paneczky. Sie haben nicht ganz Recht.

Johanna. O dies verräth, daß Sie nicht wiſſen, was einer Tochter die Mutter iſt.

Paneczky. Sie iſt ihr die erſte Freundin, von der Hand der Natur ſelbſt zugeführt, ſie iſt ihr die uneigennützigſte Helfe-

rin, die wohlmeinendſte Rathgeberin. Sie iſt ein freundlicher Schutzgeiſt, der ſie umſchwebt, und vor Gefahren ſichert.

Johanna. Und Sie wundern ſich noch über die Heftigkeit meines Schmerzes?

Paneczky. Wenn die Mutter die erſte Freundin iſt: ſo iſt ſie doch nicht die einzige.

Johanna. Die meinige war es. Sie war das einzige Weſen auf der Erde, das mich liebte. Seit ſie todt iſt, bin ich allein auf der Welt.

Paneczky. Das iſt nicht gut, wenn ich gleich ſehr wohl weiß, daß es wahr iſt. Von Ihrer Mutter wenigſtens iſt es bekannt, daß ſie mitten unter den Menſchen in einer ſchrecklichen Einſamkeit lebte.

Johanna. Ach ſie hatte keinen Freund.

Paneczky. Es fragt ſich nur, wer die Schuld davon trägt.

Johanna. Unmöglich kann ſie meiner

Mutter beygemeſſen werden. Sie hat andern nie etwas zu Leide gethan.

Paneczky. Wenn ſie wollte, daß Freunde ſie lieben ſollten, ſo war es nicht genug, den Menſchen nichts zu Leide zu thun. Sie hätte ſich ihnen nähern, ſie hätte ihre Liebe ſuchen ſollen. Wenn ſie ein geheimer Kummer auf dem Herzen drückte, ſo war es billig, daß ſie ſich einem andern entdeckte, und ihm die Art bezeichnete, auf welche ihr geholfen werden konnte.

Johanna. Meine Mutter hatte kein Zutrauen zu den Menſchen.

Paneczky. Das war nicht rühmlich. Von wem kann denn der Unglückliche außer Gott noch Rettung erwarten, als von Menſchen? Warum wollte er ſich ihnen alſo nicht anvertrauen? — Sie ſind noch jung, liebe Johanna, und dabey ſehr unglücklich. Wenn Sie eine Veränderung in Ihrem Zuſtande wünſchen, ſo laſſen Sie es eine Ihrer

Hauptſorgen ſeyn, Zutrauen zu den Menſchen zu haben.

Johanna. Sie wollen, daß ich mich einem jeden entdecken ſoll?

Paneczky. Nicht gerade einem jeden, aber doch denen, die Sie in einer ſolchen Lage erblicken, daß es ihnen möglich iſt, andern beyzuſtehen.

Johanna. Und wenn ich von ihnen zurückgewieſen werde?

Paneczky. Wenn Sie von einigen zurückgewieſen werden, ſo bringt das Ihnen keine Schande, denn ſeit wann wäre es denn ein Schimpf, unglücklich zu ſeyn? vielmehr entehrt es diejenigen, welche Sie ohne Troſt von ſich ließen. Ueberdies mag es harte, fühlloſe Herzen geben, aber ſie ſind zum Glück nicht alle ſo, und wenn Sie auch einigemale fehl gehen müßten, ſo kommen Sie zuletzt doch an eine Seele, welche den ſüßen Trieb fühlt, ſich ihrer anzunehmen.

Johanna. Das mag ſeyn, aber mein Schmerz iſt zu groß, als daß er mich daran denken ließe, auf welche Weiſe ich mein Glück zu ſuchen habe. — Ach dieſes Grab hat alle meine Freuden, alle meine Wünſche verſchlungen.

Sie fieng von neuem heftig zu weinen an. Paneczky war ſehr bewegt, denn wer könnte bey den Thränen kindlicher Liebe ungerührt bleiben? Er redete ihr mit freundlichen Worten zu, und als er ſah, daß ihr Herz jeden Troſt von ſich ſtieß, ſo ſagte er endlich:

„Liebe Johanna, es iſt recht, daß wir den Schmerz um einen Geliebten, welchen der Tod unſern Armen entriß, nicht verbergen. O dieſe Thränen, welche die Trennung von ihm unſerm Auge entlockt, ſind ſo ſchön! Sie beweiſen die Liebe, welche wir gegen ihn in unſerm Herzen hegen, den Antheil, welchen wir an allem, was ihn be-

trifft, nehmen. Aber bedenken Sie, daß ein jeder Schmerz ſeine Gränzen haben, und daß er, wie jede Leidenſchaft, unter der Herrſchaft der Vernunft bleiben muß. Im erſten Augenblick, da wir unſern Verluſt inne werden, und ihn in ſeiner ganzen Größe fühlen, mag das übervolle Herz ſich durch Klagen und Thränen Luft zu machen ſuchen, aber die Vernunft muß allmählig wieder in ihre Rechte treten. Wir müſſen uns faſſen, das heißt, unſerm Kummer ein Ziel ſetzen. Jede Unmäßigkeit ſchadet, auch von unmäßigem Schmerz gilt dieſes. Erhalten wir denn wohl durch dieſe weichlichen Klagen, die zu lange fortgeſetzt, nur von der Schwäche und Kraftloſigkeit unſeres Gemüths zeugen, das Verlorne wieder? Müſſen ſie nicht vielmehr, da ſie unſer Herz in einer fortwährenden unnatürlichen Stimmung erhalten, nach und nach unſere beſten Kräfte

abſpannen und lähmen? Rauben ſie uns nicht die koſtbare Zeit, die wir weit ſchicklicher der Ueberlegung, wie uns zu helfen ſey, und einem planmäßigen Wirken unſern Zuſtand zu verbeſſern, widmen könnten? Lehren Sie nicht tauſend Beyſpiele, daß anhaltender Gram, einem Wurme gleich, an unſerm Leben nagt, unſere Geſundheit zerſtört, und uns vor der Zeit in's Grab ſtürzt?“

Dieſe Worte des ehrwürdigen Greiſes, noch mehr aber, die ſanfte Stimme, mit welcher er ſie ſagte, und die Theilnahme, die in ſeiner Miene, wie in ſeinen Geberden ſichtbar war, machten einen tiefen Eindruck auf das Herz Johannens. Sie begab ſich hinweg von dem Grabe der Mutter; ſie überließ ſich auf ihrem Zimmer dem ſtillen Nachdenken, und fand, daß der erfahrene Mann Recht hatte. „Ich will mich faſſen, ſprach ſie endlich, denn mein Verluſt iſt unwiederbringlich. Ergebung iſt Pflicht. Nur durch

ein ſtilles, wehmüthiges Andenken, und durch Gehorſam gegen ihre Lehren will ich in Zukunft die Verewigte ehren.“ Dieſer muthige Entſchluß hatte die Folge, daß ſie ihre Lage mit weniger Zerſtreuung überblickte, als es bisher geſchehen war, ob ſie dieſelbe gleich ſchrecklich genug fand. Verwaiſt, in einer fremden Gegend, wo ſie niemand kannte, von ihrem Stande eben ſo wohl, als von ihrem zarten, ſchwächlichen Körper verhindert, ſchwere Arbeiten zu verrichten, und doch ohne Vermögen, ohne Verwandte, ohne Ausſichten — was ſollte ſie anfangen? — Da fiel ihr Paneczky's Lehre: „habe Zutrauen zu den Menſchen!“ ein, und die Noth, in welcher ſie ſich befand, zwang ſie vielleicht noch mehr, ſie zu befolgen, als die Ueberzeugung von ihrem Werthe. „Aber wem ſoll ich mich vertrauen?“ fragte ſie. Ihr Herz hatte längſt entſchieden. Paneczky hatte ſich ihr durch

ſeine Güte unvergeßlich gemacht; zu ihm richtete ſie ihre furchtſamen, ungewiſſen Schritte.

Sie wurde auf dem Schloſſe mit Herzlichkeit empfangen, und das gab ihr Muth, ihn mit der Geſchichte ihrer Leiden, und mit dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befand, bekannt zu machen. Er hörte ihr mit Aufmerkſamkeit zu, und als ſie geendiget hatte, ſo ſagte er:

„Es iſt mir angenehm, daß Sie meinen Rath befolgt haben, noch angenehmer iſt mir's, daß ich von Ihnen für werth gehalten worden bin, der Vertraute Ihrer Leiden zu ſeyn. Ich übernehme es von Herzen gern, Ihr Daſeyn genußreicher und freudenvoller zu machen, nur müſſen Sie mir verſprechen, meinem Rathe ſtets ſo willig Folge zu leiſten, wie Sie diesmal gethan haben. Sie können dies um ſo leichter, da ich Ihnen auch meinerſeits das Verſprechen

gebe, nichts zu rathen; was mir nicht eigene Erfahrung als gut und zweckmäßig bewährt hat.“

Johanna. Können Sie wohl an meinem Gehorſam zweifeln?

Paneczky. Ihre Lage erfordert einige ſchleunige Hülfe, die Sie unverzüglich von mir erhalten ſollen. In andern thätigen Hülfsleiſtungen werde ich um Ihrer ſelbſt willen ſparſamer ſeyn. Verſtehen Sie mich recht. Ich habe Ihnen den Rath gegeben, Zutrauen zu den Menſchen zu haben, und ich meine, Sie von ſeiner Nützlichkeit zu überzeugen. Allein nie müſſen Sie etwas von andern verlangen und erwarten, was Sie durch ſich ſelbſt erhalten können. Wenn Sie andere für ſich wirken laſſen, ſo ſind Sie ein Gegenſtand ihres Mitleids; wenn Sie ſelbſt für ſich wirken, ſo ſind Sie ein Gegenſtand ihrer Achtung, und es iſt unendlich ſeliger, von andern geachtet, als

von ihnen bemitleidet zu werden. Auch werden Sie durch den Gedanken, die Stifterin Ihres Glücks ſelbſt zu ſeyn, in Ihren eigenen Augen mehr Würde erhalten.

Johanna. Ich begreife das, aber wie kann ich ſelbſt für mich wirken?

Paneczky. Jeder Menſch iſt da, um in der Geſellſchaft einen Platz einzunehmen, der ohne ihn unbeſetzt ſeyn würde. Es kömmt nur darauf an, daß er dieſen Platz ausfindig mache.

Johanna. Und wie finde ich den meinigen?

Paneczky. Die menſchliche Geſellſchaft erhält ſich durch das Spiel einer ungeheuern Menge von Kräften, von welchen jeder Einzelne wenigſtens eine beſitzt, die er liebend ſich für das Ganze regen läßt. Die Natur unſerer Kräfte, die uns nicht unbekannt ſeyn darf, zeigt uns den Platz an, welchen wir einzunehmen haben. Sie wer=

den mir erlauben, die Ihrigen zu prüfen, damit ich ſehen kann, was weiter zu thun iſt.

Er ſtellte wirklich eine ſolche Prüfung mit ihr an. Es fand ſich, daß ſie nicht nur in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten des Nähens, Stickens, Strickens ſehr erfahren war, ſondern auch außer ihrer Mutterſprache das Ruſſiſche und Franzöſiſche ſehr geläufig ſprach, ſich ſchriftlich mit Beſtimmtheit und Richtigkeit auszudrücken wuſte, zierlich ſchrieb, und mit ungemeiner Fertigkeit Klavier ſpielte.

„Ich erſtaune, ſagte Paneczky. In Ihnen wohnt manche ſchöne Kraft, die ich nicht geahndet hatte.“

Johanna. Sie ſcherzen. Nichts an mir iſt vollkommen, und andre beſitzen dieſe Kräfte in einem bey weitem höhern Grade, ſo, daß ich es gar nicht wagen darf, mit den meinigen hervorzutreten.

Paneczky. Wenn andre höhere Kräfte

beſitzen, ſo mögen ſie auch an höhern Plätzen wirken. Für geringere Kräfte giebt es geringere Plätze, auf welchen ſie ſich üben und der Welt Vortheile bringen können. Es kömmt nur darauf an, daß Sie ſich einen Wirkungskreis ſuchen, in welchem Sie für das Wohl andrer eben ſo ſehr, als für Ihr eignes mit Erfolg thätig ſeyn können.

Johanna. Ich für das Wohl andrer thätig ſeyn? — Nein, ich fühle meine Schwäche zu ſehr, als daß ich einen ſo ſtolzen Gedanken hegen dürfte.

Paneczky. Liebe Johanna, Sie ſchlagen, ich weiß nicht aus welchem Grunde, Ihren Werth viel geringer an, als er wirklich iſt. Das iſt nicht gut, denn wie ſollen Sie andre ſchätzen, wenn Sie ſich zu ſchätzen unterlaſſen, oder was ſollen Sie in der Ueberzeugung, daß Sie ſich am beſten kennen müſſen, noch von Ihnen erwarten, da Sie ſelbſt ſo wenig von ſich zu erwarten gewohnt

ſind? — Es iſt recht, daß man ſeinen Werth nicht zu hoch anſetzt, allein nie muß eine ſolche Beſcheidenheit zu weit gehen; vielmehr iſt es, wenn wir uns ſelbſt zu beglücken verpflichtet ſind, ein Geſetz, daß Tugend und Klugheit auf eine gleich dringende Weiſe vorſchreiben, daß wir Selbſtvertrauen beſitzen, das heißt, daß wir unſere Fähigkeiten anerkennen, und wenn gleich nicht mehr, doch auch nicht weniger durch ſie zu bewirken hoffen müſſen, als ſie ihrer Stärke und ihrem Umfange nach, zu hoffen berechtigen.

Johanna. Nun ſollte dieſes Selbſtvertrauen, das Sie mir empfehlen, mich nicht in den Augen andrer weit eher herabſetzen, als geachtet machen?

Paneczky. Sie irren, weil Sie das Selbſtvertrauen mit dem Stolz verwechſeln, mit welchem es nichts gemein hat. Wenn Sie einem andern Ihre Dienſte mit Selbſt-

vertrauen anbieten, ſo ſagen Sie ihm gleich⸗ſam: erwarte von mir nicht mehr, als ich leiſten kann; ich verſpreche dir nur dies oder das, aber was ich verſpreche, darin werde ich dich auch nie täuſchen, denn ich weiß, was ich vermag. Sie geben ſich alſo dem andern ganz, wie Sie wirklich ſind, Sie ſind aufrichtig und wahr, und was iſt denn den Menſchen angenehmer als die Wahrheit? Wenn Sie auf dieſe Weiſe mit andern in Verhältniſſe treten, ſo werden ſie ſich hüten allzugroße Forderungen an Sie zu machen; dagegen wird die Freude, das was ſie von Ihnen verlangen, nach Wunſch vollbracht zu ſehn, ihre Achtung gegen Sie vermehren, und dieſe Achtung wird Ihnen die größten Vortheile bringen. Anſtatt daß Sie, wenn Sie Ihre Fähigkeiten geheim halten, auch von niemand geſucht werden, keine Hand fin⸗den, welche Luſt hätte, Sie aus den Drang⸗ſalen, die Sie umgeben, zu retten, und,

ſich ſelbſt überlaſſen, in Ihrem Kummer ver= gehen müſſen.

Johanna. Ich begreife, daß dieſes Selbſtvertrauen wünſchenswerthe Folgen ha= ben kann, aber ich beſitze es nun einmal nicht.

Paneczky. So müſſen Sie daſſelbe in ſich zu erwecken ſuchen. Das iſt leicht. Sie dürfen ſich nur nicht länger ſelbſt unbe= kannt bleiben; Sie müſſen Ihre Kräfte ken= nen lernen, müſſen Ihre ſchöne Natur, die wie durch einen dichten Schleier zeither vor Ihren Augen verborgen gehalten wurde, faſ= ſen, und ſich der mancherley wohlthätigen Wirkungen, deren ſie fähig iſt, bewußt wer= den. Hiermit iſt aber noch nicht alles ge= than. Sie müſſen aus Ihrem Dunkel her= vortreten, und eine größere Bekanntſchaft mit den Menſchen ſchließen, um zu ſehen, was für geringe Kräfte unter denſelben wirk= ſam ſind, und wie ſehr ſie gleichwohl, eben

weil auch das Geringe an ſeinem Orte unentbehrlich iſt, geſchätzt und belohnt werden. Dieſe Kenntniß wird Sie in den Stand ſetzen, mit Sicherheit ein Urtheil über Ihre Kräfte zu fällen; bevor Sie aber dieſelbe erlangt haben, iſt es nöthig, daß Sie ſich auf den Ausſpruch erfahrner und wohlmeinender Menſchenkenner verlaſſen, die Ihnen ſagen werden, daß Ihre Kräfte keineswegs unter die mittelmäßigen gehören.

Eigentlich gedieh jetzt in Johanna's Seele noch kein Entſchluß zur Reife, wie hätte ſie ſich auch ſo plötzlich von Gefühlen losreißen können, welche mit ihr aufgewachſen, und mit ihrer ganzen Art zu denken und zu empfinden auf das innigſte verwebt waren? Der Zufall that indeſſen noch mehr als Paneczky's Vorſtellungen.

Das Haus, welches Johanna bewohnte, war von dem Dorfe faſt eine halbe Stunde weit entfernt, und lag ganz einſam. Eines

Abends ſpät, als eben ein furchtbarer Sturm wüthete, und Hagel im wilden Getümmel weit umher die Saaten zu Boden ſchlug, hörte ſie an ihrer Thür klopfen. Sie öffnete dieſelbe, und gewahrte bey dem Schimmer ihres Lichts einige Reuter, welche ſie mehr durch Geberden, als durch Worte um Schutz anflehten. Johanna merkte bald, daß es Franzoſen waren, und ſie redete ſie in ihrer Sprache an. Das war ein großer Troſt für die Fremden, welche, der Landesſprache unkundig, in der ihrigen nicht verſtanden zu werden gefürchtet hatten. „Wir ſind Emigranten, hub der eine von ihnen an, die nach Rußland *) ziehen, und vom rechten Wege abgekommen ſind. Die undurchdring-

*) Es haben ſich in der That eine Menge Franzöſiſcher Emigranten nach Rußland gewendet, und theils Anſtellungen, theils Ländereyen in menſchenleeren Gegenden erhalten.

liche Finſterniß der Nacht und der Sturm machen, daß die Fortſetzung unſerer Reiſe mit den größten Gefahren verbunden iſt, und daß wir Sie um ein Obdach bitten. Dies iſt das einzige, was wir wollen, auf alles andere leiſten wir Verzicht.“

Johanna nahm die armen Wanderer auf, und bewirthete ſie, ſo gut, als ſie konnte. Sie erfuhr, daß der eine derſelben von ſehr hoher Abkunft ſey, daß er ein beträchtliches Vermögen gerettet habe, und daß die andern ſeine Diener wären. Da ſie noch nicht häufig mit Menſchen umgegangen war, ſo hatte ſie in ihrem ganzen Weſen etwas Scheues und Furchtſames, das ſie auch jetzt nicht verließ. Sie ſprach nicht eher, als wenn ſie um etwas gefragt wurde, und ſelbſt dann wagte ſie es nicht, den Fragenden anzuſehen, ſondern ſie heftete ihre Augen auf die Erde. In allen andern Lagen würde das mißfällig geweſen ſeyn, in dieſer gab es ihr

einen ganz eigenthümlichen Reiz, daß ſie die Wohlthäterin Hülfsbedürftiger war, und doch, weit entfernt ſtolz auf ihr Verdienſt zu ſeyn, durch ihr Betragen zu verrathen ſchien, daß ſie dem, was ſie gethan, keinen hohen Werth beylege. Mit hohen Begriffen von der Liebenswürdigkeit ihrer Wirthin begaben die Reiſenden ſich zur Ruhe.

Als am andern Morgen der Vornehmſte unter ihnen ſie ſeines Danks verſichern und von ihr Abſchied nehmen wollte, ſo ſah er eine Stickerey liegen, welche Johanna ſo eben vollendet hatte. Es war ein Fruchtkorb, und ſowohl die Zeichnung, als die Farben, die durch die richtigſten Verhältniſſe des Lichts und Schattens gehoben wurden, zeugten von dem hohen Künſtlertalent des lieblichen Mädchens. Demungeachtet wagte Johanna es kaum ſich als die Verfertigerin des reizenden Werks zu nennen. Der in Entzücken und Bewunderung verſunkene

Fremde konnte ſich nicht enthalten, ſeine Empfindungen laut werden zu laſſen.

„O, ſprach er, es wird mich nie gereuen, eine Nacht unter Ihrem Dache zugebracht zu haben. Sie haben mir durch die Geläufigkeit, mit welcher Sie ſich in der Sprache meines Vaterlandes auszudrücken wiſſen, und durch ſo manche ſchöne Kenntniß, welche Sie beſitzen, eine Unterhaltung gewährt, die ich in Litthauen *) zu finden nie gehofft hätte. Ich bin Ihnen für die=

*) Eine unter dem Titel eines Großherzogthums lange mit Polen verbundene ungemein fruchtbare, große und ebene Provinz, der es aber noch ſehr an Menſchenhänden fehlt. Der Hauptort iſt Wilna. Durch die Theilung iſt Litthauen gröſtentheils an Rußland gekommen, und man freut ſich, hoffen zu dürfen, daß nun das Elend und die tiefe Unwiſſenheit der Landleute allmählig verſchwinden werden.

ſelbe in der That keinen geringern Dank ſchuldig, als für die freundliche Aufnahme. Und ſo wie Sie mein Herz zu erwerben gewußt haben, ſo nehmen Sie nun auch meine Sinne gefangen durch ein Kunſtwerk, das die eigenſinnigſten Forderungen des Kenners befriediget, und das Gepräge hoher Vollendung an ſich trägt. Welche Kraft, welche Wahrheit herrſcht in dieſen Früchten! Welches Leben in dieſen Farben! Welcher Fleiß, welches verſtändige Streben in dieſer Ausführung! Als Freund der Kunſt wünſchte ich im Beſitz dieſes Stücks zu ſeyn. Wie hoch ſetzen Sie den Preis deſſelben an?“

Johanna erwiederte, daß ſie es nur zu ihrer eigenen Uebung verfertiget, und an den Verkauf deſſelben nie gedacht habe. Als aber der Fremde dringender in ſeinen Bitten wurde, und der Gedanke an ihre Armuth ſie hinderte, das als Geſchenk wegzugeben, wofür ſie einige Vortheile erwerben konnte,

ſo forderte ſie eine kleine Summe Polniſcher Gulden *) für ihre Arbeit.

„Unmöglich! verſetzte der Fremde. Lernen Sie Ihre Arbeit höher ſchätzen! Bey ſolchen Preiſen würde das niedrigſte, gedankenloſeſte Handwerk mehr gewinnen, als ſo ſinnreiche Kunſt.“

Er nahm die Stickerey, verwahrte ſie, um ſie ſelbſt in ihren kleinſten Theilen nicht zu beſchädigen, ſehr ſorgfältig, und drückte ihr eine Schnur koſtbarer Perlen in die Hand. „Noch eins! ſprach er. Sie ſind zu etwas Höherem beſtimmt, als Ihre Tage in dieſer Einſamkeit zu vertrauern. Unter den halbwilden Landleuten Litthauens — wer kennt, wer ſucht Sie da? — Folgen Sie meinem Rathe, und begeben Sie ſich unter Menſchen, die Ihr Talent beſſer zu würdigen verſtehen.“

*) Ein Polniſcher Gulden enthält vier Groſchen Sächſiſch.

Als ſich Johanna von ihrem Erſtaunen erholt hatte, ſo war er mit ſeinen Beglei=tern ſchon verſchwunden. Der Vorgang gab ihr viel zu denken. „Alſo, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, hat der alte Paneczky doch Recht; ich beſitze Fähigkeiten und Vorzüge, die mir ſelbſt unbekannt geblieben ſind. — Und war=um ſollt' ich die erſtern nicht üben, und die letztern nicht gelten zu machen ſuchen? War=um ſollt' ich mir ſelbſt nichts zutrauen, da andre Kräfte in mir wahrnehmen? — Es iſt keinem Zweifel unterworfen, ich beſitze welche. Wohl mir, daß ich zu dieſer Ein=ſicht gekommen bin! Sie ſollen nun nicht länger ungenützt in mir liegen! — Hat es mir Zeit und Geduld genug gekoſtet, ſie zu erwerben, ſo ſollen ſie nun auch für mich wuchern und mir und andern Früchte brin=gen.“

Sie öffnete das Fenſter und ſah einige Männer mit muſikaliſchen Inſtrumenten vor=

beyziehen, von welchen ſie wuſte, daß ſie an Sonn- und Feſttagen durch ihr Spiel die Gemüther der Landleute zu erheitern pflegten. „Ich kenne die Kunſt dieſer Menſchen, ſprach ſie; ſie iſt ſehr mittelmäßig, und außer einigen Tänzen wiſſen ſie aus ihren Inſtrumenten nichts hervorzulocken. Demungeachtet füllen ſie eine Lücke aus, denn wenn ſie nicht auf den Dörfern umherzögen, würden die Krüge ſtumm ſeyn, und auf Hochzeiten und andern feſtlichen Gelagen würde kein Ton die Herzen zur Freude ſtimmen. Man erwartet nicht viel von ihnen, und das, was man erwartet, leiſten ſie; daher ſtehen ſie ſelbſt und andre ſich ganz wohl bey ihrer geringen Kunſt. — Geſtehe dir es nur, Johanna, du beſitzeſt ungleich höhere und edlere Kräfte! Wende ſie an, und deine kummervolle Lage wird am längſten gedauert haben.“

Sie begab ſich zum alten Paneczky, der

ſich nicht wenig freute, als er ſah, daß Johanna das nöthige Selbſtvertrauen gewonnen hatte. Jedoch verhehlte er es ihr nicht, daß in ſeinem Herzen eine neue Sorge ſich regte. „Von dem Selbſtvertrauen, ſprach er, iſt nur ein kleiner, leichter Schritt zur Anmaßung, und vor dieſem hüten Sie ſich. Wenn Sie glücklich werden wollen, ſo werden Sie nie anmaßend!“

Johanna. Vergebliche Furcht! Ich habe nicht einmal einen Begriff von dem Fehler, vor welchem Sie mich warnen.

Paneczky. Deſto ſchlimmer! Es iſt leichter in ſolche Fehler zu gerathen, mit welchen man unbekannt iſt, als in ſolche, die man ihren Weſen und ihren Folgen nach kennen gelernt hat. Nur vor ſichtbaren Gefahren kann man ſich ſattſam hüten. Es iſt Pflicht, daß der Menſch ſeine Kräfte fühle und ſie anerkenne, aber er ſoll ſie nicht für höher und vollkommner halten, als ſie wirk-

lich ſind; ſeinem Blick, der da ſieht, was er vor andern voraus hat, ſoll auch das nicht entgehen, was ihm noch fehlt, wenn er von dem Verdacht der Anmaßung frey bleiben will. Es liegt am Tage, daß derjenige, welcher ſich für den geſchickteſten und beſten in ſeiner Art hält, die Belehrungen andrer, die ihn noch vollkommner machen würden, nicht annimmt, ſie vielmehr beſpöttelt, oder ſich vielmehr durch ſie zum Zorn verleiten läßt. Dieſe Art von Anmaßung, welche uns hindert, die Ausbildung unſerer Fähigkeiten ſo weit fortzutreiben, als es möglich iſt, nennen wir Selbſtgenügſamkeit, und ſie iſt am lächerlichſten und unerträglichſten, wenn ſie ſich in demjenigen, der ſie äußert, auf gar keine oder doch auf eine nur geringe inwohnende Kraft gründet. Sie iſt vorzüglich ein Fehler der Jugend, die man nicht ſelten dem Rathe Erfahrener das Ohr verſchließen ſieht, indem ſie den thörichten

Gedanken hegt, daß ſie dies oder jenes ſo gut wiſſe, als man es ihr ſagen könne.

Johanna. Mir ſollen Rath und Belehrung ſtets willkommen ſeyn, denn ſie ſind ja offenbar zu meinem Beſten.

Paneczky. Ich habe im Laufe meines Lebens eine Menge junger Leute noch durch eine andere Art von Anmaßung äußerſt unglücklich geſehen, die gleichwohl eines beſſern Looſes würdig geweſen wären. Sobald ſie nehmlich zum Gefühl ihrer Kraft gekommen waren, ſo traten ſie mit zu hohen Erwartungen in die Welt. Alles ſollte ihrem Talent, von dem ſie doch noch keine hinreichenden Proben gegeben hatten, und dem, wenn es auch an ſich noch ſo groß und bewunderungswürdig war, doch eine ſehr nothwendige Eigenſchaft, die Erfahrung, fehlte, huldigen; man ſollte ältere, und eben deswegen erfahrnere und für die Zwecke der Geſellſchaft brauchbarere Perſonen um ihretwil-

len nachſetzen und ſie auf alle Weiſe beför=dern. Sie wollten herrſchen, da ſie doch noch nicht zu gehorchen verſtanden; ſie ver=langten in hohen Würden zu glänzen, und ſo einen angemeſſenen Spielraum für ihre zu groß geglaubten Kräfte zu haben.

Johanna. Wie ſehr mußten ſie ſich getäuſcht finden, wenn ſtatt der gehofften großen Würden ihnen im Anfange nur kleine Wirkungskreiſe eingeräumt wurden!

Paneczky. So iſt's! Ihr Stolz ver=ſchmähte zwar einen ſolchen kleinern Wir=kungskreis lange Zeit, da aber ein kleiner immer beſſer iſt, als gar keiner, ſo waren ſie endlich genöthigt, ſich in ihr Geſchick, ſo gut es ſich thun ließ, zu finden. Aber freylich war ihre Zufriedenheit dahin. Sie ſchmähten die Menſchen, und nannten ſie ungerecht; ihre Blicke, nur auf das Glück gerichtet, das ihre Wünſche gereizt und ſich ihnen wieder entzogen hatte, wuſten in der

Lage, in welche ſie wider ihren Willen ver=
ſetzt worden waren, keine von den mancher=
ley Freuden, die ſie begleiteten, zu ent=
decken; immer nur die ungewiſſe Zukunft
vor Augen habend, ließen ſie die Gegenwart
ungenoſſen, und da ſie ihren Poſten für viel
zu gering und unwürdig hielten, als daß ſie
die Pflichten, welche er ihnen auflegte, mit
Aufmerkſamkeit und Liebe hätten erfüllen
ſollen, folglich durch Beobachtung des Klei=
nern die Beförderung zum Größern nicht zu
verdienen ſuchten, ſo nahmen ganz natürlich
die Menge unbefriedigter Wünſche, der
Kummer, der Unwille in ihrer Seele in
eben dem Grade überhand, in welchem ſie
durch Sorgloſigkeit die Anſprüche auf die
Achtung anderer verwirkten.

Johanna. Sie hätten die Augen öff=
nen, und bedenken ſollen, daß ſie nur ihre
übertriebenen Forderungen an die Menſchen

herabſtimmen durften, um des Lebens froh zu werden.

Paneczky. In der That, einiges Nachdenken hätte ſie von ihrem Wahne und ſeinen verderblichen Folgen leicht befreyen können. Durch daſſelbe würden ſie gefunden haben, daß ſie eine ganz falſche Meinung von ſich hatten, wenn ſie ſich für die Vollkommenſten hielten, daß es noch andere höhere Talente außer ihnen giebt, die, weil ſie ſich in einer langen Reihe von Jahren bereits um die Menſchen verdient machten, auch ein höheres Recht auf ihre Dankbarkeit haben, daß große Würden auch große Erfahrung und Sachkenntniß vorausſetzen, die ſie, ſelbſt wenn ihre Kraft die ſeltenſte wäre, nicht beſitzen und nicht beſitzen können, und daß ihnen eben im Anfange ein kleiner Wirkungskreis eingeräumt wird, um ſich jene Erfahrung zu erwerben, und durch Erfüllung ihrer Obliegenheiten der Welt zu be-

weiſen, daß ſie eines höhern Vertrauens würdig ſind.

Er machte nun die Anwendung des Bishergeſagten auf Johanna. „Sie, meine Gute, ſprach er, haben Vertrauen zu ſich ſelbſt gefaßt, aber Sie werden nicht verlangen, daß auch die Welt Vertrauen zu Ihnen haben ſoll, da Sie noch zu neu in derſelben ſind. Sie werden es ſich gefallen laſſen, daß man im Anfange blos Verſuche mit Ihnen anſtellt, und Ihnen, bis Sie dieſelben ſattſam und zu Ihrer Ehre beſtanden haben, nur kleine Poſten, auf denen Ihr Talent viel nützen, Ihr Mangel an Erfahrung hingegen wenig ſchaden kann, anweiſt.“

Johanna konnte dieſes nicht mißbilligen. Nun kannte Paneczky eine Dame, die ſeit langer Zeit Wittwe war, auf ihren Gütern lebte, und ihre Zeit mit Leſen, mit Muſik und weiblichen Kunſtarbeiten hinbrachte. Da die Einſamkeit, ſo wohlthätig ſie auch für

unſere Selbſtbildung werden kann, doch zuweilen unerträglich wird, und da wir uns von Natur nach dem Umgange mit Weſen, die in ihrer Denkungs- und Empfindungsart uns gleichen, ſehnen, ſo hatte auch dieſe Dame eine geiſtreiche Geſellſchafterin gewünſcht, und dieſen Wunſch der in Litthauen keineswegs unter die leicht zu erfüllenden gehörte, ihrem Freunde Paneczky mehr als einmal zu erkennen gegeben. Dieſer eine Freude zu machen war jetzt die Abſicht des letztern, und er that daher Johanna den Vorſchlag, ihren erſten Ausflug in die Welt zu ihr hinzurichten. Sie willigte ein, es wurde an die Dame geſchrieben, und da dieſe einen Tag feſtgeſetzt hatte, an welchem ſie Johanna ſehen wollte, ſo ließ Paneczky das entzückte Mädchen mit ſeinen eignen Pferden zu ihr bringen.

Die Dame behielt Johannen acht Tage bey ſich, und Paneczky hegte nicht den ge-

ringſten Zweifel, daß ſie für einander paſ=
ſen, und durch einen Vertrag beſtimmen
würden, was die eine der andern zu leiſten
habe, als Paneczky von der erſtern einen
Brief erhielt, in welchem ſie unter andern
folgendes ſagte:

„Ich bitte Sie, lieber Freund, was für
ein Geſchöpf haben Sie mir zugeſendet. Un=
möglich kann es Ihr Ernſt ſeyn, daß ich dieſe
Johanna zu meiner Geſellſchafterin machen
ſoll. Sie ſpricht ganze Tage lang kein ein=
ziges Wort, und wenn man ihr durch Fra=
gen Rede abgewinnen will, ſo ſtammelt ſie
auf eine widerliche Art unzuſammenhängende
Dinge her, in welchen oft kein vernünftiger
Sinn iſt. Dabey ſenkt ſie die Augen beſtän=
dig zur Erde, als wenn ſie ein böſes Gewiſ=
ſen hätte, und den andern nicht anzuſehen
wagte. Ich weiß es, daß die Menſchen
nicht eines Sinnes ſeyn können, und habe
es gern, wenn ein andrer, nachdem ich ihm

meine Meinung über eine Sache geſagt habe, mir auch unverholen die ſeinige ſagt, geſetzt auch, ſie wäre gerade das Gegentheil der meinigen. Aber dieſe Johanna hat gar keine eigenen Meinungen; ſie billigt alles, was ich ſage, und wird auf dieſe Weiſe mein Echo, ob dies gleich, wie ich bemerkt habe, nicht aus Schmeicheley geſchieht, denn ſie iſt, wenn ſie billigt oder lobt, zum Erſtaunen wortkarg. Das Franzöſiſche ſtümpert ſie nur, und wahrhaftig, wie kann auch eine Perſon, die ihre Mutterſprache mehr ſtammelt als redet, ſich in einer fremden mit Gewandheit und Lieblichkeit ausdrücken? — Ihr Spiel auf dem Klavier iſt ein Klimpern; ſie ſchlägt zehn falſche Töne an, ehe ſie den rechten trift, und von weiblichen Arbeiten verſteht ſie, wie ich mich aus Unterredungen mit ihr überzeugt habe, ſehr wenig. Mit einem Worte, man hat Sie hintergangen, da man Ihnen dieſes Frauenzimmer empfahl,

und Sie ſehen, daß es unter dieſen Umſtänden die Geſellſchafterin nicht ſeyn kann, die ich ſuche, da mein Verlangen von jeher auf eine Perſon von Geiſt und Herz gerichtet war, in deren Umgange ich die drückende Langeweile der Einſamkeit von mir entfernen wollte.“

Das Erſtaunen Paneczky's nach dem Leſen dieſes Briefes läßt ſich mehr denken, als mit Worten beſchreiben. Daß hier ein Irrthum obwalten müſſe, ſchien außer Zweifel, daß aber dieſer Irrthum auf ſeiner Seite ſey, davon konnte er ſich nicht überzeugen. „Ich kenne Johannen, ſprach er, nicht aus den zweydeutigen Empfehlungen anderer, wie mir dieſer Brief vorwirft. Ich ſelbſt habe ſie geprüft, mein Auge hat es geſehen, mein Ohr hat es gehört, und mein Geiſt hat es erkannt, welche Fortſchritte ſie in mehrern nützlichen Wiſſenſchaften und Künſten gemacht hat. Ihr dieſe abſprechen,

heißt mir ſelbſt den Sinn für Wahrheit abſprechen wollen. — Gleichwohl ſoll ich denn meine Freundin eine Lügnerin ſchelten, die ſie acht Tage lang beobachtete, und deren gutes Herz ich bey ſoviel andern Gelegenheiten erkannt habe? — Die Sache iſt ein Räthſel für mich, das ich nicht zu ergründen vermag."

Er begab ſich am folgenden Tage bey guter Zeit zu Johanna. „Um's Himmels willen, rief dieſe, indem ſie mit den Händen ihr Geſicht bedeckte, verlaſſen Sie mich, und treiben Sie meine Schaam nicht aufs äußerſte!"

Paneczky. Sind Sie lange zurück?

Joh. Seit vier Tagen; aber ich wagte es nicht, Ihnen unter die Augen zu treten, da ich Ihnen ſo wenig Ehre gemacht habe.

Paneczky. Armes Mädchen, ich bedaure Sie, ob ich mir gleich die Urſache Ihres Unfalls nicht zu erklären weiß.

Johanna. Sie ſollen ſie erfahren, da Sie doch einmal von allem unterrichtet ſeyn müſſen. Ach! ich weiß nicht, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn ich den Entſchluß, unter Menſchen zu gehen, nie gefaßt hätte! Zwar wenn alle ſo wären, wie Sie, ſo würde es leicht ſeyn, unter ihnen fortzukommen; Sie ſind ſo gütig, ſo zuvorkommend, ſo aufrichtig, ſo herzlich. Wie ganz anders war die Dame, welcher ich mein Glück zu verdanken haben ſollte! Weit entfernt, mich bey meiner Ankunft durch ein Lächeln zu erfreuen, und mir Zutrauen einzuflößen, wuſte ſie vielmehr in ihrer Miene etwas Strenges, Gebietendes zu legen, das mich niederſchlug, und ihre Blicke ſchienen in die Tiefen meiner Seele zu dringen, und mein Innerſtes erforſchen zu wollen. Ich war außer meiner Faſſung gebracht; der Gedanke, daß man in dieſem Hauſe ohne Theilnahme und Liebe gegen mich war, daß man

im Gegentheil mir auflaure, mich erprobe, mich erforſche, beunruhigte mein Herz; ich empfand in der Nähe dieſer Dame etwas Peinliches, und ſo ſehr ich mich auch bemühete, Vorzüge an ihr zu entdecken, ſo blieb doch der erſte üble Eindruck. Meine Unbefangenheit war nun verloren; die Furcht zu mißfallen verließ mich nie, und gab allem, was ich vornahm, etwas Linkiſches, Tadelnwürdiges. Ich wollte reden, und wuſte in aller Angſt nicht wovon? die Fragen, welche man an mich richtete, beantwortete ich kurz, denn eben weil ich ſie für Schlingen hielt, worin man mich fangen wollte, hatte ich nicht den Muth mich in eine weitläuftige Erörterung deſſen, was ich ſagte, einzulaſſen. Ich wagte nie zu widerſprechen, wenn ich auch Luſt dazu hatte, aus Furcht etwas Albernes zu ſagen. Ich weiß wohl, daß ich von vielen Dingen ſehr abgeſchmackt geurtheilt haben werde, und das gieng ſo zu.

Wenn die Dame bey mir war, mit geſpann=ter Aufmerkſamkeit an meinen Lippen hieng, und ihre Blicke tief in mein Herz zu werfen ſchien, ſo war es, als hätte mich mein Verſtand verlaſſen, und kein Gedanke ſtand mir zu Gebote; ſobald als ſie ſich entfernt hatte, ſo merkte ich erſt, von welcher Seite ich die Sache hätte anſehen, wie ich davon hätte urtheilen ſollen. Mein Spielen auf dem Klavier, wobey mir die Glieder zitterten, war ein Stümpern, mein Sprechen, vornehmlich wenn es meine Fertigkeit in einer fremden Sprache galt, ein Stammeln, und in weiblicher Kunſt wagte ich es um ſo weniger mich zu zeigen, da ich ſehr bald wahrnahm, wie weit die Dame es darin gebracht hatte. Dieſe letztere gab mir nur zu deutlich zu verſtehen, daß ſie ſich in mir geirrt hatte, und ſagte mir endlich rund heraus, daß ſie mir für mein Anerbieten danken müſſe, weil ihr eine von ihren Verwandten

empfohlen worden ſey, der ſie ſich nicht mit Anſtand entziehen könne.

Paneczky. Ihr Verhalten zeigt, daß das Selbſtvertrauen, deſſen ich Sie fähig glaubte, noch nicht Stärke genug gewonnen hat. Wahres Selbſtvertrauen ſichert uns Geiſtesgegenwart; wo es fehlt, da iſt Abweſenheit des Geiſtes unvermeidlich.

Johanna. Ich verſtehe Sie nicht ganz.

Paneczky. Sie wiſſen, daß der Geiſt mit ſeinen Kräften, dem Verſtand, der Urtheilungskraft, dem Gedächtniß, dem freyen, unbeherrſchten Willen, der edlere Theil des Menſchen iſt, und daß man nur in dem Grade menſchlich handelt, in welchem man ſich dieſes beſſern Theils bedient, ſo daß nur derjenige der menſchlichſte genannt zu werden verdient, der am meiſten und aufs vollkommenſte die Kräfte ſeines Geiſtes gebraucht, der alſo auf's kälteſte und vorurtheilsfreyeſte

überlegt, auf's ruhigſte prüft, auf's leichteſte ſich gehabter Vorſtellungen erinnert, auf's ungehindertſte will. Nun iſt zwar allerdings die Verbindung zwiſchen Körper und Geiſt ſo innig, daß keine Trennung zwiſchen beyden ſtatt finden kann, die ausgenommen, welche der Tod verurſacht, und daß alſo ſtreng genommen der Geiſt eines lebenden Menſchen nie abweſend iſt.

Johanna. Gleichwohl ſcheinen Sie mir Geiſtesabweſenheit vorzuwerfen.

Paneczky. Wenn gleich der Geiſt eines lebenden Menſchen ihm ſtets gegenwärtig ſeyn muß, ſo kann er doch in gewiſſe Zuſtände verſetzt werden, in welchen es ihm ſchwer, ja oft unmöglich wird, die Kräfte des Geiſtes in dem vollen Umfange, welchen er ihnen durch Uebung gegeben hat, auf Dinge des Lebens anzuwenden, und dies iſt es, was wir Geiſtesabweſenheit nennen. Dergleichen Zuſtände ſind diejenigen, welche

durch Leidenſchaften, die die Sinnlichkeit in uns erregt, hervorgebracht werden. Wir können uns ſehr bald überzeugen, daß wir, wenn lebhafte Freude, oder Traurigkeit, oder Furcht, oder Hoffnung, oder Rache unſer Herz beherrſchen, daß wir dann nicht nur unfähig ſind, etwas mit Ruhe und Ordnung zu überlegen, ſondern daß wir auch auf unſere Entſchlüſſe, wenn uns anders die große Zerſtreuung, in welcher wir uns befinden, welche zu faſſen erlaubt, dieſen Leidenſchaften den größten Einfluß geſtatten. Die jedem, und beſonders dem Unglücklichen, ſo nöthige Geiſtesgegenwart beſteht darin, daß man ſich, unabhängig von aller Leidenſchaft, der Kräfte ſeines Geiſtes in jeder Lage des Lebens mit Leichtigkeit und Geſchwindigkeit zu bedienen wiſſe.

Johanna. Ich ſehe freylich ein, daß mir bey der Dame dieſe Geiſtesgegenwart gefehlt hat.

Paneczky. Ich ſagte, daß ſie vorzüglich einem Unglücklichen nöthig ſey. Denn obgleich jeder mit Geiſt handeln ſoll, ſo kann doch der Glückliche durch eine geiſtloſe Handlung nicht ſo viel verlieren, als der Unglückliche. Jener beſitzt genug, um, wenn er etwas verliert, dieſen Verluſt bald verſchmerzen zu können; dieſer beſitzt noch nichts; er will erſt erwerben, aber kann er das wohl, wenn er nicht alle Kräfte ſeines Geiſtes anſtrengt, wenn er ſich nicht Grundſätze für ſein Betragen bildet, deren er unter allen Umſtänden eingedenk iſt, um ſie zu befolgen? Iſt nicht zu befürchten, daß er in dem Augenblicke, wo er ſeine Geiſtesgegenwart aufhören läßt, von einer Drohung zurückgeſchreckt, von einem Betrug überliſtet werde, und daß er die Vortheile wieder verliert, deren er ſich zu bemächtigen ſchon im Begriff war? Wird er nicht auf dieſe Weiſe ein Spiel der Schadenfreude,

des Zufalls? — Iſt Ihnen nicht durch den Mangel an Geiſtesgegenwart die Aus-ſicht auf die Verbeſſerung Ihrer Lage wenig-ſtens vor der Hand entriſſen worden?

Johanna. Der Furcht, die mich ein-genommen hatte, muß ich die Schuld bey-meſſen.

Paneczky. Die Furcht, meine Gute, iſt aus ſehr weiſen Gründen in unſere Natur gelegt worden. Sie hält manchen zurück, der ohne ſie ſich leichtſinnig in Gefahren ſtür-zen würde, und wird ſo das Mittel ſeiner Selbſterhaltung; ſie verhindert denjenigen, deſſen Pflichtgefühl ſchwach iſt, laſterhafte, ehrloſe Handlungen zu begehen, und erhält auf dieſe Weiſe in ihm noch einen Schimmer von Tugend. Aber den Zügel darf man ihr eben ſo wenig, wie einer andern Leidenſchaft, ſchießen laſſen. Denn nicht genug, daß ſie unſerer Geſundheit ſchadet, daß ſie ſogar auf der Stelle tödten kann, ſo iſt ſie auch eine

vorzügliche Stütze des Aberglaubens, der unter den Menſchen herrſcht, und, weil ſie häufig keine richtigen Begriffe von ihrer Würde haben, noch immer Anhänger genug findet. Wodurch ſind denn die vielen abentheuerlichen Mährchen von Geſpenſtern entſtanden, und wodurch erhält ſich bey der gedankenloſen Menge ihre Glaubwürdigkeit, wenn nicht durch die Furcht?

Johanna. Dem Himmel ſey Dank, von dieſer Art von Furcht fühl' ich mich frey.

Paneczky. Ich weiß wohl, daß die Furcht, welche Sie hier zeigten, von einer beſondern Art war. Es war die Furcht, durch dasjenige, was Ihrer Perſon eigen war, andern zu mißfallen, wenigſtens nicht Genüge zu leiſten. Wir nennen die Furcht in dieſem Sinne Blödigkeit. Sie iſt jungen Leuten ſehr eigen. Scheint es doch, als wenn die letztern das Mittel ſelten zu treffen

wüſten, indem ein Theil, wie ich Ihnen zu einer andern Zeit ſagte, anmaßend, der andere blöde iſt. So wie der erſtere Fehler aus einem zu großen Selbſtvertrauen entſteht, ſo fließt der letztere aus dem zu geringen Vertrauen in eigene Kraft, und da junge Leute die Welt zu wenig kennen, als daß ſie zwiſchen den Kräften anderer und den ihrigen eine richtige Vergleichung anſtellen könnten, ſo ſind beyde Fehler freylich leicht erklärbar. So wie der Anmaßende gern mehr ſcheinen möchte, als er iſt, ſo ſcheint der Blöde geringer, kleiner, ungeſchickter, unbrauchbarer, als er erſcheinen würde, wenn er unabhängig von ſeinem Fehler wäre; die Furcht verbirgt ſeine Fähigkeiten, giebt allen ſeinen Reden etwas Ungereimtes, und allen ſeinen Bewegungen etwas Linkiſches; er iſt unglücklich genug, daß er ſeinen Werth wider ſeinen Willen vermindert, und ſich in den Augen anderer durch dies zu weit getrie-

bene Streben nicht zu mißfallen herabſetzt. Denn es folgt ganz natürlich, daß andere, denen er gleichſam den Anblick ſeines Geiſtes entzieht, zu ihm kein Zutrauen haben können, da er ſelbſt keins zu ſich hat.

Johanna. Alles dieſes hab' ich leider in dieſen Tagen erfahren. Aber das Betragen der Dame war freylich ſo, daß es mir Furcht einflößen muſte.

Paneczky. Es iſt mir nicht unbekannt, daß ſie bey dem guten Herz, welches ſie beſitzt, doch etwas an ſich hat, das im Anfange das Gemüth mehr entfernt, als feſſelt. Aber was gieng Sie das an? Sie hätten Ihre Geiſtesgegenwart nicht verlieren, und der Schärfe, mit welcher man Sie beobachtete, Dreiſtigkeit entgegenſetzen ſollen. Dreiſtigkeit, welche uns antreibt, unſern Werth und unſere Vorzüge vor jedermann gelten zu machen, iſt keineswegs Anmaßung, denn ſie verlangt nach gerade nur

ſo viel Achtung von Seiten anderer, als uns unſerm tief gefühlten Werthe nach gebührt, nicht mehr und nicht weniger. Weit entfernt, daß ſie einem Menſchen zum Vorwurf gereichen ſollte, iſt ſie vielmehr ein Beweis, daß er unter die Edlern gehört, welchem die Meinung, die andere von ihm hegen, nicht gleichgültig iſt. Man nennt ſie daher, um ſie noch beſtimmter von jener thörichten Anmaßung zu unterſcheiden, mit Recht die edle Dreiſtigkeit. Und die Tugend iſt demjenigen, der, ohne die Hebel einer vornehmen Geburt, eines großen Vermögens, einer angeſehenen Verwandtſchaft zu beſitzen, ſich durch ſich ſelbſt einem abhängigen, niedern Zuſtande entziehen will, nicht minder unentbehrlich, als der Beſitz innerer Kraft, denn was hilft ihm die letztere, wenn er nicht den Muth hat ſie vor Großen ſo wie vor Kleinen, vor Gelehrten ſo wie vor Ungelehrten, vor finſtern Geſichtern ſo wie vor

lächelnden zu zeigen? Er muß ſich andern in voller Wahrheit geben, und gefällt er ihnen in dieſer Wahrheit nicht — nun ſo wird er doch wenigſtens nicht verkannt, und ihre Unzufriedenheit wird für ihn ein Sporen, den Eifer, ſeine Kraft auszubilden, zu verdoppeln.

Es muſte nun auf's neue überlegt werden, wie Johannen ein Unterkommen zu verſchaffen war. Nachdem mancherley Erkundigungen eingezogen worden waren, ſo erfuhr Paneczky, daß ein gräfliches Paar, welches in Warſchau lebte, eine Gouvernante für ſeine Kinder unter ſehr vortheilhaften Bedingungen ſuchte. Er unterrichtete unverzüglich Johanna davon, und da ſie die Kenntniſſe, welche man forderte, beſaß, ſo that er ihr den Vorſchlag, die Stelle, die ihr ihren Unterhalt auf eine ſehr anſtändige Weiſe ſicherte, anzunehmen. Sie bezeugte große Luſt dazu, allein ſie verhehlte ihm auch

nicht ihre Beſorgniſſe wegen der erſten Zuſammenkunft. „Ich werde zwar, ſprach ſie, Ihren Rath befolgen, und dreiſt ſeyn, allein da ich dieſe Tugend zum erſtenmale übe, ſo kann ich nicht dafür ſtehen, ob nicht ein unvorhergeſehener Umſtand, ein unberechneter Zufall mich auf's neue aus meiner Faſſung bringen, und mich meiner Entſchlüſſe vergeſſen machen wird.“ — „Sie müſſen über ſich wachen, erwiederte der Greis. Um Sie indeß nicht zum zweytenmale Unfällen dieſer Art auszuſetzen, werde ich Sie diesmal ſelbſt einführen.“

Er hielt Wort. In wenig Tagen, welche den Anſtalten zur Abreiſe gewidmet waren, ſetzte er ſich mit ihr in ſeinen Wagen, und brachte ſie ſelbſt nach Warſchau*). Als

*) Warſchau, die Reſidenz der ehemaligen Könige von Polen, iſt an ſich klein, hat aber große Vorſtädte, in welchen ſich auch die ſchönſten Palläſte und die meiſten Kirchen und

er daſelbſt angelangt war, ſo begab er ſich mit ihr zur erwähnten Familie, und ſeine Empfehlung hatte zu viel Gewicht, als daß ſie ihren Zweck hätte verfehlen können. Johanna war diesmal wirklich muthiger, wozu die Gegenwart Paneczky's nicht wenig beytrug. Denn durch die wurde ſie nicht nur ſtets an ihre Entſchlüſſe erinnert, ſondern der beſorgte Wohlthäter riß ſie auch dann, wenn ſie ihre alte Furchtſamkeit anwandelte, dadurch, daß er in's Geſpräch fiel, und ihr Zeit verſchaffte, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, aus mancher Verlegenheit. Die Liebe mit welcher man ihr von allen Seiten ent-

Klöſter befinden. Die Stadt hatte vor der Theilung faſt 3200 Häuſer, und über 96,000 Einwohner. Ohne Fabriken zu haben, trieb ſie doch auf der Weichſel, an welcher ſie liegt, mit Landesprodukten einen beträchtlichen Handel. Sie iſt in der Theilung an Preußen gefallen.

gegen kam, gab ihrem Weſen bald etwas Heiteres und Ungezwungenes, und da eben dies die rechte Stimmung des Gemüths war, um alle die ſchönen Eigenſchaften deſſelben kenntlich zu machen, ſo konnte es nicht fehlen, die Aufmerkſamkeit dieſer erkenntlichen Menſchen muſte verdoppelt, und die Bande, welche ſie an Johannen ketteten, bald ſehr enge gezogen werden.

Paneczky hatte noch einen Grund, warum er die weite und beſchwerliche Reiſe unternahm. Er hatte einen Neffen, der von dem Glück ſeit langer Zeit zu ſeinem Liebling ausgezeichnet ſchien. Ladislas war einer der ſchönſten Polniſchen Jünglinge, und wenn er in ſeiner vaterländiſchen Tracht einhergieng, und der Säbel ſeine Seite ſchmückte, ſo ſah man Mannheit und Jugendreiz im kräftigſten Bunde. Sein Geiſt war gebildet, ſeine Sitten waren angenehm und gefällig, denn er hatte die ſorgfältigſte Er=

ziehung genoſſen. Dieſen Vortheil aber hatte er nicht etwa ſeinen Aeltern zu verdanken, vielmehr waren dieſe durch die Revolutionen, die die Polniſchen Provinzen im verwichenen Jahrhundert ſo häufig erſchütterten, in eine tiefe Armuth geſunken, und außer Stand geſetzt worden, die nöthige Sorgfalt auf die Erziehung ihres einzigen Sohnes zu wenden. Ragozky, ein reicher Graf, der den Knaben liebgewonnen hatte, hatte ſich denſelben von ſeinen Aeltern abtreten laſſen, ſo ſehr dies auch Paneczky, der ihn ebenfalls an Kindes Statt annehmen wollte, zu hintertreiben geſucht hatte.

Es war zum großen Vortheil des jungen Ladislas, daß der letztere nicht durchdrang, denn da eine Menge von Staatsgeſchäften auf ihm ruhten, und ſeine raſtloſe Thätigkeit erforderten, ſo wäre für ſeine Bedürfniſſe ungleich weniger geſorgt geweſen, als in dem Hauſe Ragozky's. Dieſer letztere

hatte nicht nur das ganze Europa durchreiſt, ſondern hatte auch in Kanada *) unter den Fahnen Frankreichs gegen England gekämpft. Dadurch hatte er ſich eine Menge der ſeltenſten Kenntniſſe erworben, die er durch das fortgeſetzte Leſen Franzöſiſcher, Engliſcher und Deutſcher Schriften unabläſſig vermehrte. Er verwendete einen Theil ſeiner großen Reichthümer auf die Anlegung einer Bücher- und einer Gemähldeſammlung, und theilte

*) Ein unermeßlicher Landſtrich im Norden von Amerika, vom großen Lorenzſtrom bewäſſert. Nicht nur ſeine große Fruchtbarkeit, ſondern auch die ungeheure Kette großer Landſeen, die meiſtens in Verbindung mit einander ſtehen, und die Niagarawaſſerfälle, wo ſich das Waſſer aller dieſer Seen über 170 Fuß hoch herabſtürzt (ohne Zweifel die größten Waſſerfälle in der Welt), ſo wie das köſtliche Pelzwerk, das er liefert, machen ihn merkwürdig. Bevölkert iſt Kanada noch wenig. Es gehört ſeit 1763 den Engländern.

ſeine Zeit zwiſchen der Bildung des Kindes, das ihm übergeben war, und ſeiner eigenen. Da er überzeugt war, daß es unmöglich ſey, ohne einen geläuterten Geſchmack ein guter Menſch zu ſeyn, ſo nahm er in dem jungen Ladislas vorzüglich dieſen in Anſpruch, und ſeine Bemühungen blieben nicht ohne den gewünſchten Erfolg.

Da Ladislas den Erwartungen des Grafen ſo glücklich entſprach, und ſich ſeiner Liebe werth zu machen wuſte, ſo gieng die Wohlthätigkeit deſſelben noch weiter. Ragozky hatte einen Sohn gehabt, der ihm in den Feldzug nach Kanada gefolgt, und dort in einem mörderiſchen Gefecht von einem Trupp Indianer, der für die Engländer focht, gefangen fortgeſchleppt worden war. Der unglückliche Vater hatte bald darauf die Nachricht erhalten, daß ſein Kaſimir unter allen den Martern, welche jene Völker auf ihre Kriegsgefangen häufen, getödtet wor-

den ſey. Er war außer ſich, und nur die Zeit konnte ſeinen Schmerz lindern. Er gewöhnte ſich nach und nach Ladislas als ſeinen Sohn anzuſehen, denn ſein Herz, das Jahre hindurch in ſeiner Verlaſſenheit getrauert hatte, erheiterte ſich bey dem Gedanken.

Als man nach des Grafen Tode ſein Teſtament öffnete, ſo fand es ſich, daß er ſeinen Zögling zum Erben ſeiner Güter eingeſetzt hatte. Ladislas ſah ſich nun plötzlich im Beſitz eines Reichthums, der ihn in den Stand ſetzte, das bequemſte, ſorgenfreyſte Leben zu führen, der aber auch diejenigen, welche durch Schmeicheleyen das Erbe des alten Ragozky zu erſchleichen gehofft hatten, zu ſeinen unverſöhnlichen Feinden machte.

Paneczky beſuchte ihn; er mußte den dringenden Bitten des Neffen nachgeben, und eine Zeitlang bey ihm bleiben. Ladislas war wirklich ein Jüngling von edlem

Herzen, und obgleich die Hitze ſeiner Jugend ihn oft abhielt das Gute zu erwählen und zu thun, ſo blieb er doch nie lange in ſeinem Irrthum. Ein Fehler, den er begangen und erkannt hatte, kränkte ihn im Innerſten, und er beweinte ihn mit Thränen der aufrichtigſten Reue. Diejenigen, welche ihn genauer kannten, wollten ſeit einiger Zeit einen ziemlichen Stolz an ihm bemerkt haben; ſoviel iſt gewiß, er äußerte ihn wenigſtens gegen ſeinen Onkel nicht, vielmehr erhielt die Ehrfurcht, welche er gegen ihn empfand, ſein Herz ſtets offen der Stimme der Belehrung.

Er war gerade mit dem Bau eines großen prächtigen Pallaſtes beſchäftiget, der, obgleich noch unvollendet, ihm ſchon ungeheure Koſten verurſacht hatte, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen fortfuhr. Eigentlich bedurfte er dieſer neuen, koſtbaren Wohnung freylich nicht, da Ra=

gozky ihm ein Haus hinterlaſſen hatte, das zwar nicht unter die ſchönſten, aber gewiß unter die geräumigſten und ausgebauteſten in Warſchau gehörte. Der Grund, welcher ihn hierzu trieb, war dieſer. Ein reicher Ruſſiſcher Fürſt, der in Warſchau lebte, hatte vor nicht langer Zeit den Bau eines Pallaſtes vollendet, der als ein Muſter der Schönheit allgemein bewundert wurde. Darauf that ſich aber auch der Fürſt nicht wenig zu Gute, und in einer Geſellſchaft, die er, um ihr die Wunder ſeiner neuen Wohnung zu zeigen, zu ſich eingeladen hatte, rühmte er ſich mit prahleriſcher Rede, daß ein anderer es ihm wohl ſchwerlich nachthun, und ein ſo geſchmackvolles, in allen ſeinen Theilen ſo prächtiges Gebäude aufführen würde. „Denn, ſetzte er bedeutend hinzu, ein ſolcher Bau erfordert mehr Geld, als die Polniſchen Herrn daran zu wenden Luſt haben würden.“

Ladislas, welcher dies hörte, wurde empört, und ſogleich war es in ſeinem Herzen beſchloſſen, den Fürſten Lügen zu ſtrafen. Durch den Tod ſeines Wohlthäters war eine große Summe baaren Geldes in ſeine Hände gefallen; ſie ſchien hinreichend um ein Werk von noch größerm Umfange zu vollenden, und wenn ſie auch dadurch ganz verſchlungen wurde, war denn der jährliche Ertrag ſeiner Güter nicht groß genug, um mit Glanz davon zu leben? — Er verſchrieb ſich Baumeiſter aus Italien, eine Menge Künſtler des In- und Auslandes wurden durch ihn in Thätigkeit geſetzt; er ſparte kein Geld; denn es war ſeine Abſicht nicht, dem Fürſten gleich zu kommen, ſondern ihn zu übertreffen.

Pranicki, ein vornehmer Pole, der aus England zurückgekehrt war, hatte einen Zug Engliſcher Pferde mitgebracht, die, wenn er mit ihnen ausfuhr, durch ihre Schönheit

ſowohl als Raſchheit alle Zuſchauer in Verwunderung ſetzten. Ladislas hatte ſie kaum geſehen, ſo verſchrieb er ſich einen Zug aus der Tatarey, und ein Künſtler zu Paris mußte ihm einen Wagen von nie geſehener Schönheit verfertigen. So großen Aufwand ihm auch die Veranſtaltungen koſteten, ſo vergaß er ihn doch bald, da er die Befriedigung hatte, ſeine Equipage für die beſte in Warſchau gehalten zu ſehen. Eben ſo war ſeine Dienerſchaft bald ſehr zahlreich, und man urtheilte, daß außer dem König niemand eine ſo koſtbare Livree gebe, als der junge Paneczky.

Sein Onkel fand zu ſeinem großen Vergnügen, daß er viele Vergnügungen, welchen ſonſt Große mit der größten Begierde nachhängen, nicht liebte. Er kam nie auf die Jagd, ob ihm gleich die Waldungen auf ſeinen Ländereyen die ſchönſte Gelegenheit

dazu darboten. Er hatte ehemals den Tanz leidenſchaftlich geliebt; wenn er hingegen jetzt erfuhr, daß irgend eine Luſtbarkeit ſich mit einem Balle endigen ſollte, ſo ſchloß er ſich ohne Zaadern davon aus. Seine Mahlzeiten waren gewöhnlich ſehr einfach, ob ihm gleich ſeine Güter die ausgeſuchteſten Speiſen lieferten, und ſein Keller die köſtlichſten Weine enthielt. Dagegen gab er freylich, weil das in ſeinen Verhältniſſen nicht zu vermeiden war, glänzende Gaſtmahle, allein er genoß unter allen, die dabey gegenwärtig waren, am wenigſten, und ſeine Nüchternheit war muſterhaft. Außer ſeiner Bauluſt ſchienen alle ſeine Vergnügungen ſich auf die Liebe zum Theater, und auf die Liebe zur Lektüre zu beſchränken. Jenes beſuchte er regelmäßig jeden Abend, wenn Spiel war, und von dieſer zeugte der anſehnliche Büchervorrath, der in ſeinem Zimmer aufgeſtellt war, obgleich die Bücher

ſelbſt nicht nach den Wünſchen des alten Paneczky waren.

„Was meinen Sie, lieber Onkel, fragte Ladislas eines Tages, nachdem er ihm die ganze Fülle ſeines Reichthums gezeigt hatte, bin ich nicht glücklich?“

Der Alte lächelte.

Ladislas. Wenn ich Ihr Lächeln richtig deute, ſo ſcheinen Sie mir dieſes nicht zugeſtehen zu wollen.

Paneczky. Wenn das Glück in der Menge angenehmer Empfindungen beſteht, welche wir uns zu verſchaffen wiſſen, ſo iſt nicht zu läugnen, daß Du eine Menge Mittel beſitzeſt, Dich zu vergnügen, und folglich glücklich zu ſeyn. Nun nennt die Welt freylich oft ſchon den glücklich, welcher viel Mittel beſitzt, ſich Freuden zu machen, und reich und glücklich ſind daher oft gleichbedeutende Begriffe. Ich bin dieſer Meinung nicht. Glücklich werde ich Dich nur dann

nennen, wenn Du der angenehmen Empfindungen, welche Du Dir ohne Zweifel verſchäffen kannſt, wirklich ohne die möglichſt geringſte Unterbrechung theilhaft biſt.

Ladisl. Nun ſo ſey es zu Ihrem Troſte geſagt, ich werde von keiner Sorge gequält.

Paneczky. Das freut mich. Ich glaube es zu meinem eigenen Entzücken, daß Du bisher glücklich wareſt. Sorge Du nun dafür, es, ſo viel von Dir abhängt, fortwährend zu ſeyn. Es iſt ein mühſames Geſchäft, ſich glücklich zu machen, aber glaube mir, noch weit größere Weisheit und Kunſt gehört dazu, ſich im Glück zu erhalten. Wenn gleichwohl das erſtere Pflicht des Unglücklichen iſt, ſo iſt die letztere nicht weniger Pflicht des Glücklichen, da doch unſtreitig ein froher und heiterer Lebensgenuß einen großen Theil der Beſtimmung ausmacht, welche wir nach dem Willen des Schöpfers hier erreichen ſollen.

Ladislas. Und glauben Sie denn nicht, daß mich mein eigener Vortheil auffordert, mir dieſe Kunſt zu erwerben?

Paneczky. Allerdings, aber ſie erlernt ſich ſchwer, weil man oft ſein Liebſtes aufzuopfern genöthigt iſt; auch iſt man lange Lehrling in derſelben, weil ſie viel Erfahrungen vorausſetzt, zu geſchweigen, daß viele, die durchaus nur mit Schaden klug werden, ſie nicht anders, als mit Verluſt eben des Glücks, das ſie zu erhalten beſtimmt iſt, erkaufen, ſo daß es, wenn ſie zum Beſitz derſelben gelangt ſind, nicht mehr Zeit iſt, ſie anzuwenden. — Du, mein lieber Neffe, ſcheinſt mir einige der wichtigſten Regeln, welche ſie vorſchreibt, unbefolgt gelaſſen zu haben, ſo daß die Kenntniß derſelben, wenn Du ſie nun auch gewänneſt, vielleicht in mancher Rückſicht zu ſpät kommen dürfte.

Ladislas. Und welche Regeln ſind das?

Paneczky. Zuerſt ſage mir, warum meideſt Du jetzt den Tanz ganz, welchen Du einſt ſo ſehr liebteſt?

Ladislas. Das macht, ich habe eine Zeitlang ſo viel getanzt, daß ich am Ende des Tanzens ganz überdrüßig geworden bin. Ein gleiches gilt von der Jagd, und von vielen andern Freuden des Geſchmackſinns. Im Anfange, da ich erſt in den Beſitz meines Erbes gekommen war, lag ich Tag und Nacht in den Wäldern, und meine Hände trieften von dem Blute der Bären, Wölfe, Füchſe, Eber und anderer Thiere. Dies Leben, das zuerſt ſo viel Reize für mich gehabt hat, fieng endlich an mir äußerſt mißzubehagen, und es könnte ſich jetzt ein Vierundzwanzigender *) in meinen Forſten ſehen laſſen, ich würde keinen Schritt um ſeinet-

*) Vierundzwanzigender heiſt in der Sprache der Jäger ein Hirſch, deſſen Geweihe vier und zwanzig Zacken oder Spitzen haben.

wegen thun. Die guten Speiſen, die meinen Gaumen in zu großer Menge kitzelten, haben ihren Wohlgeſchmack für mich verloren, die köſtlichen Weine habe ich mir zum Ekel getrunken, und wenn ich mich jetzt zu Tiſche ſetze, ſo verlange ich nur etwas, das ſättigt; ob es leckerhaft ſey oder nicht, darnach frage ich wenig.

Paneczky. Das ahndete ich. Tanz, Jagd, wohlſchmeckende Speiſen und Getränke ſind ſinnliche Freuden, die nicht nur erlaubt, ſondern auch angenehm und anziehend ſind, wenn ſie mit Maaß genoſſen werden, die aber Ekel und Ueberdruß zurücklaſſen, wenn man ihrem Genuſſe kein Ziel ſetzt. Und Du haſt ſie unmäßig genoſſen, haſt Dich mit ihnen überſättigt. Sieh, nun rächen ſie ſich dadurch, daß ſie aufhören Dich zu reizen, und Dir das zu ſeyn, was ſie andern ſind, die ſich weiſer dabey verhalten. Da nun der Genuß dieſer Freuden wenn auch

keineswegs den größten, doch einen unläugbar großen Theil unſeres Erdenglücks ausmacht, ſo begreifſt Du, daß dieſer Theil für Dich verloren, und daß Dein Glück, auf deſſen Erhaltung Du nicht die gehörige Sorgfalt gerichtet haſt, unvollkommner geworden iſt. Wenn es Dir indeſſen daran liegt, andere nicht minder wichtige Theile deſſelben zu erhalten, ſo befolge die Regel: genieße die Freuden dieſer Erde nicht in dem Maaße, in welchem Du ſie haben kannſt, ſondern ſchränke Deine Genüſſe ein, damit nicht Ueberſättigung erfolge.

Ladislas. Ich werde mein Verhalten noch aus einem andern Grunde von ihr abhängig machen. Ich werde nehmlich, wenn ich dergleichen Freuden mäßig genieße, eine Menge Mittel, die ſie mich koſten, erhalten, um ſie auf eine zweckmäßigere Weiſe anwenden zu können.

Paneczky. Es iſt gut, daß Du zu dieſer Einſicht kömmſt. Wir brauchen nicht erſt auf einen Fall zu warten, in welchem Du jene Regel zum erſtenmale befolgen könnteſt. Er iſt bereits vorhanden.

Ladislas. Welcher könnte es ſeyn?

Paneczky. Laß die Regel Einfluß auf Deine Bauluſt gewinnen, die in der That etwas zu groß iſt.

Ladislas. Sie wiſſen, auf was für eine ſonderbare Weiſe ſie in mir entſtanden iſt.

Paneczky. Ich weiß ſie, und billige ſie nicht. Deine koſtbare Equipage, Deine vielen Livreebedienten rechne ich eben dahin. Was iſt das alles anders, als äußerer Schein? Nun aber iſt der Schein des Glücks nicht das Glück ſelbſt, im Gegentheil genießt das wahre Glück ohne Geräuſch. Vermeide, ſo viel Du kannſt, äußern Glanz, denn da er nur ein koſtbarer Schein

iſt, ſo entzieht er Dir die Mittel zum wahren Glück, daß Dir, indem Du einer Grille nachhängſt, ungenoſſen entſchlüpft. Am verderblichſten wird dieſer äußere Schimmer, wenn mit ihm das Beſtreben verbunden iſt andere zu übertreffen. Wenn zwey Menſchen in der Tugend mit einander einen ſolchen Wettſtreit anſtellen, ſo wird er freylich wohlthätig für beyde ſeyn, denn indem der eine beſſer ſeyn will, als der andere, ſo werden beyde vollkommener und entwickeln die Kräfte ihres Gemüths. Dies iſt aber nicht der Fall, wenn ſie in Rückſicht auf äußere Pracht mit einander wetteifern. Der ganze Streit dient bloß dazu, daß er beyde erſchöpft, beyde zu ungeheuren Ausgaben nöthiget, ohne ihnen einen bleibenden Vortheil dafür zu verſchaffen. Am wenigſten muß man mit ſolchen, die offenbar reicher und vornehmer ſind, in der Pracht wetteifern wollen.

Denn der Aufwand, den ſie in ihrer Lage leicht machen können, iſt für den Geringern, weniger Bemittelten verhältnißmäßig zu groß, als daß er lange dabey beſtehen könnte. Und was erndtet er dafür ein? Nichts als Spott, denn ſeine Eitelkeit kömmt durch ein ſolches Betragen allzuſehr zum Vorſchein. Eitelkeit aber iſt, ſie erſcheine in welcher Geſtalt ſie wolle, lächerlich.

Ladislas. Ich werde mich in Zukunft hüten, durch Nachäffung Größerer mir den Vorwurf der Eitelkeit zuzuziehen. Indeſſen werden Sie doch nicht allen äußern Glanz verwerfen?

Paneczky. Dein Rang, die Verhältniſſe, in welchen Du lebſt, nöthigen Dich allerdings einen gewiſſen Aufwand zu machen, den das Herkommen zum Geſetz gemacht hat. Ueberall muß ſich der Menſch ſtandesmäßig kleiden, beköſtigen u. ſ. w.,

weil er ſonſt nur zu leicht in den Verdacht der Kargheit fällt, und das Anſehen, welches er dadurch bey ſeinen nun einmal vom Schein abhängigen Nebenmenſchen gewinnt, und das freylich nichts iſt, wenn es nicht von wirklichen Verdienſten unterſtützt wird, verliert. Aber zu weit darf dieſes nie getrieben werden, und zum Glück läßt ſich das Mittel zwiſchen dem Zuviel und dem Zuwenig durch einiges Nachdenken immer ſehr leicht finden. Denn wenn man durch äußeres Gepränge keinen Spott einerndtet, ſo erndtet man doch von Seiten derer, die es uns nicht nachthun können, und alſo unſer höheres Glück ſtillſchweigend anzuerkennen gezwungen ſind, Neid ein. Suche dem Neid zu entgehen iſt aber eine Regel, die jedem, der ſich im Beſitz eines Glücks befindet, um ſo dringender an das Herz gelegt werden muß, da die Erfahrung lehrt, wie geſchäftig oft Neider ſind, das Glück

desjenigen, auf welchen ihre Blicke gerichtet ſind, zu untergraben.

Ladislas. Und daß ich Neider habe, iſt mir nur zu wohl bekannt. Es wird alſo am beſten ſeyn, daß ich mein Glück im Stillen genieße.

Paneczky. Ein ſolcher ſtiller Genuß iſt der reinſte, der ungetrübteſte. Freue Dich alſo im Stillen Deines Glücks, und hüte Dich, es öffentlich zur Schau zu ſtellen, damit Du keine Störungen deſſelben zu befürchten haſt. Sey glücklich, laß es aber nur Deine Vertrauten wiſſen, daß Du glücklich biſt, hingegen mache glücklich, ſo viele Du kannſt, denn jemehr Du glücklich machſt, deſto glücklicher biſt Du ſelbſt. Lerne die große Wahrheit fühlen, daß unter allen äußern Beſitzthümern der Beſitz dankbarer Menſchenherzen der ſchönſte, der gewinnvollſte, der unvergänglichſte iſt. Und wer hat eine beſſere

Gelegenheit, zu demſelben zu gelangen, als Du? Wie könnteſt Du einen beſſern Gebrauch von Deinen Gütern machen, als wenn Du um Dich her Thränen trockneſt, Sorgen verſcheuchſt, Freuden ſchaffſt, und ſo ein Völkchen Glücklicher um Dich herzauberſt, die Dich als einen Gott im Kleinen verehren, Dir mit Liebe lohnen, und ihre Kinder Deinen Nahmen mit Ehrfurcht ausſprechen lehren? O wahrlich, dieſe Wonne iſt ſeliger, als wenn eine Menge wohlgenährter Müßiggänger um Dich ſteht, die kein anderes Geſchäft kennen, als Deinen Reichthum zu preiſen, während ihnen Dein Herz unbekannt bleibt, und die daher bey dem geringſten Wechſel der Dinge Dich verlaſſen und ſich entfernen, ſo daß ihr ſtets nichts als Fremdlinge geweſen zu ſeyn ſcheint, die von einander keine Kenntniß hatten.

Von ſchönen Empfindungen wallte das

Herz des jungen Ladislas über. Und er reichte dem biedern Onkel die Hand, und ſprach: „Ich habe in dieſen Augenblicken durch Ihren Mund das wahre Glück des Lebens kennen gelernt. Seyn Sie verſichert, daß ich darnach ſtreben werde. — Was urtheilen Sie aber, fuhr er fort, von meiner Liebe zur Lektüre und zum Theater?“

„Es ſind Vergnügungen, die, auf die gehörige Weiſe genoſſen, ſehr unſchuldig, ſogar nützlich ſeyn können. Allein auch dann, wenn man dieſen nachſtrebt, bedarf man einer ſichern Leitung. Davon ein andermal!“

Der Greis traf nun Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Der Tag derſelben war bereits feſtgeſetzt, als er noch einmal zu Johanna gieng, um ihr ſein Lebewohl zu ſagen. Er fand ſie von dem Kreiſe der Kleinen umgeben, welche ihren Sorgen anvertraut waren, und überzeugte ſich bald von der Liebe,

mit welcher es ihr gelungen war, ſie an ſich zu feſſeln. Johanna dankte ihrem Wohlthäter auf's innigſte für den guten Rath, wodurch er ſie ihrem Elend entriſſen hatte, und geſtand ihm, daß ſie ſich in ihrer gegenwärtigen Lage ſehr wohl befinde. Als ſie allein waren, ſo ſprach Paneczky noch folgendes zu ihr: „Liebe Johanna, ich müßte mich ſehr irren, oder Sie ſind auf dem Wege, durch Menſchen ein Glück zu machen. Die Hälfte dieſes Wegs haben Sie ſogar bereits im Rücken; mit Hülfe des erwachten Selbſtvertrauens und der Dreiſtigkeit gelang es Ihnen durch Hinderniſſe vorzudringen. Jetzt müſſen Sie nicht nur das Errungene feſthalten, ſondern ihm auch den Zuwachs zu verſchaffen ſuchen, deſſen es fähig iſt, und Sie werden das, wenn Sie Ihr Leben nach folgenden Grundſätzen einzurichten ſuchen. Entfernen Sie ſich von Stolz; es iſt beſſer, wenn Sie andere Ihre Verdienſte anerken-

nen laſſen, als wenn Sie durch Ihr Betragen gegen andere zu erkennen geben, daß Sie dieſelben zu hoch anſetzen. Aber nicht weniger entfernen Sie ſich auch von aller Schmeichelen, die Ihnen äußeres Glück gewähren kann, aber das innere raubt, und ſelbſt jenes nie auf einem feſten Grunde aufführt. Seyn Sie beſcheiden und gefällig, ohne kriechend zu ſeyn. Halten Sie auf Ehre und guten Ruf, wie auf ihr Auge, und bedenken Sie, daß ohne dieſe zwey Güter das Weib nie eines erfreulichen Zuſtandes fähig iſt. Erfüllen Sie die Pflichten Ihres Berufs auf's genaueſte, und unterlaſſen Sie nie ſich ſelbſt zu vervollkommnen, um andere vervollkommnen zu können. Da Sie von Menſchen abhängen, ſo ſeyn Sie verſchwiegen, und hüten Sie ſich über die Fehler derer, welche Ihnen ſchaden können, harte Urtheile zu fällen. Dabey vergeſſen Sie nicht, daß eigne Sparſamkeit ein ſichre=

rer Bürge für das Fortſchreiten Ihres Wohl=
ſtandes iſt, als fremde Freygebigkeit, und
bedenken Sie, daß bey jeder Ausgabe, wel=
che Sie machen, das Ueberflüſſige ſtets dem
Nothwendigen weichen müſſe, und daß es
unbeſonnen iſt, Geſchmeide und Flitter zu
kaufen, wenn man noch kein Kleid beſitzt,
durch welches man gehörig vor der Witte=
rung geſchützt iſt."

Paneczky unterhielt, nachdem er auf
ſeine Güter zurückgekehrt war, einen fleißi=
gen Briefwechſel ſowohl mit ſeinem Neffen,
als mit Johanna. Jener erſtere meldete ihm
nach einiger Zeit, daß ſein Bau wirklich der
Störer ſeines Glücks geworden ſey, indem
er durch eine Menge Ausgaben, welche nicht
vorauszuſehen geweſen wären, ſein Vermö=
gen erſchöpft, und ihn, Schulden zu machen
genöthiget habe, ohne darum vollendet zu
ſeyn. „Ich bin, ſchrieb er, des Unterneh=
mens ſo überdrüßig, daß ich nur ſehr lang=

ſam fortbauen laſſe, und daß ich wünſchte, ich wüßte gar nichts mehr davon.“ Dagegen tadelte ihn ſein Onkel, daß er ſo leichtſinnig von einer Sache denken könne, die ihm ungeheure Aufopferungen gekoſtet habe. „Wenn Du nun den Bau nicht einmal vollenden willſt, ſchrieb er ihm, ſo ſind alle die Summen, welche er Dich koſtet, ſo gut wie weggeworfen. Denn wem kann ein unausgebautes Haus, in welchem er bey aller Pracht der Materialien, woraus es beſteht, vor Hitze und Kälte nicht ſicher iſt, nützen?“ — Ladislas hatte weder Luſt, den Bau fortzuſetzen, noch konnte er ſich entſchließen, ihn liegen zu laſſen, und er ſah es für ein Glück an, als endlich der oben erwähnte Ruſſiſche Fürſt ihn von allen ſeinen Zweifeln befreyte, und ihm das Gebäude abkaufte, ob ihm gleich durch das, was er dafür erhielt, ſeine Koſten kaum zur Hälfte erſetzt wurden.

Das Schickſal, welches Ladislas mit Gütern überhäuft hatte, ſchien auch ihn durch Ehre auszeichnen zu wollen. Zwar war der König, deſſen Gunſt er in einem hohen Grade beſaß, zu eingeſchränkt, als daß er ihn ſo, wie er wollte, hätte beför- dern können, allein ſeinen Empfehlungen hatte er es doch zu danken, daß er als Obri- ſter bey der Kronarmee *) angeſtellt wurde. Freylich hatte er bey dieſem Ereigniß auch Gelegenheit, die Geſinnungen derer, mit welchen er zunächſt umgieng, kennen zu ler-

*) Polen und das damit verbundene Litthauen unterhielten keine große Armee, weil in Kriegszeiten jeder Edelmann aufſitzen, und in den Krieg ziehen mußte. Die ſtehende Armee, welche Polen unterhielt, hieß die Kronarmee, von welcher die Litthauiſche ver- ſchieden war. Sie ſollten nach den Geſetzen 18,526 Mann ausmachen, waren aber oft kaum halb ſo ſtark.

nen. Er hatte die Glückwünſche ſeiner Kameraden, der übrigen Kronoffiziere, angenommen, und es war keiner unter ihnen, der ihm nicht, indem er ſich ſeiner Freundſchaft empfahl, alle gute Dienſte für die Zukunft verſprochen hätte. Er war leichtgläubig genug, darauf zu rechnen. Allein wie ſehr fühlte er ſich gekränkt, als viele dieſer vermeinten Freunde ihn verläumdeten, ihm, wenn er irgend etwas zum Vortheil des Polniſchen Militairs thun wollte, die größten Hinderniſſe in den Weg legten, ſeine gutgemeinten Plane, wenn ſie bey ihm an der Tafel waren, lobten, und ihn dann dem Krongroßfeldherrn *) als einen Neuerungsſüchtigen, als einen unruhigen Kopf ſchilderten, ſo daß er von einer Zeit zur andern Rechenſchaft von ſeinem Betragen abzulegen genöthiget war. Er beklagte ſich hierüber bit-

*) So hieß der höchſte General der Polniſchen Kronarmee.

terlich in den Briefen, welche er an ſeinen Onkel ſchrieb, und ſagte unter andern, daß ſeine Erhebung nur ein Glück ſcheine, und daß ſie, weit entfernt, es wirklich zu ſeyn, ſein Herz mit einer Menge Sorgen erfüllt habe, welche ihm vorher unbekannt geweſen wären. Der alte Paneczky erwiederte hierauf: es ſey keine Lage auf Erden, ſo glücklich man ſie auch preiſen möchte, ganz frey von Sorgen, und alſo kein Glück vollkommen. Wer ein durch nichts geſtörtes Glück auf der Erde erwarte, der unterhalte thörichte Hoffnungen, und er müſſe ſich doppelt elend fühlen, wenn dieſe getäuſcht würden. Der Glücklichſte ſey eigentlich nur der, welcher die wenigſten Sorgen habe, ganz befreyt von denſelben ſey keiner. „Erinnere Dich, fuhr er fort, an Gay's fürtreffliche Fabel. Ein Menſch, der alle Freuden der Sinne im Uebermaaß genoſſen, und vorzüglich der Wolluſt gefröhnt hat, wird endlich

durch eine ſchmerzliche Krankheit für ſeine Vergehungen geſtraft. Die Sorge, daß er auf dieſe Weiſe ſeinen Tagen ſehr früh ein Ende machen würde, treibt ihn zur Mäßigkeit; er heurathet, um als Gatte, als Vater ſich an Ordnung zu gewöhnen. Aber nun quälen ihn neue Sorgen. Könnte ihm ſeine Gattin nicht treulos werden, und ihre Zärtlichkeit einem andern zuneigen? Wovon ſoll er ſeine wachſende Familie unterhalten? Wovon ihr ein Erbe hinterlaſſen, das ſie in den Stand ſetzt, nach ſeinem Tode mit Anſtand zu leben? — Er beſchließt nun, ſein vorzüglichſtes Augenmerk auf Gewinn zu richten, und iſt glücklich genug, ein anſehnliches Vermögen zu ſammeln. Aber nun verläßt ihn die Sorge vor Dieben und Mördern nicht, und raubt ihm die nächtliche Ruhe. Müde dieſes qualvollen Zuſtandes, richtet er von nun an ſein ganzes Streben auf Ehre und Anſehen. Aber kaum iſt er

zu Würden emporgeſtiegen, ſo erheben ſich Sorgen anderer Art in ſeiner Seele. Er ſieht ſich von Neidern umgeben, er ſieht eine Menge Nebenbuhler jeden ſeiner Schritte belauren, und an ſeinem Sturz arbeiten. Er zieht ſich alſo vom Hofe zurück und flieht auf's Land, wo er ſeine Gärten und Felder ſelber beſtellt. Aber der Gedanke, daß Brand und Mehlthau, daß Hagel und Inſeckten ſeine Hoffnungen täuſchen, ſeine Erndten zerſtören können, erfüllt auf's neue ſein Herz mit Bangigkeit. Er ſieht nun wohl, daß die Sorge überall zu finden iſt, und daß ſie die Menſchen, wie ein Geſpenſt, verfolgt. Die einzige Bitte, die er an ſie thut, iſt daher nur, daß ſie ihm nicht mehr folgen, ſondern ihm lieber vorangehen möge*). Dadurch hat der Dichter dieſer Fabel nichts anders anzeigen wollen, als daß es

*) Gay's Fabeln 1, 31.

beſſer ſey, im Voraus zu überlegen, mit welchen Gefahren eine Sache, die man unternehmen will, verbunden iſt, um auf dieſelben, wenn ſie eintreten, gefaßt zu ſeyn, und Mittel zu ihrer Abwendung oder Verringerung in Bereitſchaft zu haben, als ſich leidenſchaftlich in etwas einzulaſſen, das, weil wir nur ſeine angenehme Seite kannten, uns, wenn es uns die unangenehme zukehrt, mit Furcht und Schrecken erfüllt. Und alles in der Welt hat ja, gleich einer Münze, zwey Seiten, eine freundliche und eine unfreundliche. Kleine Leiden muß man nicht achten, weil ſie überall unvermeidlich ſind.“

Ladislas hatte ſchon längſt auf ſeinen Gütern die Leibeigenſchaft *) aufgehoben,

*) In wenig Ländern war die Leibeigenſchaft ſo drückend und hart, als in Polen, wo der Edelmann alles, der Landmann nichts, als ein Sclave war.

und um die Landleute ſchneller zu dem Wohlſtande zu führen, zu welchem ſie die neue Freyheit berechtigte, beſuchte er, wenn er auf dem Lande war, ihre Hütten, und zeigte ihnen, was ſie zu thun hätten, um den Ertrag ihrer Felder und Heerden zu vermehren. Dafür dankten ſie ihm aber auch durch die aufrichtigſte Liebe, von welcher ſie ihm die rührendſten Beweiſe gaben. Um auf eines ſeiner Güter zu gelangen, mußte er durch ein Dorf reiſen, deſſen armſelige Hütten von dem Elend und der Nacktheit derer, welche ſie bewohnten, hinlänglich zeugten. Vor einer derſelben ſah er einen Greis ſitzen, welcher heftig weinte. Das Herz des edeln Reiſenden war ergriffen, er fragte den Greis nach der Urſache ſeiner Thränen.

„Ach, antwortete dieſer, Thränen ſind das einzige, was meinem bekümmerten Herzen einige Erleichterung geben kann. Ob ſie

gerecht ſind? — Komm und überzeuge Dich ſelbſt!“

Ladislas trat in die Hütte, und ſchauderte, als er auf einem Lager von Moos einen Jüngling fand, deſſen Körper mit eiternden Wunden bedeckt; und deſſen Haupt auf eine Art verletzt war, welche ihn des Gebrauchs ſeiner Sinne unfähig machte.

„Und was iſt hier vorgegangen?“ fragte er von ſeinem Entſetzen zurückkommend.

Greis. Der Elende, den Du vor Dir ſiehſt, iſt mein Sohn. Er iſt nicht der einzige; Gott verlieh mir noch zwey andere, aber die Menſchen entriſſen mir ſie. Sie dienen beyde in der Kronarmee.

Ladislas fragte nach dem Namen des Alten. Er hieß Minskow. Seine beyden Söhne waren unter dem Regimente des Ladislas, und er kannte ſie wohl.

„Dieſen ließ man mir, fuhr der Greis fort, damit er mich in meinem Alter ernäh-

ren, und das kleine Feld, welches ich beſitze, beſtellen ſollte. Ach er kann es nun nicht mehr, und wir beyde werden der Raub eines furchtbaren Todes ſeyn. In dieſen Zuſtand hat ihn der Herr unſers Dorfs verſetzt, indem er ihn auf der Jagd mit dem Flintenkolben züchtigte, weil er einen ſeiner Jagdhunde, der nach ihm biß, geſchlagen hatte.“

„Entſetzliche That! rief Ladislas. Und hat denn niemand den Mörder zur Strafe gezogen.“

Der Greis lächelte ſchmerzlich. „Wie wär' es möglich in Polen Gerechtigkeit zu finden? ſagte er. Außer dem im Himmel hat der Niedere keinen gerechten Richter *).

*) Nicht übertrieben ſind die Klagen des Alten über den Mangel an Gerechtigkeit in Polen. Ehemals konnte ein Edelmann ſeinen Bauer ungeſtraft ermorden. Im Jahre 1347 wurde auf den Mord eines Bauers eine Geldſtrafe geſetzt, die ſelten erlegt wurde, und dies

Ob Ladislas gleich bereits wußte, daß der Herr dieſes Dorfs einer der kleinen Tyrannen war, von welchen die niedern Volksklaſſen Polens wegen ſeiner fehlerhaften Regierungsverfaſſung von jeher ſo viel erdulden mußten, ſo maß er doch der Erzählung des Alten keinen unbedingten Glauben bey, ſondern zog von andern Seiten Erkundigungen ein. Was er erfuhr, beſtättigte nur zu ſehr die Ausſage des erſtern. Ladislas hütete ſich, mit dem Grauſamen, der um eines Hundes willen einen Menſchen aufopfern

blieb, bis 1768 ein Geſetz verordnete, daß der Mord eines Bauers als ein Halsverbrechen anzuſehen ſey. Doch mußte der Mörder auf friſcher That ergriffen, und ſein Verbrechen mußte von zwey Edelleuten und vier Bauern bezeugt werden. Wie ſelten mußte man alle dieſe Umſtände vereinigt finden, und wie oft mußten alſo Mörder ungerochen bleiben!

konnte, Streit anzufangen, aber er ſendete dem Unglücklichen einen geſchickten Arzt aus Warſchau zu Hülfe, und durch die Bemühungen deſſelben wurde er, wenn gleich nicht ohne große Schwierigkeiten, dem Tode entriſſen. Hierauf ließ er ſich durch einen dritten in Unterhandlungen mit ſeinen zeitherigen Herrn ein, und für eine Summe Geld, die man dem Habſüchtigen gab, war es leicht, dem Greis und ſeinem Sohne die Erlaubniß von ihm zu verſchaffen, ſeine Gerichtsbarkeit verlaſſen, und ſich an jeden beliebigen Ort wenden zu können. Er zog beyde auf eins ſeiner Güter, baute ihnen eine bequeme Wohnung, und räumte ihnen einige Ländereyen ein, die, wenn ſie von dem Jüngling gehörig bearbeitet wurden, hinreichend waren, ihn und ſeinen Vater zu nähren. Den erſtern verheurathete er bald darauf mit der Tochter eines ſeiner wohlhabendſten Bauern, und das Glück, welches das Paar genoß,

und zu welchem er auf alle Weiſe beyzutragen fortfuhr, erfüllte ihn mit deſto größerer Freude, da er ſich den Stifter deſſelben nennen durfte.

Eine ungleich ſeligere Freude war ihm noch vorbehalten. Als er wieder in die Reſidenz zurückgekehrt war, ſo beſuchten ihn einige Fremde, die ſich mehrere Wochen bey ihm aufhielten, und denen er unter andern Vergnügungen auch das Vergnügen einer Eberjagd gab. Zu dieſem Ende begab er ſich mit ihnen in einen ſeiner weitläuftigen Forſte, begleitet von Landleuten und von Soldaten ſeines Regiments, welche die Thiere durch Geräuſch aus ihren Schlupfwinkeln auftreiben ſollten. Unter den letztern befanden ſich auch die Gebrüder Minskow, auf welche er ſeit dem Vorgange mit ihrem Vater aufmerkſamer geworden war, und die bey allen als zwey ordnungsliebende, ehrliche Jünglinge bekannt waren. Die Ge-

ſellſchaft hatte ſich, um ihren Zweck gewiſſer zu erreichen, in mehrere Haufen getheilt, und die Schüſſe, die man von Zeit zu Zeit fallen hörte, kündigten an, daß die Jäger nicht ohne Beſchäftigung blieben. Es dauerte lange, ehe Ladislas, bey welchem ſich außer einem von den Fremden und etlichen Landleuten auch Eberhard Minskow befand, ein Wild anſichtig wurde; endlich rennte in einer Entfernung von etwa vierzig Schritten ein großer Eber über den Weg. Der Fremde ſchoß zuerſt, und fehlte; Ladislas, der nun auf ihn losdrückte, ſtreifte ihn nur leicht. Der Schmerz machte das Thier wüthend; es ſtürzte auf ſeine Feinde los. Der Fremde, die Landleute flohen; Ladislas wollte ſeinen Muth beweiſen, und blieb, aber er hatte ſeine Geiſtesgegenwart ſo gänzlich verloren, daß er nicht einmal das nächſte Mittel zur Gegenwehr, ſeinen Säbel ergriff. Unterdeſſen drang der Eber auf ihn ein, und er

wäre ohne Rettung verloren geweſen, hätte nicht der muthige Eberhard, der es nicht über ſich bringen konnte, den gütigen Obriſten in der Gefahr zu verlaſſen, ſich mit Blitzesſchnelle zwiſchen ihn und das wüthende Thier geworfen. Zwar koſtete es Mühe, dieſem den Sieg ſtreitig zu machen, und Eberhard bekam einige heftige Wunden, jedoch wurde es durch die Kraft des letztern, und weil Ladislas, der ſich unterdeſſen gefaßt hatte, zu ſeiner Hülfe herbeyeilte, endlich überwältigt. Aber kaum war es erlegt, ſo ſank auch Eberhard, durch den ſtarken Blutverluſt entkräftet, neben daſſelbe hin. Ladislas warf ſich auf ihn. „Mein Retter, rief er, wie kann ich Deine Bravheit lohnen?“ — „Lohnen? erwiederte er. Sie haben an meinem Vater und Bruder mehr gethan, als ich je für Sie zu thun im Stande ſeyn werde.“

Ladislas war gerührt. „O gewiß, dachte

er, mein Onkel hatte Recht, erſt durch den Dank derer, welche man beglückt hat, wird man wahrhaft glücklich.“ Die Wunden des redlichen Jünglings waren übrigens nicht gefährlich. Man verband ſie, und ließ ihn nach Hauſe ſchaffen, wo ein Arzt ſeiner pflegen mußte. Er war bald hergeſtellt, und daß Ladislas für dieſen Beweis der Anhänglichkeit nicht unerkenntlich blieb, bedarf keiner Erwähnung.

Als er nach Warſchau zurückgekommen war, ſo fand er folgenden Brief des alten Paneczky, über welchen er, da ſein Beſuch ihn wieder verlaſſen hatte, Zeit genug gewann nachzudenken.

„Liebſter Neffe. Es freut mich nicht wenig, daß Du die Bemerkungen, welche ich einſt während meiner Anweſenheit in Warſchau zu machen Gelegenheit hatte, ſo gegründet findeſt; noch mehr aber freut es mich, daß das, was Du als wahr aner=

kannt haſt, nicht mehr bloße Sache Deines Verſtandes bleibt, ſondern ſeinen Einfluß auf Dein Herz äußert. Ich weiß es noch recht wohl, daß ich Dir die Mittheilung meiner Geſinnungen über den Beſuch des Theaters und über Lektüre ſchuldig blieb, und da Du mich verſchiedenemale daran erinnert haſt, ſo will ich nicht länger anſtehen, dieſe Schuld abzutragen.“

„Es iſt nicht zu läugnen, daß Schauſpiele eine der angenehmſten Unterhaltungen gewähren. Und daher wundert es mich nicht, daß, um die Langeweile zu zerſtreuen, welche ſie an den Abenden finden, ſich eine Menge Zuſchauer im Theater einfinden. Aber von Dir, lieber Neffe, erwarte ich, daß Du aus ungleich edlern Abſichten Dich unter die Zuſchauer miſcheſt, als um lediglich eine flüchtige Unterhaltung zu finden, und die Zeit zu verkürzen; ja, ich erwarte dies um ſo mehr, da ſich Warſchau einer

recht guten Schauſpielergeſellſchaft rühmen kann, und da Schauſpieler, wenn ſie im Stande ſind die Forderungen derer, welche ihr Spiel herbeylockt, zu befriedigen, auch ihrerſeits welche an die Zuſchauer machen können, ohne deren Erfüllung die Schaubühne das elendeſte Ding von der Welt iſt.“

„Ich hoffe demnach, daß Du den Zweck des Schauſpiels, den es an Dir nicht minder, wie an jedem andern erreichen will, nie aus den Augen laſſen wirſt. Ehemals bey der Unvollkommenheit unſerer Bühne war dieſer freylich kein anderer, als zu beluſtigen, und unvermerkt einige Stunden wegzuſcherzen, welche man mit Gähnen hingebracht haben würde. Leider giebt es noch, wie geſagt, viele unter uns, die als Ueberreſte jenes unfreundlichern Zeitalters bloß in's Theater gehen, um ſich zu vergnügen, und für dieſe iſt es wahrhaftig kein großer Gewinn, daß ſich die Puppen, die man ehe=

mals auf den Theatern ſah, in lebendige Perſonen verwandelt haben, und daß der Hanswurſt, der vor dem auf denſelben ſpukte, verdrångt worden iſt. In ihren Herzen geht eben ſo wenig eine wohlthåtige Verånderung vor, als in den Herzen derer, die das Schauſpiel gar nicht beſuchen, weil ſie es aus einem irrigen Wahne, der die Můhe einer ernſtlichen Widerlegung nicht verdient, ob er gleich noch vor einigen Jahrzehenden eine große Gewalt über die Köpfe hatte, für ein Werk des Teufels halten, das man fliehen müſſe. Die Thoren! Als wenn eine Sache, die dem Geiſt ſowohl, als dem Herzen die edelſte Nahrung giebt, unter die Uebel der Erde gezåhlt werden könnte!“

„Der wahre Zweck des Schauſpiels iſt, durch Låuterung des Geſchmacks und durch Bildung des Herzens den Menſchen menſchlicher, edler in ſeinen Beſtrebungen und genußfåhiger zu machen. Der Geſchmack iſt

das Vermögen, das Schöne aller Art zu em⸗pfinden und es als ſolches mit ſchnellem, richtigen Blick anzuerkennen. Damit nun dieſes Vermögen ſeine Rechnung vorzüglich finde, wird erſtlich der Menſch ſelbſt mit al⸗len ſeinen Kräften im Kampfe mit dem, was die Aeußerung dieſer Kräfte hindert, der vornehmſte Gegenſtand des Schauſpiels. Sodann bemühen ſich auch der Schauſpiel⸗dichter und der Schauſpieler jedes Stück ſo vor die Augen der Zuſchauer zu bringen, daß es im Ganzen ſowohl, wie in ſeinen einzel⸗nen Theilen allen denkenden und urtheilenden Kräften derſelben die vollkommenſte Befrie⸗digung gewährt, ſo daß ſie, ohne daß ein einziger in den Gang deſſelben verflochten wäre, und in Anſehung ſeiner thieriſchen oder bürgerlichen Bedürfniſſe Gewinn oder Verluſt dadurch erlitte, doch die innigſte Liebe und Theilnahme daran äußern, als wenn ſie in die Vorgänge, die es darſtellt,

wirklich gezogen wären. Nun iſt aber das, was alle unſere denkenden Kräfte, Verſtand, Urtheilskraft, Vernunft u. ſ. w. auf gleiche Weiſe ſo ſehr befriedigt, daß wir, ob wir gleich für unſere natürlichen und bürgerlichen Verhältniſſe dabey weder gewinnen noch verlieren, doch den innigſten Antheil daran nehmen, mit einem Worte ſchön."

„Dies Schöne wird uns auf der Schaubühne nach Kräften gegeben, und da wir folglich oft die Gelegenheit haben, es zu empfinden, ſo müſſen wir an daſſelbe gewöhnt, und unſer Geſchmack muß von Tage zu Tage gereinigter werden. Welchen Werth aber ein gereinigter, ſicherer Geſchmack habe, das läßt ſich mit Worten ſchwer beſchreiben. Es liegt am Tage, daß er uns fähig macht, auch unſrer Seits das uns ſo bekannt gewordene Schöne nachzuahmen, unſere Beſtrebungen zu veredeln, unſerm Aeußern Würde und Anſtand zu ertheilen, unſern Handlun-

gen, unſerm ganzen Betragen etwas Gefälliges, Heiteres, Zwangloſes zu geben, unſer Weſen von der Thierheit zu entfernen, und, indem wir eine glückliche Mittelſtraße zwiſchen Rohheit und äffiſcher Ziererey wandeln, wahrhaft menſchlich zu werden, und jenen Liebreiz zu gewinnen, deſſen unſere Natur bey ſorgſamer Pflege theilhaft werden kann. Der Mann von feinem, richtigen Geſchmack, wird alle Laſter und unſittlichen Neigungen haſſen, zwar aus keinem andern Grunde, als weil ſie in ihm den Menſchen entſtellen, und weil er, jemehr er ſie aus ſich verbannt, ſeine Natur deſto gewiſſer verſchönt und veredelt; aber iſt er nicht, indem er dieſen Grundſatz hegt, auf einem ſehr guten Wege, und wird nicht der, welcher das Böſe haßt, weil es ihn entſtellt, es bald noch glühender darum haſſen, weil es böſe iſt? Iſt auf ſolche Weiſe ein geläuterter Geſchmack nicht ein unentbehrliches,

ja iſt er nicht das ſicherſte und zuverläſſigſte Mittel zur höchſten Menſchentugend? Und wenn Schauſpiele den Geſchmack zu verfeinern bemüht ſind, wirken ſie da nicht ſchon mittelbar auf die vortheilhafteſte Weiſe für Tugend und Menſchlichkeit? Welches Volk des Alterthums erſcheint liebenswürdiger, die Griechen, die mit dem feinſten Geſchmack ihr Daſeyn verſchönten, mit offnem Sinn alles Liebliche aufzufaſſen verſtanden, mit fröhlicher Leichtigkeit über die heitere Fläche des Lebens hinglitten, und mild und ſanft und wohlthätig gegen alles waren, was ſie umgab, oder die frühern Römer, die zwar mit ernſter Größe am Baue ihres Staats arbeiteten, und das Schwerd wohl zu führen wußten, aber in dumpfer Geſchmackloſigkeit daheim ein mühſeliges, kümmerliches Leben führten, nur an Thierkämpfen und Fechterſpielen ihr Vergnügen fanden, despotiſch oder kriechend waren, je nachdem ſie uner-

meßliche Reichthümer beſaßen oder von Armuth gedrückt wurden, und gegen ihre Nachbarn ſtolz und herriſch, gegen ihre Ueberwundenen aber, ſelbſt wenn es ihre Mitbürger geweſen wären, unerbittlich und grauſam waren? Oder wenn Du wählen ſollteſt, würdeſt Du dem beſchwerlichen Leben des uns benachbarten Türken, der kein höheres Gut als Gemächlichkeit kennt, oder dem heitern Daſeyn des Deutſchen, Engländers und Franzoſen, die unabläſſig bemüht ſind, das Schöne zu ergreifen, und es mit ihren Genüſſen zu verbinden, und bey welchen die ſogenannten rohen Laſter immer ſeltener werden, den Vorzug geben?“

„Aber das Schauſpiel wirkt auch unmittelbar auf Sittlichkeit. In demſelben ſieht man die Folgen von herrſchenden Thorheiten, von Verbrechen und Laſtern auf der einen, und von guten Handlungen auf der andern Seite, die das gemeine Leben zu ſehr in die

Zukunft verbirgt, oder mit dem, was wir Zufall nennen, und was alſo von Menſchen nicht herrührt, zu regellos verwebt, als daß ſie mit Leichtigkeit von jedem wahrgenommen werden könnten, vor das Auge gerückt. Man wird alſo um ſo eifriger, die erſtern zu vermeiden und ſich der letztern zu befleißigen, der Abſcheu vor dem Laſter wird größer, die Liebe zum Guten wird in der Seele erhalten und befeſtiget.“

„Fahre Du demnach fort das Schauſpiel zu beſuchen, das, indem es die ſüßeſten unſchuldigſten Freuden gewährt, mit Recht eine Bildungsſchule für alle diejenigen, die ſich im Theater einfinden, genannt werden kann. Aber eben deswegen nimm Dir auch vor, nur ſolche Stücke zu ſehen, deren Verfaſſer wegen ihres trefflichen Geſchmacks und wegen ihrer hohen Kunſt in der Darſtellung des rein Menſchlichen berühmt ſind. Ich

würde Dir dieſen Rath nicht geben, wenn ich nicht noch täglich eine Menge Stücke auf's Theater bringen ſähe, welche mehr dadurch, daß ſie der Rohheit und Unmenſchlichkeit des gemeinen Volks ſchmeicheln, zu gefallen, und dadurch Zuſchauer herbeyzulocken ſuchen, als daß ſie mit Verzichtleiſtung auf den Beyfall der Menge von Kunſtverſtändigen gebilliget zu werden, alle übrigen aber zu einer höhern Stufe des Geſchmacks emporzuziehen bemüht wären. Wenn Du Stücke der letztern Art häufig ſiehſt, ſo ſetzeſt Du Dich dem Verdacht mit Recht aus, daß Du an dem Gemeinen, dem Zotenhaften noch mit großem Eifer hängeſt, als daß Dein Schönheitsſinn entwickelt genug ſeyn könnte. Schlechten Stücken zieht der Weiſe eine andere beſſere Unterhaltung vor, die guten ſieht er deſto häufiger, denn wenn er ſie auch zum zehntenmale ſähe, er kehrt immer mit neuer Luſt und Befriedi-

gung, mit neuen Aufſchlüſſen und Anſichten aus denſelben zurück.“

„Allein, mache auch jedesmal, wenn Du im Theater biſt und aus demſelben zurückkömmſt, den Gedanken in Dir recht lebhaft, daß es nur ein Schauſpiel war, welches Du ſahſt, und daß jedes Spiel auch als ein ſolches betrachtet werden müſſe. Lerne zwar im Schauſpiele wie Du Dich in der wirklichen Welt verhalten müſſeſt, aber erwarte nicht in der wirklichen Welt alles ſo zu finden, wie im Schauſpiel. Bedenke, daß in dem letztern alles erdichtet iſt, und daß man zwar in dieſen Dichtungen der Natur folgt, aber doch nicht wie ſie in einzelnen beſondern Fällen, ſondern wie ſie im Allgemeinen zu wirken pflegt. Durch eine Täuſchung, wenn man es nicht lieber eine Bezauberung nennen will, wird man dem Kreiſe des Gemeinen ganz entriſſen, und in eine höhere Welt verſetzt, die Tugend er=

ſcheint in einem hellern Glanze, das Laſter in größerer Abſcheulichkeit; die Thatkraft der Menſchen iſt ſtärker, wirkſamer mächtiger, die Zwecke, die ſie herbeyführt, kommen ſchneller und zeigen ſich deutlicher, jedes Hinderniß wird leichter aus dem Wege geräumt. Alles das iſt in der wirklichen Welt ganz anders; die Menſchen in derſelben ſind weder ſo gut noch ſo böſe; ihre Kräfte ſind ſchwächer, ihr Einfluß auf den Gang menſchlicher Angelegenheiten weniger merklich, die Zwecke, die ſie herbeyführen wollen, kommen langſamer. Im Schauſpiel ſiehſt Du Rieſen oder Zwerge, in der Wirklichkeit Menſchen von gewöhnlicher Größe. Die Rieſen im Schauſpiel nöthigen uns, wie alles Außerordentliche, Bewunderung ab, aber unter den Menſchen der Wirklichkeit leben wir, ja wir leben für ſie und durch ſie. Hüte Dich alſo, Dein Urtheil über die Menſchen durch die Darſtellung

beſtimmen zu laſſen, welche Dir das Schau-ſpiel von ihnen giebt, Du würdeſt ſonſt ent-weder mit zu großen oder mit zu kleinen Er-wartungen unter ſie treten, Dich ſtets be-trogen finden, und mit dem Herzen voll Un-muth, das Du in Dir tragen würdeſt, we-der ſelbſt genug für ſie wirken, noch zu dem Genuß des Glücks geſchickt ſeyn, welches derjenige unter ihnen findet, der ſie beſſer kennt. Um über Menſchen und Menſchen-werth richtig zu urtheilen, muß man ſie nicht aus ihren verſchönten Abbildern auf der Bühne kennen lernen, man muß ſie in der Wirklichkeit beobachten.“

„Da auf dem Theater das Schöne dar-geſtellt wird, ſo hütet man ſich Kleinigkeiten einen großen Werth beyzulegen. Geringe Handlungen werden daher überſehn, kleine Freuden nicht in Anſchlag gebracht, unbe-deutende Hinderniſſe kaum erwähnt, Folgen von minderm Gewicht verſchwiegen. Man

will überall nur das Große, nur die höchſten Aeußerungen menſchlicher Kraft vor's Auge führen, und daher athmet auf der Bühne alles ein ſogenanntes poetiſches Leben, das iſt, ein Leben, das der Menſch leben könnte, das er aber nicht lebt, und deſſen fröhliche Gegenwart erdichtet iſt. Junge Herzen, die ſich in Geſellſchaft einer regen Phantaſie befinden, glauben dies Leben von der Bühne in die Wirklichkeit übertragen zu können, in welcher es vielleicht dereinſt, wenn die Menſchen mit ihren wahren Bedürfniſſen vertrauter geworden ſind, gefunden werden kann, in welcher es aber diejenigen, die den gegenwärtigen Zuſtand der Menſchheit genau kennen, nicht ſuchen. Was im Schauſpiel Kleinigkeit iſt, iſt es nicht im wirklichen Leben; ein Hinderniß, das in jenem für unbedeutend gehalten wird, iſt in dieſem nicht ſelten unüberſteiglich. In dem erſtern iſt ein Vorurtheil, das ſich dem

Glück einer Perſon entgegenſtellt, ſehr bald zu Boden gekämpft; in dem letztern ſteht es uns, wie ein unverſöhnlicher Feind überall im Wege, und wir müſſen es ſogar, wenn wir nicht alle Ausſichten auf Glück und Wohlſeyn verlieren wollen, noch mit einer Schonung behandeln, welche es an ſich nicht verdient. Der Wahn, daß man in der Wirklichkeit das Kleine, bey'm erſten Anblick Bedeutungsloſe nicht achten, und daß man in ihr ſo leichten Sinnes leben müſſe, wie in der Komödie, entſteht bey jungen Leuten ſehr leicht, und die im Theater zugebrachten Abende beſtärken ſie darin. Allein er iſt ſehr verderblich. Die Menſchen erhalten in dieſen neuen Weltbürgern Leichtſinnige, welche die Aufmerkſamkeiten, die ſie ihnen ſchuldig ſind, unterlaſſen, und ſie ſelbſt glauben in den Menſchen Betrüger zu finden, die die ſchönen Hoffnungen, welche ſie von ihnen gefaßt hatten, zerſtören, und

ihr Herz mit Kummer und Unmuth erfüllen.“

„Wenn Du ſtets eingedenk dieſer Grundſätze dem Schauſpiel beywohnſt, ſo kann es nicht ohne den wichtigſten Einfluß auf Deine Bildung bleiben, während Du gegen die Nachtheile, die es hervorbringen kann — denn welches Gute ſollte nicht auch ſeine ſchlimme Seite haben? — geſichert biſt. Mit der Lektüre iſt es nicht anders.“

„Wenn man auch aus keinem andern Grunde leſen wollte, als um ſich angenehm zu unterhalten, ſo würde ich doch ſagen, daß das Leſen unter die zweckmäßigſten und anſtändigſten Beſchäftigungen gehört, mit welchen Menſchen ſich befaſſen können. Um dies zu begreifen, ſtelle Dir im Geiſte eine Nation vor, unter welcher wenig geleſen wird. Unthätig will man nicht ſeyn, denn ſolcher, die an der Faulheit ſelbſt Vergnügen fänden, giebt es nicht viel; gleichwohl hat

man nicht zu jeder Zeit Arbeiten des Berufs, oder will keine haben, denn die große Anſtrengung erſchöpft endlich, und Reiche überlaſſen ſie ganz denen, welche ſie dafür bezahlen. Womit ſoll man alſo die Zeit ausfüllen, und die Langeweile tödten? Immer ſeinen eignen Gedanken nachhängen iſt ermüdend, und oft ſind dieſe von einer ſolchen Art, daß man ſie lieber in den Hintergrund der Seele entfernt, als hervorzieht. Man ſucht alſo Geſellſchaft und findet ſie nicht immer nach ſeinem Sinn; man ſpielt, und verliert Geld, Ruhe und Ehre; man nimmt zu ſinnlichen Vergnügungen ſeine Zuflucht, die den feineren Menſchen nicht befriedigen, weil ſie dem Geiſte nichts zu thun geben. Dies letztere macht, daß man ſie zu vervielfältigen ſucht, und ſo den Ekel durch die Abwechſelung vermeiden will, aber ſchon die Künſteleyen, welche man dabey anwendet, machen ſie bald widrig, wenn ich auch dabey

nicht in Anregung bringen wollte, wie abgeſchmackt und unſittlich manche ſind, z. B. Stiergefechte, Thierhetzen u. dergl. Lektüre hingegen unterhält den Geiſt ohne ihn allzuſehr anzuſtrengen. Sie reitzt ihn aus der Sphäre ſeiner eignen Gedanken heraus, ſie läßt neue, freundliche Bilder, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln, vor ihm vorübergehen, ſie gewährt ihm neue erheiternde Anſichten, ſie öffnet ihn in Augenblicken tauſend unbekannte Welten, in denen er fröhlich herumſtreift. Sie zerſtreut und beluſtiget ihn, ohne ihn zu ermüden, denn abgerechnet, daß ſie viele ſeiner Kräfte auf einmal in Beſchlag nimmt, und ſie zum anmuthigen Spiele weckt, gehört auch das Denken zum eigenthümlichſten Weſen des Geiſtes, der, ſo wie der Körper, keinen Augenblick ohne den Kreislauf des Bluts beſtehen kann, keinen Augenblick ohne zu denken hinbringt. Freylich kann man mir einwenden, daß,

wenn viele Menſchen nicht leſen, ſie auch kein Bedürfniß zum Leſen fühlen, aber ich halte diejenigen weit eher für beklagens- werth, als für glücklich, die ſich noch ſo wenig von der Thierheit entfernt haben, daß der Sinn für Lektüre in ihnen noch unge- weckt iſt.“

„Aber durch Lektüre unterrichten wir uns zugleich, indem wir uns durch ſie ver- gnügen, und das iſt's, warum ſie jedem Denker ſchätzbar ſeyn muß. Denn geſetzt auch, der Menſch hätte Zeit genug, um alles, was ihm zu wiſſen nöthig iſt, durch eignes Nachdenken aufzufinden, ſo wird er doch jedes nur auf die Weiſe anſehen, welche von ſeiner Natur, von dem Maaße ſeiner Geiſteskräfte, und von der Richtung, wel- che ſie genommen haben, unveränderlich be- ſtimmt iſt. Dadurch wird ſeine Kenntniß, wenn ſie anders ſich ſelbſt überlaſſen zur Reife kömmt, flach und einſeitig. Lektüre

macht uns, da die Kürze des Lebens und die unſäglich große Menge von Gegenſtänden, die ſich uns darbieten, uns abhalten, mit unſerm eignen Nachdenken alles zu umfaſſen, mit dem bekannt, was andere darüber gedacht haben, und giebt uns auf dieſe Weiſe Kenntniſſe, ohne uns auf dem langen, beſchwerlichen Wege zu ihnen zu führen, auf welchem ſie zuerſt erworben wurden. Unterhält ſie uns auch von Dingen, über welche wir bereits ſelbſt nachdachten, ſo giebt ſie uns doch, da andere im Denken auch von andern Grundſätzen auszugehen pflegen, als wir, neue Anſichten von denſelben, lehrt ſie uns von neuen Seiten kennen, und macht ſo unſere Kentniß vielſeitiger, umfaſſender, gründlicher, zu geſchweigen, daß ſie eine Menge von Irrthümern berichtiget, von Vorurtheilen widerlegt, in welche wir, da wir unſern eignen Weg giengen, geriethen. Endlich ſchärft und bildet ſie durch die fort=

währende Uebung, worinnen ſie ſie erhält, unſere Geiſtesvermögen, den Verſtand, das Gedächtniß, den Geſchmack u. ſ. w., ohne deren Veredelung unſer Wille nie ſtark und frey genug ſeyn, und alſo unſere Sittlichkeit nie einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreichen kann. Mit einem Worte, Lektüre kann eine der vornehmſten Lehrmeiſterinnen und Bildnerinnen der Menſchen werden, daſern die letztern nur ſelbſt wollen, daß ſie das ſeyn ſoll."

„Um nehmlich die erwähnten Vortheile von der Lektüre einzuerndten iſt es nöthig, daß man erſtlich nur ſolche Bücher leſe, welche wirklich belehrend und bildend ſind, ja da in unſern Tagen in einem Jahre mehr geſchrieben wird, als vormals in einem Jahrhunderte, ſo muß ich das, was ich geſagt habe, noch mehr einſchränken, und Dir, wie der ältere Plinius ſeinem Neffen, rathen,

nur das Klaſſiſche, das iſt, das, was in jeder einzelnen Wiſſenſchaft als das Vorzüglichſte anerkannt wird, zu leſen. Selbſt dies letztere iſt jetzt in ſo reicher Menge vorhanden, daß Du, wenn Du Dich genau an jenen Rath hältſt, nie Mangel an einer nützlichen Unterhaltung beſorgen darfſt; wollkeſt Du weiter gehen und auch das minder Gute leſen, ſo iſt es zwar wahr, daß kein Buch ſo ſchlecht iſt, aus welchem man nicht etwas ſchöpfen könnte, ſollte es auch nur die Ueberzeugung von ſeinem geringen Werth ſeyn, allein Du würdeſt Dich zu ſehr zerſtreuen, und Dir, indem Du das Kleine zu gewinnen ſtrebſt, die Zeit rauben, das Größere zu erwerben. Wer aber, als der Thor, jagt denn lieber dem Groſchen als dem Thaler nach? — Dieſe Bemerkung iſt hier um ſo weniger am unrechten Orte, da ich in Deiner Bibliothek zwar eine große Anzahl Bücher, aber, mit Deiner Erlaubniß ſey

es geſagt, nicht ſolche, wie ich erwartete, vorgefunden habe.“

„Glaube nicht, daß ich Werke, die weniger den Zweck haben den Verſtand mit Kenntniſſen zu bereichern, als den Geſchmack zu ſchärfen und den Schönheitsſinn zu wecken, verwerfe. Im Gegentheil bin ich überzeugt, daß der Geſchmack, den man leider in der Erziehung *) zu ſehr vernachläſſiget, ganz vorzüglich gebildet werden müſſe, und wovon ließe ſich dieſe Bildung zuverſichtlicher erwarten, als von dem Leſen

*) An Erzieher. Wie, wenn es erweislich wäre, daß die Bildung des Geſchmacks nicht nur die Propädevtik zur Sicherſtellung des Willens in ſeinem freyen Walten, ſondern überhaupt eins der vorzüglichſten Mittel zur Weckung und Belebung der äſthetiſchen Thätigkeit iſt, die Schelling eben ſo wahr als ſchön den Schlußſtein aller unſerer Philoſophie nennt? Der Verſuch eines Syſtems der

dichteriſcher Meiſterwerke, deren faſt alle Nationen, bey denen Liebe zur Wiſſenſchaft herrſchte, eine bedeutende Anzahl aufzuweiſen haben, und die, indem ſie die Kraft unſeres Geiſtes erhöhen, uns zugleich als Denkmäler, in denen ſich die höchſte Kunſt ausſpricht, einen Begriff von der Höhe geben, zu welcher der Geiſt des Menſchen aufzuſteigen fähig iſt, und uns mit Bewunderung und Achtung gegen ihn erfüllen? Gedichte, die dieſen Zweck haben, müſſen geleſen werden, beſonders von Jünglingen, wenn gleich dieſen ſtets ein Führer anzuempfehlen iſt, der ſie nicht nur auf die verſteckteren Schönheiten, ſo wie auf die Fehler, von denen auch das vollendetſte Kunſtwerk

Pädagogik, das von dieſem Princip ausgeht, dürfte ſchon um ſeiner eigenthümlichen Tendenz, und um der neuen Anſichten willen, die es giebt, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit des Publikums ſeyn.

nicht frey ſeyn kann, aufmerkſam macht, ſondern auch ihr Herz vor Gefahren, die ſich hier und da finden möchten, warnt. Wer die Sache reiflicher erwägt, der wird finden, daß es an ſolchen Gefahren in der That bey dieſer Lektüre nicht fehlt. Es liegt am Tage, daß Gedichte durch eben die Bilder, worin ſie reden, und die ein ſo großes Wohlbehagen in uns hervorbringen, die Einbildungskraft erhitzen, und daß eine erhitzte Einbildungskraft die Sinnlichkeit erregt, und uns zu Neigungen und Leidenſchaften entflammt, welche, da ſie im Fortgange des Gedichts immer neue Nahrung finden, von der Jugend, in welcher ſie ohnedies heftiger, brauſender ſind, ſchwer bekämpft werden. Gedichte ſind überall nur für den ſinnlichen Menſchen berechnet, und es iſt groſze Vorſicht nöthig, wenn der Sittliche nicht dabey leiden ſoll. Ueberdies gilt von den Gedichten allen, was ich ſchon von einer beſonde-

ren Art derſelben, den Schauſpielen bemerkt habe. Da ſie, um uns zu gefallen, zwar die Natur nachahmen, aber dieſe unablaͤſſig verſchoͤnen, und da das Leben und die Handlung in denſelben gleichſam von einem feinern Gewebe ſind, ſo iſt die mit der Welt noch unbekannte Jugend in Gefahr, die Dichtung, weil ſie ſie von der Wirklichkeit nicht zu trennen vermag, fuͤr die Wirklichkeit zu halten, und weil ihre Phantaſie das wirkliche Leben im kuͤhnen Schwunge weit zu uͤberfliegen und ein poetiſches Daſeyn zu erwarten gewohnt iſt, ſo muß ſie nothwendig an der kahleren, farbenloſern, muͤhſeligern Wirklichkeit ein Mißbehagen finden, und ſich tauſendfach getaͤuſcht fuͤhlen. Ihre Kraͤfte, fuͤr eine hoͤhere Welt berechnet, die ſie nirgends, als in der Einbildung findet, ſind Fremdlinge auf unſerer niedern Erde, auf welcher ſie doch ihren Wirkungskreis zu finden von der Natur beſtimmt waren; im=

mer nur den eingebildeten Himmel ſuchend, verachten ſie das Irdiſche als klein, und ſind leichtſinnig gegen die Pflichten, die es ihnen auflegt, bis ihre Phantaſie endlich ermattet, und ein dumpfes Hinbrüten erfolgt, das ſie für die Welt gleich unbrauchbar macht; ſie ſind Schwärmer oder Feinde des Lebens, Menſchen, wie ſie die Wirklichkeit erfordert, ſind ſie nie.“

„Ja, mein Ladislas, Gedichte bilden den Geſchmack, aber ſie machen uns auch ſinnlicher, in den Händen der Jugend kommen ſie mir vor, wie ein ſpitzes Meſſer in den Händen eines Kindes. Vorzüglich gilt dies von der Art von Gedichten, welche mehr zur Unterhaltung und Zeitverkürzung, als zur Bildung des Geſchmacks geſchrieben ſind, und womit wir ſeit einigen Jahrzehenden überſchwemmt werden. Du ſiehſt, daß ich die Romane im Sinne habe. Der Roman will eigentlich ſchildern, wie das äußere

Leben, das heißt, die uns umgebende Natur, ſo fern ſie in ewiger Bewegung iſt, und ihren Geſetzen Nothwendigkeit, Unveränderlichkeit zuerkannt werden muß, durch unablåſſige Einwirkungen den innern Menſchen geſtaltet, ſeine Kråfte entwickelt, leitet und ihnen ihren Umfang und ihre eigenthůmliche Richtung giebt. Dieſer Zweck iſt an ſich nicht zu tadeln, ſo wenig, als man es Menſchen, die ihren Geiſt lange in Geſchåften angeſtrengt haben, verdenkt, wenn ſie endlich, um ſich zu erholen, ein Buch ergreifen, welches ſie angenehm unterhålt, ohne ein tiefes Nachdenken zu verlangen, und ſo ihrem abgeſpannten Geiſte Gewalt anzuthun. Aber Romane haben erſtlich mit allen Gedichten die Eigenſchaft gemein, daß ſie Vorgånge aus dem gemeinen Leben zu ſehr verſchönern, ihre Helden, d. i., die darin auftretenden Menſchen, ihrem Zweck gemåß, entweder zu ſehr erheben, und mit wunderlichen

Sprüngen die ſeltſamſten Dinge verketten, die abentheuerlichſten Begebenheiten geſchehen laſſen. Der Erfahrnere weiß ſich dies zu deuten, und hat davon keinen Nachtheil; die Jugend wird irre geleitet und an das Wunderbare gewöhnt, das ſie nachher mit dem ganz Natürlichen in der Welt nicht gern vertauſcht; ihre Begriffe von Tugend und Schicklichkeit werden verwirrt, ihre Phantaſie wird erhitzt, und die Gluth derſelben läßt in ihrem Buſen die Leidenſchaften zu einer ſolchen Höhe ſteigen, daß ſie mit Verluſt ihrer Keuſchheit und Unſchuld, ihres Glücks und ihrer Ehre eine Beute derſelben wird. Der Jüngling gefällt ſich in der Welt, in welche ihn die Romane zaubern; er verſchlingt die letztern, und nur zu bald iſt er ſo an ſie gezogen, daß er keine Beſchäftigung weiter kennt, als ſich mit ihnen zu unterhalten. Der wahre Gewinn, welchen ihm eine Lektüre dieſer Art bringt, kann unmög-

lich groß ſeyn, denn ſchon die ungeheure Menge von Romanen, welche ſich ſeiner Begierde darbieten, beweiſt, daß viel ſchlechte darunter ſeyn müſſen, und dieſen trägt er, der Thor, ſeine Zeit zu widmen kein Bedenken, wenn ſie nur ſeine kindiſche Neugierde zu ſpannen wiſſen. Geſetzt aber auch, dieſe nur unterhaltenden Schriften trügen alle etwas zur Bildung ſeines Geſchmacks bey, ſo könnte das doch nicht zu einer Entſchuldigung ſeines Betragens dienen, denn iſt denn der Geſchmack das einzige Vermögen ſeiner Seele, auf das er Sorge richten ſoll? Liegen nicht vielmehr tauſend andere Kräfte in ihm, die alle ſeine Aufmerkſamkeit erfordern, und die er in dieſer Verkehrtheit zu bilden unterläßt? Wie will er bey aller Romanenlektüre, die er beſitzt, im Stande ſeyn, den Menſchen zu nützen, und wenn er dies nicht vermag, wie kann er erwarten, daß man dereinſt Beweiſe von Achtung und

Zutrauen an ihn verſchwenden ſoll? So iſt alſo der Nachtheil, welchen eine anhaltende Romanenlektüre bringt, indem ſie die Phantaſie erhitzt, unlautere Begierden erregt und nährt, die Zeit, die zweckmäßiger benutzt werden könnte, raubt, und den Verſtand an nützlichen Kenntniſſen leer läßt, unnennbar groß, ſie iſt ein Gift, das die Geſundheit der Seele und die Unſchuld des Herzens zerſtört.“

„Es mag einige Romane geben, welche der Jugend minder nachtheilig, welche ihr ſogar in mehr als einer Hinſicht nützlich ſind. Aber da ſie dieſe nicht kennt, ſo muß ſie einen erfahrnern Mann ihre Lektüre auswählen laſſen, und ohne ſeinen Willen darf ſie nichts leſen. Wehe dem Jüngling, welcher der ſtrengen Wachſamkeit ſeines Lehrers hierin zu entgehen ſuchen wollte! Es kann ihm gelingen, Bücher, die ihm verboten wurden, zu leſen, aber er freue ſich dieſes Sie-

ges nicht, denn derjenige, welchen er liſtig hintergangen hat, iſt niemand, als er ſelbſt.“

„Du magſt zwar zur Zerſtreuung und Abwechſelung einen Roman leſen, aber Dein Hauptaugenmerk laß auf wiſſenſchaftliche Bücher gerichtet ſeyn, welche Deine Kenntniſſe erweitern und vermehren, und indem ſie eine größere Maſſe von Kraft in Deiner Seele niederlegen, um wirkſamer zu ſeyn, zugleich Deine Genüſſe reinigen, ſichern, vervielfältigen. Aber bedenke auch, daß ſelbſt das Leſen der nützlichſten Bücher Dir nie die Zeit rauben darf, welche zur Erfüllung Deiner Berufspflichten beſtimmt iſt. Es giebt Gemüther, die nur immer dem Neuen, Abwechſelnden offen, die allzugewöhnlichen, mühſeligen Bahnen, auf welchen ſie ihr Beruf wandeln läßt, leicht vergeſſen, wenn ſie bey einem Buch ſitzen, dem es gelungen iſt, auf eine wunderbare Weiſe

ihre Aufmerkſamkeit und Wißbegierde zu feſſeln. So lieſt mancher Arzt lieber bis tief in die Nacht ein Buch, das ihm eine Menge neuer Kenntniſſe mittheilt, als daß er zu dem Kranken, welcher ihn, fürwahr zur ungelegenen Stunde, rufen ließ, gehen ſollte; mancher Soldat will lieber durch Lektüre ſeine Kenntniſſe in der Kriegskunſt erweitern, als die, welche er beſitzt, an den Tag legen, und den günſtigen Augenblick, dem Feinde einen Vortheil abzugewinnen, benutzen; mancher Jüngling widmet ſeine Zeit lieber dem Buche, welches ihm ein Freund lieh, als daß er die Aufgaben ſeines Lehrers, die er täglich bekömmt, und die alſo für ihn zwar nützlich, aber nicht neu ſind, ausfertigen ſollte. Man geht noch weiter, man glaubt ſogar Recht zu thun, und entſchuldiget ſein Verfahren mit den Worten: „Wenn ich mir nicht immer neue Kenntuiſſe zu verſchaffen ſuche, ſo werde ich

für unwiſſend gelten, und es wird niemand meine Dienſte verlangen.“ Das mag ſeyn, aber noch weniger, als von einem Unwiſſenden, verlangt man von dem Nachläſſigen einen Dienſt, da man kein Zutrauen zu ihm haben kann, und von ſeinem ſchwachen Willen überzeugt iſt. Es iſt wahr, wir ſollen nie aufhören, uns neue Kenntniſſe zu erwerben, aber wir ſollen auch nie ſäumen, diejenigen, welche wir beſitzen, zum Wohl der Menſchen anzuwenden, weil wir ſonſt, von Eigennutz getrieben, Gelegenheiten, Gutes zu thun, ungenützt laſſen, welches unverantwortlich iſt. In der That, wenn wir, um andere mit dem, was wir vermögen, zu erfreuen, verziehen wollten, bis wir ſelbſt für unſere Bildung nichts mehr zu thun übrig hätten, ſo würden Menſchen von Menſchen nie einen Liebesdienſt zu erwarten haben, da am Ende ſelbſt des wohlgenütztesten Lebens all unſer Wiſſen doch nur Stückwerk

iſt. Es ſollen ja überdies nicht blos die denkenden Kräfte, ſondern auch der Wille gebildet werden, um einen vollkommenen Menſchen zu erzeugen, und wo geſchieht das beſſer, als im Leben ſelbſt?“

„Denke weniger darauf, viele Bücher zu leſen, als die, welche Du lieſeſt, zur Genüge zu verſtehen. Denn welchen Nutzen könnten Dir Bücher gewähren, in deren Inhalt Du nicht eingedrungen biſt? Vorzüglich hüte Dich zu viele Bücher auf einmal zu leſen. Ich weiß zwar wohl, daß die fortwährende Lektüre eines einzigen Buchs den Geiſt, indem ſie ihn immer in denſelben Kreiſen herumführt, ermüdet; die Abwechſelung ergötzt, und ich will Dir daher gern erlauben, die Stunden, welche Dir jeden Tag Beruf und andere Vergnügungen übrig laſſen, zwiſchen zwey oder drey Bücher verſchiedenen Inhalts zu theilen. Aber größer laß die Zahl der Bücher, welche Du zu ei=

ner gleichzeitigen Lektüre wählſt, nicht ſeyn. Du biſt ſonſt in Gefahr, den Ideengang keines einzigen richtig aufzufaſſen, weil Du, kaum mit dem des einen vertraut geworden, Dich ſchon wieder herausreißen und in den des andern verſetzen mußt. Die Beſchäftigung mit zu viel verſchiedenartigen Gegenſtänden auf einmal verwirrt den Geiſt, der alles nach einander, nicht neben einander denkt, und hindert ſeine Wirkſamkeit.“

„Es giebt Menſchen, welche, den wahren Zweck der Lektüre, der bloß Geiſtesbildung und Vergnügen ſeyn kann, vergeſſend, gar zu gern alles Wichtige in ſeiner Art geleſen haben möchten, um nur ſich vor ſich ſelbſt und vor andern rühmen zu können, daß ſie es geleſen haben. Dieſen däucht die Zeit, welche ſie dem Studium eines klaſſiſchen Buchs widmen müſſen, im Verhältniß zu der Menge ſolcher Bücher und der Kürze des Lebens, viel zu lang zu ſeyn; ſie ſehen

mit Aengſtlichkeit, wie viel ihnen noch zu leſen übrig iſt, und widmen daher die Stunden, welche andere auf zwey oder drey Bücher wenden, vielleicht zehn oder zwölf Schriften auf einmal. Ja, ſie dürfen nur in einer Geſellſchaft geweſen ſeyn, in welcher von den Vorzügen eines Buchs, das ihnen zeither noch unbekannt war, geſprochen wird, ſo ſchieben ſie aus Begierde, ihren Freunden nicht nachzuſtehen, auch dieſes noch in ihr Tagewerk ein. Dieſen Menſchen iſt es um die Befriedigung ihrer kindiſchen Eitelkeit mehr, als um wahre Bildung zu thun; ſie wollen das, was die Natur trennte, gewaltſam mit einander vereinigen. Sie wollen mit der Zeit geizen, und ihr ganzes Verfahren iſt doch eine wahre Verſchwendung derſelben. Denn da es nicht möglich iſt, den Tag länger zu machen, als er von Natur iſt, ſo folgt, daß auf jede ihrer vielen Arbeiten, wenn ſie alle in einem Tage vor=

genommen werden ſollen, nur eine ſehr kurze Zeit kommen müſſe. Nun haben ſie ſich während derſelben kaum in den Inhalt eines Buchs hineingefunden, ſo nöthigt ſie der Glockenſchlag ſchon wieder, es bey Seite zu legen, und ein anderes zu ergreifen, mit welchen es ihnen nicht beſſer geht. So kommen ſie heute nicht weiter, als ſie geſtern waren, und die Menge der zu leſenden Schriften macht, daß ſie in keine tief eindringen, den Geiſt keiner einzigen gehörig auffaſſen. Wer begreift nicht zugleich, daß ſie auf dieſe Weiſe ſich bey jedem Buche viel länger aufzuhalten genöthigt ſind, als es der Fall geweſen wäre, wenn ſie eins nach dem andern geleſen hätten? Sie wollen das Unvereinbare vereinigen, weil es ihnen ſonſt zu lange dauern würde, alle die Kenntniſſe, womit ſie dieſe Bücher zu bereichern verſprechen, zu erhalten. Die Thoren! als wenn es nicht beſſer wäre, eines gründlich, als

vieles oberflächlich zu wiſſen, und als wenn eine Lektüre dieſer Art ihnen gründliche Kenntniſſe geben könnte!“

„Bücher bringen, wie wir gehört haben, eine Menge Begriffe in unſere Seele, welche wir vorher nicht beſaßen, aber ſie ſchärfen auch zu gleicher Zeit unſere geiſtigen Kräfte und entwickeln ſie. Auf die erſte Weiſe ſetzen ſie nur unſer Gedächtniß in Thätigkeit, welches wie eine Vorrathskammer das Geleſene aufbewahren ſoll, auf die zweyte veredeln und erhöhen ſie den ganzen Menſchen. Der eine, wie der andere Vortheil iſt werth, daß wir uns ſeiner freuen, wenn wir aber fragen, welches der größere iſt, ſo gehört nur ein kurzes Nachdenken dazu, um für den letztern zu entſcheiden. Denn wenn wir gleich von beyden keines gern verlieren, ſo iſt es doch beſſer, wir beſitzen eine Kenntniß von einer Sache weniger, als daß wir unſere Geiſteskräfte entweder gar nicht, oder

doch nur auf eine plumpe, ſchwerfällige, zweckwidrige Weiſe ſollten gebrauchen können. Unermeßlich viele Kenntniſſe, oder, was gleich viel iſt, ein reiches Gedächtniß hat man von geringem Nutzen für das Leben gefunden, wenn ein langſamer, ſchwerer, matter Geiſt der Beſitzer davon war; dagegen hat in vielen wichtigen und folgenreichen Lagen der leichte Gebrauch der geſchärften Kräfte des Geiſtes den Mangel wirklicher Kenntniſſe mehr als einmal erſetzt. Die Kenntniſſe erwerben wir für die Welt, in welcher wir Fremdlinge ſind, die Bildung der Geiſteskräfte, d. i. die Abrichtung derſelben zu einem leichten Spiel, erwerben wir für die Ewigkeit, welcher wir mit unſerm beſſeren Theile angehören.“

„Wo ich mit dieſen Bemerkungen hinaus will? — Du ſollſt einen ſichern Wegweiſer in ihnen finden. Lieber Neffe, ich habe Menſchen gekannt, für welche die Lek-

türe durch ihre eigene Schuld eine wahre Marter wurde. Weit entfernt, den größern Endzweck derſelben ſcharf in das Auge zu faſſen, hielten ſie ſich nur an den kleinern; um die Kenntniß, um die Bereicherung des Gedächtniſſes, einer ſchätzbaren, aber nur untergeordneten Kraft, war es ihnen zu thun, und zwar bewieſen ſie dabey eine Aengſtlichkeit, welche je länger, jemehr die Lektüre ihnen ganz verleiden mußte. Man konnte ſagen, daß ſie die letztere als eine mühſelige Handarbeit anſahen, zu der ihnen am Ende die Luſt vergehen mußte. Sie lernten ganze Stellen auswendig, ſchrieben andere aus, glaubten keinen Gedanken des Verfaſſers verloren gehen zu laſſen, und zerarbeiteten ſich, ſie zu behalten, ohne einmal die Hauptſachen von denen, von welchen nur beyläufig die Rede war, zu unterſcheiden. Oft war ſogar, beſonders bey Büchern, die in fremden Sprachen geſchrieben ſind, ihre ganze

Aufmerkſamkeit bloß auf das Behalten der Worte gerichtet.“

„Es kann ſeyn, daß ſie dadurch einen Vorrath nützlicher Kenntniſſe im Gedächtniß anhäuften, wiewohl dieſe Kraft, hart wie ein Züchtling angeſtrengt, am Ende doch auch widerſpänſtig werden, und ihre Dienſte verweigern muß. Aber für die übrigen Kräfte wurde deſto weniger geſorgt, und bey allen ihrem Wiſſen waren ſie doch nur einſeitige, linkiſche, ungefällige Menſchen. Mein Ladislas wird ſich vor dieſem Fehler hüten, und nicht nur mehr Genuß, ſondern auch mehr Nutzen von der Lektüre haben. Er wird die Früchte des Leſens nicht allein in ſeinem Gedächtniß, ſondern in ſeinem ganzen Innern zu ſuchen bemüht ſeyn. Und glaube mir, die Seelenkräfte entwickeln ſich nach Naturgeſetzen ohne jene ſo mühſame Anſtrengung. Du darfſt nichts thun, als ſie gebrauchen, wozu die Lektüre Dich ja ſchon

ſelbſt auffordert. Jeder Gebrauch macht ſie geſchmeidiger, tiefer, ausdauernder, ſicherer; ſie veredeln ſich, ohne daß Du es ſelbſt bemerkſt.“

„Du würdeſt mich übrigens ſehr mißverſtehen, wenn Du glauben wollteſt, ich könnte Dir rathen, gar keine Kenntniſſe aus den Büchern, welche Du lieſeſt, feſtzuhalten. Nein, Du magſt vorzüglich ſchön geſagte, herzerhebende Stellen voll Wahrheit auswendig lernen, magſt Dir das, was Du für wichtig hältſt, ausſchreiben, aber zu weit muß dies nicht getrieben werden. Du ſollſt es thun, aber jene marternde Aengſtlichkeit ſollſt Du dabey vermeiden. Zu dem Ende iſt es gut, daß Du vor's erſte nur die Hauptgrundſätze, von welchen jeder Verfaſſer in ſeiner Schrift ausgeht, behältſt, und ſie Dir zu eigen machſt. Sie ſind gleichſam die Formen, in welche Du hernach alles Uebrige mit Leichtigkeit paſſen kannſt. Et-

was ganz anderes iſt es allerdings, wenn Du Wiſſenſchaften aus Büchern erlernen willſt, welche bloß für das Gedächtniß berechnet ſind, z. B. Geſchichte und Erdbeſchreibung. Hier muß dieſe Kraft freylich vorzüglich in Anſpruch genommen werden, und es fehlt nicht an Regeln, durch deren genaue Beobachtung man ſie dahin bringt, daß ſie ihre Dienſte gern leiſtet, deren Angabe aber nicht hierher gehört. Bey Kleinigkeiten hingegen, aus deren Bemerkung oder Berichtigung der Wiſſenſchaft kein weſentlicher Gewinn erwächſt, halte Dich nicht auf, denn es giebt der wichtigern Dinge genug. Da das Erlernen der Worte zum Reden fremder Sprachen nothwendig iſt, ſo ſehe ich freylich ein, daß es nicht unterlaſſen werden darf, allein mache lieber ein beſonderes Geſchäft daraus, zu welchem Dir Hülfsmittel genug zu Gebote ſtehen werden, als daß Du ein in einer fremden Sprache ge-

ſchriebenes Buch von Geiſt und Gehalt durch einen ſo mechaniſchen Gebrauch entweihen, und es lediglich zu dem Zwecke, Dich mit den Ausdrücken und Wendungen dieſer Sprache bekannt zu machen, benutzen ſollteſt.“

„Endlich finde ich es nöthig, Dich vor einer Klippe zu warnen, an welcher mancher geſcheitert iſt. Wenn Du dem Verfaſſer eines Buchs, welches Dich unterrichtet und unterhält, Kräfte zugeſtehen mußt, ſo erinnere Dich dabey, daß auch Du nicht ohne dieſelben biſt, daß Dich die Natur ſo gut wie einen andern für die Wahrheit beſtimmt hat, und daß Deine Meinungen, Deine Anſichten, wenn ſie anders ſind, als die ſeinigen, darum nicht eben die falſchen ſeyn müſſen. Es giebt Menſchen, die ihre Gemächlichkeit dabey finden, andere in ſich denken zu laſſen, und die daher das, was ſie von geiſtreichen Männern hörten oder laſen, ohne alle Milderung und Einſchrän=

kung nachdenken. Dieſe kommen mir vor, wie das Echo, das alle Stimmen nachhallt, ohne ſelbſt etwas zu ſeyn. Laß Dir das nicht nachgeſagt werden, mein Ladislas. Ehre Dich ſtets in dem wilden Strudel der Meinungen, und gieb Deine Individualität, das heißt das, was Deinen Geiſteskräften von Natur gehört, und ihr eigenthümlichſtes Weſen ausmacht, nie gegen den Schliff auf, welchen Du von fremder Hand erhalten könnteſt. Auf dieſe Weiſe ſicherſt Du Dir Deine Freyheit, und machſt, daß man, wenn man ſchon hundert verſchiedene Meinungen über eine und dieſelbe Sache gehört hat, die Deinige noch immer gern anhört, weil ſie dieſe Sache von einer neuen Seite zu betrachten lehrt, anſtatt daß man es nicht der Mühe für werth halten würde, darauf aufmerkſam zu ſeyn, wenn ſie nur eine Wiederholung älterer Meinungen wäre. Um dieſe Unabhängigkeit Deines Urtheils zu erhalten,

prüfe alles, was Du lieſeſt. Noch mehr, erhalte Dich doch ja frey von dem Wahne, daß es außer dem Leſen keine andere zweckmäßige Beſchäftigung in den Stunden Deiner Muße gebe. Vielmehr widme ſie Fremden nur halb, in der andern Hälfte gehöre Dir ſelbſt an; ohne Bild, widme ſie nur halb der Lektüre, halb aber dem Gange Deines eigenen Denkens über allerhand Gegenſtände, und, wo möglich, zeichne Dir das, was Du dadurch erforſchteſt, auf, um es von Zeit zu Zeit auf's neue zu überarbeiten und zu berichtigen."

„Dies ſind die Bemerkungen, welche ich Dir mitzutheilen hatte, und ich bin ſo feſt von ihrer Wahrheit überzeugt, daß ich Dich einlade, Dich nach ihrem Inhalt zu richten. Du wirſt bald den Nutzen davon einſehen, und dann auch die Aufrichtigkeit der Liebe Deines Onkels Paneczky."

Johanna blieb mehrere Jahre im Schooße

der achtungswürdigen Familie, welche ſie ſo liebevoll aufgenommen hatte, und die ihr Beweiſe von Auszeichnung und Erkenntlichkeit zu geben fortfuhr. Sie ſah, daß die Liebe, welche ſie von allen Seiten umgab, die unmittelbare Folge der Treue war, die ſie in ihren Berufsgeſchäften bewies, und ſchon der Vortheil würde ſie gelehrt haben, dieſelbe nie zu verletzen, wenn ſie ihr Herz, und das Vergnügen, das ſie in der Erfüllung ihrer Pflicht fand, nicht noch bey weitem ſtärker dazu getrieben hätten. Sie hatte, ſeitdem ſie in Warſchau war, das Leben, das aufgehört hatte ihr ſeine furchtbare Seite zu zeigen, lieb gewonnen; alle Sorgen, die ſie vorher ſo ſehr gequält hatten, waren verſchwunden; ſie hatte Wohnung und Nahrung, und ihren anſehnlichen Gehalt konnte ſie faſt ganz für die Zukunft zurücklegen. Uebrigens ſah ſie aus den Fortſchritten, welche ihre Zöglinge unter ih=

rer Leitung machten, und aus den Merkmalen von Dankbarkeit, welche ihr die Eltern derſelben zu geben ſich angelegen ſeyn ließen, zu gut, daß ſie Talent beſitzen müſſe, als daß ſich nicht jenes Selbſtvertrauen, deſſen Mangel ſie einſt ſo großen Unannehmlichkeiten Preis gegeben hatte, in ihrer Bruſt immer mehr hätte befeſtigen ſollen.

Die Umſtände brachten endlich in ihrer Lage eine wichtige Veränderung hervor. Die älteſte Tochter des Grafen, ihr Liebling, weil ſie in allem ihren Wünſchen am meiſten entſprochen hatte, wurde ſehr jung verheurathet. Der Graf ſelbſt hatte ſich eine wichtige Beſitzung in Böhmen gekauft, und war entſchloſſen, ſeine übrige Lebenszeit am Kaiſerhofe zu Wien zuzubringen, wo er mehr Gelegenheit hatte, Aufwand zu machen und ſich bewundern zu laſſen. Denn dies letztere war die ſchwache Seite des ſonſt liebenswürdigen Mannes. Man that Johannen den

Vorſchlag, daß ſie der Familie nach Deutſchland folgen, und dort, was ſie mit ſo glücklichem Erfolg angefangen hatte, vollenden ſollte. Allein ſie war nicht zu bewegen, ihr Vaterland zu verlaſſen, beſonders da das ſtärkſte Band, welches ſie an ihre bisherige Lage gefeſſelt hatte, durch die Heurath ihrer geliebten Leonore zerriſſen war. Hierzu kam noch, daß ſie ein anderweitiges Unterkommen nicht erſt mühſam ſuchen durfte. Eine bejahrte Frau aus dem Brandenburgiſchen, die in Warſchau einem weiblichen Erziehungsinſtitut vorgeſtanden hatte, das wegen ſeiner vorzüglich guten Einrichtung, und wegen der Fortſchritte, welche man die Zöglinge darin machen ſah, ſehr beſucht wurde, war jetzt, nachdem ſie ſich einiges Vermögen erworben, im Begriff in ihr Vaterland zurückzukehren. Da ſie nicht wünſchte, daß die Anſtalt, die zu einem ſolchen Rufe gelangt war, dadurch, daß ſie ſich zurückzog, ihr

Ende erreichen möchte, ſo war ihre größte Sorge, eine Perſon ausfindig zu machen, welche Talent genug beſaß, ihre Nachfolgerin zu ſeyn. Die Verbindung, in welcher ſie ſeit langer Zeit mit dem Grafen und ſeiner Gattin geſtanden hatte, gab ihr Gelegenheit, Johannen kennen zu lernen, und nicht nur die Lobſprüche, welche ihr von dieſem würdigen Paare ertheilt wurden, ſondern auch eigne, lange fortgeſetzte Beobachtungen überzeugten ſie, daß Johanna alle die Eigenſchaften beſitze, welche zur Leitung einer Anſtalt von dem Umfange und der Wichtigkeit der ihrigen erfordert wurden.

Sie machte ihr alſo den Antrag dieſe Leitung zu übernehmen, und ſich ſo in den Beſitz aller der nicht geringen Vortheile zu ſetzen, welche damit verbunden waren. Sie ſetzte hinzu, daß ſie noch einige Zeit in Warſchau bleiben, und dieſe anwenden würde, ſie mit allen Verhältniſſen ihres Inſtituts

bekannt zu machen, und ihr Rathſchläge zu ſeiner Erhaltung und Vervollkommnung zu ertheilen. Johanna überlegte die Sache reiflich, und glaubte ſich derſelben unterziehen zu dürfen. Sie wurde in ihrem Entſchluſſe beſtärkt, als Paneczky, den ſie in wichtigen Angelegenheiten um Rath zu fragen fortfuhr, ihn billigte, und ihr unter andern ſchrieb: „Hab' ich Ihnen nicht voraus geſagt, daß es ſo kommen würde? — Ihr bisheriger Wirkungskreis war klein, und Sie hatten Beſcheidenheit genug ſich mit demſelben zu begnügen. Man hat Sie zeither nur geprüft, und da man Sie eines höhern Vertrauens werth gefunden hat, ſo ermangelt man nicht, Ihnen Proben davon zu geben. Ich bitte Sie, entziehen Sie ſich nicht einem Rufe, welcher Ihnen Einfluß, Ehre und Glück auf gleiche Weiſe verſpricht."

Die Trennung Johannens von einer Fa-

milie, die ſie mit Gutem überhäuft hatte, war für ihr Herz bitter genug, denn das Andenken an das erſte Glück, das uns nach Jahren voll Elend zu Theil wird, gräbt ſich, ſo klein auch das letztere oft an ſich ſeyn mag, tief in unſerer Seele ein. Indeſſen ſah ſie doch, daß ſie ſich ſammlen, und ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Pflichten, welche ihre neue Lage ihr auflegte, richten müſſe. Bald war ſie unter der Anleitung ihrer edelmüthigen Gönnerin mit denſelben vertraut genug geworden, um unmittelbaren Antheil an der Führung des Ganzen zu nehmen, und da die letztere endlich ſchied, und die ganze Bürde der Geſchäfte auf ihre Schultern allein fiel, ſo ſah man ſie dieſelben mit ſo viel Eifer und Geſchicklichkeit verrichten, daß nicht nur die Eltern, welche ihre Töchter bereits in der Anſtalt hatten, ſie gern darin ließen, ſondern daß auch noch mehrere angelockt wurden, die ihrigen der

Sorgfalt Johannens anzuvertrauen. Das Inſtitut gewann unter der Leitung ſeiner gegenwärtigen Vorſteherin an Umfang und Ruf; die beſten Familien Polens achteten es, und vertrauten ihm ihre Kinder an, und Johanna genoß eines Anſehens, welches ſie zu erlangen nie geglaubt hätte. Doch bald verſetzte ſie ein Ereigniß in die lebhafteſte Unruhe.

Die günſtigen Umſtände, in welchen ſie ſich befand, erregten Neider und ſogar Nebenbuhler. Faſt zu gleicher Zeit eröffneten in Warſchau zwey Frauen, welche Talente dazu zu beſitzen glaubten, ähnliche Inſtitute. Obgleich Johanna die Zahl ihrer Zöglinge dadurch nicht im geringſten vermindert ſah, ſo fürchtete ſie doch, daß dies in der Zukunft der Fall ſeyn, und daß ihre Anſtalt durch die zwey neuen Schweſterinſtitute zu Grunde gerichtet werden möchte. Sie gab dieſe Beſorgniſſe ihrem alten Freunde Paneczky zu erkennen,

und erhielt von ihm folgende Weiſung. „Wenn mehrere Perſonen, ſchrieb er, unabhängig von einander für einen und denſelben Zweck arbeiten, ſo mag es freylich zuweilen kommen, daß der eine die andern verdrängt, und daß der Gewinn, den dieſe zu ziehen hofften, ihm allein zufällt. Aber es iſt nicht zu läugnen, daß, wenn dieſe einzelnen durch eine ſolche Konkurrenz leiden, doch das Ganze dabey gewinnt, und derjenige müßte von einem ſehr ſchnöden Eigennutz beſeſſen ſeyn, der nicht gern da, wo er alle gewinnen ſieht, für ſich einen Verluſt leiden wollte. Es liegt nehmlich am Tage, daß alle dieſe Nebenbuhler in einen edlen Wettſtreit gerathen, in welchem ſie alle ihre Kräfte aufzubieten veranlaßt werden, um ſich zu übertreffen und die Achtung des Publikums zu gewinnen. So kömmt es, daß jeder ſeinen Beruf auf das beſte zu erfüllen ſucht, anſtatt daß derjenige, der ohne Ne-

benbuhler in irgend einem Fache arbeitet, leicht nachläſſig wird, indem er glaubt, daß er, da man wohl zu ihm kommen müſſe, die Arbeiten ſo ſchlecht liefern könne, als er wolle; wenn man nicht gänzlichen Mangel daran leiden wolle, ſo ſey man gezwungen das zu nehmen, was er liefere, und in der Güte, welche er ihm zu ertheilen für gut finde. Außerdem hat dieſe Konkurrenz, die bey Handwerkern, Kaufleuten, Gelehrten und in allen andern Fächern menſchlicher Thätigkeit Statt findet, auch Wohlfeilheit der Preiſe zur Folge, indem jeder dadurch Gönner anzulocken ſucht, daß er in ſeinen Forderungen ſo billig als möglich iſt. Uebrigens ſind entweder, alle geſchickt und billig genug, ſich einander die Wage zu halten, oder der geſchickteſte und billigſte bleibt Sieger, und dürfen ſich die andern wohl darüber beklagen? — Das einzige, was Sie, liebe Johanna, in dem Falle, der Ihre Be=

ſorgniſſe erregt hat, thun können, iſt, daß Sie Ihre Kräfte und Ihren Eifer verdoppeln, um Ihren Nebenbuhlerinnen keinen Vorſprung zu laſſen. Wozu dann alle die ſchwarzen Vorſtellungen von der Zukunft, welchen Sie Raum geben? — Am Ende iſt ja Polen weitläuftig genug, um allen drey Erziehungsinſtituten Zöglinge genug zuzuführen. Es iſt gut, wenn man durch ein weiſes Betragen in der Gegenwart das Glück an ſeine künftigen Tage zu feſſeln ſucht, aber ängſtlich muß man der Zukunft nie entgegenharren. Denn da nur ein kleiner Theil des äußern Zuſtandes, in welchem wir uns in derſelben befinden werden, von unſerm eigenen Verhalten, der bey weitem größere aber von einem Zuſammenfluſſe von Umſtänden, welche nicht in unſerer Gewalt ſtehen abhängt, ſo folgt, daß alle dieſe ängſtliche Sorge unnütz iſt, da wir durch ſie die Umſtände zu beherrſchen uns nicht ſchmei-

cheln dürfen, und daß ſie für die Gegenwart, ſogar von den nachtheiligſten Folgen ſeyn muß, indem ſie uns hindert, des Glücks, in deſſen Beſitz wir ſind, recht froh zu werden. Sehen Sie der Zukunft beſonnen aber nicht ängſtlich, mit Vorſicht aber nicht mit Niedergeſchlagenheit entgegen, und alles Uebrige wird ſich von ſelbſt finden.“

Johanna verdoppelte ihre Bemühungen; ſie unterrichtete ſich durch Nachdenken, Leſen und Uebung ſelbſt noch mehr, um beſſer unterrichten zu können; ſie nahm noch einige glücklich gewählte Gehülfinnen an, und hatte die Befriedigung, daß die beyden neuen Anſtalten ſich mit der ihrigen in keiner Rückſicht meſſen konnten. Die eine gieng ſogar aus Mangel an Unterſtützung zuletzt ein. Um dieſe Zeit war es, als Paneczky von ſeinem Neffen einen Brief erhielt, in welchem ihm dieſer meldete, daß er endlich ſo glücklich geweſen ſey, ein weibliches Herz zu finden,

an welches er ſich für ſein ganzes Leben an=
zuſchließen gedenke, und ihn einlud ſeiner
Verlobung, deren Tag feſtgeſetzt war, bey=
zuwohnen. Paneczky war über das Glück
ſeines Neffen ſo ſehr erfreut, daß er nicht
ſäumte, nach der Reſidenz abzureiſen und
Zeuge deſſelbeŋ zu ſeyn.

Als er bey Ladislas angelangt war, ſo
fand er ihn in der heiterſten Stimmung.
„Jetzt erſt, lieber Onkel, ſprach er, werde
ich anfangen zu leben, da eine liebevolle Ge=
fährtin das Glück meiner Tage mit mir
theilt.“ Er machte ihm nun mit allen den
Einrichtungen bekannt, welche er treffen
würde, um ſich und ſeiner Gattin alle die
Bequemlichkeiten zu verſchaffen, zu deren
Herbeyführung er die Mittel in Händen
hatte. Die Liebe verleitete den Jüngling,
die Koſten nicht in Anſchlag zu bringen, die
doch, wenn ſeine Plane völlig ausgeführt
werden ſollten, ſehr beträchtlich ſeyn mußten.

Er wollte ſeiner Gattin eine eigne prachtvolle Sommerwohnung, und in ihrer Nähe einen Garten anlegen, der nichts, als ausländiſche Prachtgewächſe enthalten ſollte. So einfach er auch ſelbſt ſeit einiger Zeit zu leben gewohnt war, ſo ſollte ſie doch einen großen Glanz um ſich verbreiten; ihre Kleider ſollten koſtbar, ihre Bedienung zahlreich ſeyn.

„Und hat denn, fragte Paneczky, Deine Braut dies alles von Dir verlangt?“

Ladislas. Keineswegs. Ich will ſie damit überraſchen, und ihr meine Liebe dadurch zu erkennen geben.

Paneczky. Biſt Du auch gewiß, daß ihr dieſer Glanz angenehm ſeyn, und daß ſie gerade dieſe Beweiſe von Deiner Liebe fordern wird? Könnte es nicht im Gegentheil ſeyn, daß ſie mit dieſen Verſchwendungen ſehr unzufrieden, und nur in der Ver=

meidung derſelben Deine Liebe zu erkennen geneigt wäre?

Ladislas. Das würde mir ſehr unerwartet kommen.

Paneczky. Und doch iſt es nichts weniger als unwahrſcheinlich. Wenigſtens übereile Dich nicht in ſo koſtſpieligen Unternehmungen, und fange an, eine Regel zu befolgen, die Du ſchon zu lange aus den Augen ſetzeſt. Dein Glück hat Dich zu dem Wahne verleitet, daß es unveränderlich ſey, und daß es Dir nie an etwas fehlen könne. Daher machſt Du Dir große Rechnungen in eine weite Zukunft hinaus, und bildeſt Dir ein, als wäreſt Du eben ſo ſehr der unbeſchränkte Beherrſcher derſelben, als Du Herr der Gegenwart biſt. Erfahrungen, die in dieſem Punkte unzähligemale gemacht worden ſind, ſollten Dich zurecht weiſen. Dieſe lehren, daß im Menſchenleben plötzliche Abwechſelungen, ungemein ſchnelle Uebergänge

vom Ueberfluß zum Mangel, von der Höhe in die Tiefe ſind, vor welchen ſich keine menſchliche Klugheit ſchützen kann. Von jeher beklagte man ſich über die Unbeſtändigkeit des Glücks.

Ladislas. Wollen Sie, daß ich in ſteter Furcht vor der Zukunft leben ſoll, da mir dieſe Furcht doch nicht die geringſte Gewalt über dieſelbe giebt?

Paneczky. Ich will keineswegs, daß Du Dir dadurch die Gegenwart verbitterſt. Aber man ſoll wenigſtens den Gedanken feſthalten, daß auch unſer Glück einen Wechſel erleiden kann, um auf dieſen Wechſel, wenn er eintritt, gefaßter, vorbereiteter zu ſeyn, und ſeine Geiſtesgegenwart nicht zu verlieren. Man ſoll Mißtrauen gegen die Zukunft hegen, und ſie zwar nicht fürchten, aber auch nicht allzuſehr auf ſie bauen. Genieße alſo Dein äußeres Glück ſo, daß

Dir ſeine geringe Feſtigkeit vorzuſchweben nie aufhört.

Noch kannte Paneczky nicht diejenige, welche Ladislas zur Gefährtin ſeines Lebens auserſehen hatte, und Ladislas hütete ſich wohl, ſie ihm zu nennen. Erſt bey der Verlobung ſollte er ſie kennen lernen. Zu dieſer letztern wurden die größten Anſtalten getroffen; um ſie recht feyerlich zu machen, ſollte ſie in Gegenwart einer großen Verſammlung vollzogen werden, und ein glänzendes Mahl ſollte ſie verherrlichen. Der Tag derſelben erſchien endlich; im Hauſe des Ladislas herrſchte die größte Geſchäftigkeit. Schon war der große Saal mit Gäſten erfüllt; alle erwarteten den Wirth mit Ungedult. Er erſchien endlich, an ſeiner Rechten hieng — Johanna im feſtlichen Schmucke, und ihre wunderbare Schönheit, von ſtiller Beſcheidenheit gehoben, erregte bey allen ein fröhliches Erſtaunen.

Nachdem ſie Ladislas der Verſammlung als diejenige, die ſein Herz zur zärtlichſten, unzertrennlichſten Freundin gewählt, vorgeſtellt hatte, ſo eilten beyde zu Paneczky, und baten um ſeinen Segen. Freudenthränen ſtrömten über die Wangen des Greiſes; er ergriff ihre zuſammengelegten Hände, drückte ſie an ſein Herz und ſprach mit erſtickter Stimme: „Was ſoll ich ſagen? — Ihr wißt, meine Kinder, wie ſehr ich Euch liebe. Eure Wonne iſt die meinige; Euer Schmerz würde auf gleiche Weiſe der meinige ſeyn. Der Himmel blicke gnädig auf Euch herab, und ſchütze Eure Liebe vor allen Stürmen. Seyd glücklich, und wenn Ihr es nicht ſeyn ſolltet, ſo verdient wenigſtens es zu ſeyn.“

Man begab ſich zum Mahle. Die köſtlichen Weine, welche gegeben wurden, vermehrten die Heiterkeit der Geſellſchaft. Man erſchöpfte ſich in witzigen und ſcherzhaften Geſundheiten, die auf das Wohl der Ver-

lobten ausgebracht wurden. Paneczky allein blieb ſtumm, blieb es, ob er gleich von allen Seiten die lebhafteſten Aufforderungen zur Freude erhielt. Es ſchien, als wenn die Empfindungen, von welchen er beſeligt wurde, zu verworren geweſen wåren, und als wenn er ſie jetzt erſt entwickele, um ihre Süße zu vermehren. Ladislas machte ihm endlich lächelnd den Vorwurf, daß alle Anweſende ihm und Johannen etwas Gutes, Freundliches gewünſcht håtten, und daß er allein ſeine Theilnahme an ihrem Glück zu beweiſen zögere.

Paneczky ſagte ſcherzhaft: „Was ſoll ich Euch wünſchen, da mir dieſe alles weggenommen haben?“ — Er ergriff das Glas; ein allgemeines Schweigen, das auf einmal entſtand, verrieth, wie begierig man ihn zu hören war. „Das äußere Glück, ſprach er, gleicht einem Kometen am Himmel; es verſchwindet eben ſo plötzlich und re=

gellos, als es kömmt. Das innere Glück allein iſt dauerhaft, und bleibt uns, wenn das äußere längſt in Trümmern zerfallen iſt; es giebt uns im Mangel Ueberfluß, im Elend Seligkeit. Es beſteht in dem Frieden der Seele und in dem unvergänglichen Wohlbehagen, welches das Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben giebt. Die Ausübung der Tugend verſchafft es, und kein Feind kann es rauben. Das äußere Glück iſt nur Schimmer, das innere iſt das wahre; jenes iſt Zugabe, dies erweitert und verſchönert unſer Weſen. Ich leere dies Glas auf Euer inneres Glück, und wünſche, daß Ihr es Euch lebenslänglich erhaltet!“

Der feyerliche Ton, mit welchem der Greis dieſe Worte vorbrachte, machte, daß die Wahrheit derſelben ſich einem jeden deſto mehr aufdrang, und mehrere Augenblicke hindurch ſah man auf jedem Geſicht einen ſtillen Ernſt verbreitet. Ladislas und Jo=

hanna drückten ihm die Hand; es war ein Zeichen des Beyfalls, es war ein ſchweigendes Geloben, daß ſie ihr äußeres Glück als ein Werk des Zufalls benutzen, nach dem innern aber, deſſen Vorzüge ihnen ſo klar gemacht worden waren, ſtreben wollten. Paneczky ließ die ſchönen Eindrücke, welche er hervorgebracht hatte, nicht vorübergehen. Er füllte ſein Glas auf's neue, und rief: „Die innigſte Freundſchaft und Liebe verbinde Eure Herzen für die Ewigkeit! Ein zärtlicher Freund, der in Glück und Unglück ergeben iſt, iſt unter allen äußern Gütern das ſchätzbarſte. Möge das Glück Euch alles Uebrige, was es Euch verſchwenderiſch gab, möge es Euch Reichthum, Jugend und Schönheit rauben, nur Ladislas möge meiner Johanna, und Johanna meinem Ladislas bleiben! Denn wo kann eine zärtlichere, hingebendere Freundſchaft gefunden werden, als zwiſchen

dem Gatten und der Gattin? — Ja, die Freundſchaft und Liebe durchdringe Eure reinen Herzen, wie das Licht den Diamant durchdringt!“

Ladislas und Johanna blickten einander mit Augen, in welchen das höchſte Wohlwollen lesbar war, an, und ein langer Kuß, zu welchem ihre Lippen ſich vereinigten, war das Pfand, wodurch ſie einander einer ewigen Freundſchaft verſicherten.

Nachdem die Gäſte ſich entfernt hatten, ſo ſagte Johanna zu Paneczky: „Ich habe mein Glück Ihnen zu verdanken, denn wäre ich unter den Landleuten Litthauens geblieben, ſo würde ich meinen Bräutigam nie kennen gelernt haben. Aber dies Glück hat außer der Seligkeit, die es an ſich gewährt, noch einen andern eigenthümlichen Werth dadurch für mich, daß ich größtentheils ſelbſt durch Fleiß und Thätigkeit die Stifterin deſſelben geworden bin. Dank Ihnen, daß Sie

dies ſo wollten, daß Sie mich lehrten, noch weit mehr Achtung gegen mich, als Neigung zur Verbeſſerung meines Zuſtandes zu beſitzen.“

Paneczky erkundigte ſich bey ſeinem Neffen, auf welche Weiſe er die erſte Bekanntſchaft mit Johannen gemacht habe? Dieſer erzählte ihm, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit von der Vorſteherin einer weiblichen Erziehungsanſtalt, die ſich hier befinde, habe ſprechen hören, und daß alle ihre Perſon und die Kunſt, mit welcher ſie die jungen Seelen zu behandeln, und ihnen Liebe zur Tugend und Arbeit einzuflößen verſtehe, bewundert hätten. Er habe ihr Lob täglich gehört, ohne die mindeſte Neigung, ſie kennen zu lernen, zu empfinden. Endlich ſey er, als ſie einſt eine öffentliche Prüfung ihrer Zöglinge veranſtaltet, mit einigen Freunden zu ihr geſchlendert, mehr um dieſen gefällig zu werden, als um ſeine Neugierde

zu befriedigen. Als er in Johanna's Zimmer getreten, ſo hätten ihre Schönheit, das Zarte, Weibliche in ihrem Betragen, die Liebe und das Wohlwollen, welche ſie gegen die Kinder bewieſen, die Proben von der Geſchicklichkeit der letztern und ihr eignes großes Talent, das ihm aus dem Geiſte der ganzen Anſtalt hervorgeleuchtet ſey, einen unbeſchreiblich angenehmen Eindruck in ihm zurückgelaſſen. Einen noch höhern Antheil habe er an ihr genommen, als ihm berichtet worden ſey, daß ſie, obgleich von hoher Geburt, mit mancherley Beſchwerden des Lebens habe kämpfen, und in dieſem Kampfe das was ſie nun ſey, und womit ſie zum Wohle der Menſchheit wuchere, habe erwerben müſſen. Von nun an habe er ſie aufgeſucht, und ſich nirgends ſo wohl befunden, als in ihrer Nähe. So ſey in ſeiner Seele allmählig die innigſte Liebe entſtanden, und ſo ſehr er ſich anfänglich gefürchtet habe, ihr

dieſe zu entdecken, ſo habe er doch dem Drange ſeines Herzens nicht länger widerſtehen können. Daß ſie dieſe Liebe erwiedert habe, daß ſie die Seinige geworden ſey, das mache ihn zum beneidenswertheſten unter allen Sterblichen.

Da es Johannens Vergnügen war, im Kreiſe junger Seelen, die ſie liebten, zu wirken, ſo war beſchloſſen worden, dieſes nicht zu ſtören; auch als Gattin eines Oberſten der Kronarmee ſollte Johanna fortfahren ſich dem ehrwürdigen Geſchäft der Erziehung Unmündiger zu widmen. Die Hochzeit ſollte übrigens erſt nach einiger Zeit erfolgen. Ladislas wollte erſt eine Reiſe nach Amſterdam unternehmen, um ein anſehnliches Kapital zu heben, welches Ragozky in der daſelbſt befindlichen Bank niedergelegt hatte. Da er ſchon in einigen Wochen dahin abgehen wollte, ſo bat er ſeinen Onkel, bis zum Tage ſeiner Abreiſe bey ihm zu blei-

ben, und dieſer ließ es ſich gern gefallen.

Es war an einem Nachmittage, als ein Fremder bey Ladislas angemeldet wurde, der ihn zu ſprechen verlangte. Dieſer letztere ſaß eben bey'm Thee, und ſpielte mit ſeinem Onkel eine Parthie Schach. „Wer iſt der Fremde, der mich ſprechen will?“ fragte er. — „Das kann ich nicht ſagen, antwortete der Bediente, denn er beſteht darauf, daß er ſeinen Namen keinem andern entdecken werde, als Ihnen ſelbſt.“

„Wie iſt ſein Aeußeres?“ fragte jener weiter.

„Sehr ärmlich, erwiederte dieſer. Sein Anzug iſt um wenig beſſer, als die Lumpen eines Bettlers.“

„So mag er ein andermal wiederkommen, rief Ladislas. Jetzt hab' ich keine Zeit ihn zu ſprechen.“

Paneczky. Und wenn nun der arme

Mann ein dringendes Anliegen an Dich hätte.

Ladislas. So erfahre ich das morgen ſo gut wie heute.

Paneczky. Wenn alſo derjenige, der Dich ſprechen will, in einem Wagen daher rollt, wenn ſeine Glieder in prächtige Kleider gehüllt ſind, wenn er einen Namen führt, der für ihn ſpricht —

Ladislas. So erfordert es der Anſtand, daß ich ihm Gehör gebe, denn er iſt meines Gleichen, und verlangt nichts weiter von mir, als daß ich ihn ſeinem Range gemäß behandle. Der Arme, Niedrige hingegen verlangt von mir Unterſtützung, und wenn er will, daß ich ihm dieſe geben ſoll, ſo muß er mir eine Gegenforderung bewilligen, nehmlich die, daß er zu einer Stunde komme, wo es mir gelegen iſt, mit ihm zu reden.

Paneczky. Aber jetzt hinderte Dich

kein Geſchäft. Der Thee konnte auf Kohlen geſetzt, unſere Schachparthie zu einer andern Zeit ausgeſpielt werden.

Ladislas. Es iſt wahr, Geſchäfte hinderten mich jetzt nicht, aber auch in meinem Vergnügen laß ich mich nicht ſtören. Der Handwerker, der mir eine Rechnung bringt, mag wiederkommen, wenn ich keine Luſt habe ihn anzuhören. Er bekömmt ſein Geld noch Zeit genug. Der Leidende mag mir ſeine Bitte vortragen, wenn es mir gelegen iſt, ich thue dann auch für ihn, ſo viel in meinen Kräften ſteht.

Paneczky. Aber wenn kommen Dir denn dieſe Menſchen zur gelegenen Zeit?

Ladislas. Wenn ich gerade die Neigung und Laune habe, mich mit ihrem Anliegen zu befaſſen.

Paneczky. Ehe Dich aber dieſe Laune anwandelt, können ſie wohl mehreremale hier geweſen ſeyn.

Ladislas. Zuweilen kann das freylich ſo treffen.

Paneczky. Dein Betragen, Ladislas, gefällt mir nicht, bey Gott, es gefällt mir nicht. Nicht nur diejenigen, die Reichthümer und eine Zahl berühmter Väter aufzuweiſen haben, alle Menſchen ohne Unterſchied des Ranges ſind Dir gleich, ſie ſind es, weil ſie menſchliche Anlagen und Bedürfniſſe, weil ſie den Schöpfer und den Ruf zur Tugend mit Dir gemein haben. Ich will nicht, daß Du ſie geradehin als Deines Gleichen, aber doch als Weſen, die Dir gleichen, behandeln ſollſt, denn ich laſſe allerdings zwiſchen beyden einen Unterſchied Statt finden, und gebe zu, daß Du nur an die erſtern Dich näher anzuſchließen berechtiget biſt.

Ladislas. Vergeben Sie, daß ich Sie, um mir größere Vorwürfe zu erſparen, erinnern muß, wie ſelten ein Leidender ungetröſtet von mir geht.

Paneczky. Dadurch entſchlüpfſt Du mir nicht. Die Pflicht gebeut, daß Du als Menſch den Menſchen menſchlich, d. h. ſo wie es ſein Weſen, ſeine Rechte, ſeine Bedürfniſſe, ſeine ihm von Natur verliehene Würde erfordern, behandelſt. Du ſetzeſt ein anderes Verhältniß feſt, als die Natur feſtgeſetzt hat. Nicht als Menſch zum Menſchen willſt Du reden, als einer, den der Zufall begünſtiget hat, wagſt Du von einer eingebildeten Höhe geringſchätzig auf den herabzublicken, der weniger Glücksgüter beſitzt. Du läſſeſt andern die Gewalt, die ein Zufall in Deine Hände ſpielte, die ein Zufall denſelben entreißen kann, mit Verachtung der Rechte, die ſie als freye, ſelbſtſtändige Weſen haben, fühlen; die eigenſinnige Laune, in welcher Du Dich gerade befindeſt, iſt das Geſetz, nach welchem ſie ſich bequemen müſſen. Das iſt ungroßmüthig, das iſt Uebermuth. Denn übermüthig nennen wir denje-

nigen, der aus einem bloßen Gefühle ſeiner höhern, vom Zufall verliehenen Macht, andern die Achtung, die er ihrem Weſen ſchuldig iſt, verweigert. Du biſt es; ſelbſt in dem Augenblick da Du ihnen Hülfe gewähreſt, iſt es, als wollteſt Du ſie nur los werden, und als nähmeſt Du an ihrer Lage keinen Antheil. Sie werden, ſo freygebig Du auch ſeyn magſt, Dich nicht lieben können, denn die Art, auf welche Du ihnen giebſt, erniedrigt ſie zu ſehr, und verwundet die Begriffe, die ſie von ihrem eignen Werth haben. Es muß ihnen ſcheinen, als triebeſt Du ein grauſames Geſpött mit ihnen. Das iſt unedel, und überdies war Uebermuth von jeher das Grab des Glücks. Denn diejenigen, welche ſich in der Meinung eines andern ſo herabgewürdigt ſehen, ſind nur zu geneigt, ihm ihre Rache fühlen zu laſſen, und werden bey ſich ereignenden Fällen ihm zu ſchaden bemüht

ſeyn, um ihm zu zeigen, daß er ſich ſehr irrte, wenn er glaubte, daß ſie leere, bedeutungsloſe Nullen auf der Erde wären.

Dieſe Worte öffneten dem Neffen, der nicht aus böſem Willen, ſondern aus Bequemlichkeit das Gute unterlaſſen hatte, die Augen. Er wollte ſeinen Fehler gut machen, und ſogleich zum Fremden hinausgehen, allein er wurde erinnert, daß dieſer ſich bereits entfernt und am andern Morgen wieder zu kommen verſprochen habe.

Beyde hatten ſich wieder zum Schach geſetzt, als ein heftiges Getümmel auf der Straße ſie an das Fenſter lockte. Sie ſahen einen Gefangenen ſchwer gefeſſelt von einigen Soldaten vorbeyführen, und als ſie ſich näher nach ihm erkundigten, ſo erfuhren ſie, daß es Lawanky ſey, der eine Zeitlang der Gegenſtand aller Geſpräche geweſen war.

Die Geſchichte des Unglücklichen iſt folgende. Lawanky war ein Polniſcher Edel-

mann, der in Ruſſiſchen Kriegsdienſten geweſen war, und hier zwar Genie genug, zugleich aber auch einen entſchiedenen Hang zur Liederlichkeit gezeigt hatte, welcher am Ende ſein Verderben wurde. Er hatte Paulinen, die Tochter eines Polniſchen Zollbedienten geheurathet, die ihm freylich nichts, als ein Herz voll Liebe zugebracht hatte, die indeß, an Sparſamkeit gewöhnt, und ſtark genug ſich manches verſagen zu können, was jede andere ihres Standes als Bedürfniß betrachtet haben würde, in dem Hausweſen, um welches ſich jener nicht bekümmerte, noch einige Ordnung erhielt. Vier Kinder waren die Frucht dieſer Ehe, welchen aber Lawanky nie Vater war. Seine Ausſchweifungen giengen ſo weit, daß er ſein redliches Weib ſeiner Liebe nicht mehr werth fand, ganze Wochen ſich aus dem Cirkel ſeiner Familie entfernte, und dieſe Zeit entweder bey'm Trinktiſch, oder in der Geſellſchaft liederli-

cher Dirnen zubrachte. Ungeachtet einer ſo wilden Lebensweiſe konnten ihm doch Unordnungen im Dienſt nicht nachgeſagt werden, und da er einer der geſchickteſten und brauchbarſten Offiziere bey'm Regimente war, ſo machte man ihm die Vorwürfe, die er verdiente, mit Mäßigung, und ſah ihm vieles durch die Finger.

Lawanky war mit Schulden ſo überhäuft, daß er ſich nicht mehr vor ſeinen Gläubigern zu retten wußte, als der letzte Türkenkrieg ausbrach, der, indem er ihn an die Gränze rufte, ihm einige Ruhe verſchaffte. Hier war Lawanky eigentlich an ſeinem Platze. Das wilde, unſtäte Leben unter freyem Himmel gefiel ihm; er zechte und ſpielte den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht in den Zelten der Marketender*), verthat

*) Marketender heißen Perſonen, welche im Kriege den Lagern folgen, um zubereitete Speiſen, Getränke, Taback und allerhand

ſeinen Gehalt in wenig Minuten, und lebte dann die übrige Zeit von Rauben und Plündern und von den Geldern, die er theils aufborgte, theils auf allerhand unerlaubten Wegen an ſich zu ziehen wußte. Uebrigens ſchlug er ſich als braver Soldat, das hatten die Türken mehr als einmal erfahren. An ſeine Gattin, an ſeine Kinder dachte er in dieſem Taumel gar nicht.

Als die erſten Gerüchte von einem Frieden, welchen die kriegführenden Mächte unterhandelten, ſich verbreitet hatten, ſo giengen Lawanky die Augen auf eine ſchreckliche Weiſe auf. Er ſollte bald in ſein Standquartier zurückkehren, wo die Vorwürfe einer im Elend ſchmachtenden Gattin ihn folterten, wo die Verfolgungen unerbittlicher Gläubiger ihn quälten, wo die Ordnung,

andere Bedürfniſſe im Kleinen und Einzelnen an die Soldaten zu verkaufen.

die der Krieg unterbrochen hatte, wieder zurückkehrte, ſo daß die Gunſt ſeiner Obern, wenn er ſie auch in einem höhern Grade beſeſſen hätte, ihn nicht mehr vor der Strenge des Geſetzes, und vor der Schande, welche es über ihn verhieng, ſchützen konnte. Hierzu kam der Mangel, den er litt, und dem er nicht mehr durch Plündern abhelfen konnte, die völlige Blöße, in welche er ſich nach Verkaufung oder Verpfändung ſeiner Habe erblickte. Die Noth war dringend genug, und die Ausſicht auf die nahen Schreckniſſe der Zukunft machten ihn der letzten Grundſätze von Ehre vergeſſen.

Noch ſtand die Armee an der Gränze, von welcher ſie bald in das Innere des Landes zurückkehren ſollte. Die Zufuhr an Geld und Lebensmitteln dauerte fort. Nie hatte er die ſchönen, blinkenden Rubel*) in der

*) Eine Ruſſiſche Silbermünze, 1 Rthlr. 4 Gr. an Werth.

Kriegskaſſe geſehen, ohne den Wunſch zu thun: „Wenn du doch nur einen Theil derſelben hätteſt!“ Jetzt kettete ſich daran der Gedanke: „Wie ſchnell würde dir durch einen ſolchen Beſitz aus aller Verlegenheit geholfen ſeyn!“ So reifte der ſchwarze Entſchluß in ſeiner Seele. Er bemühte ſich, das Vertrauen des Kriegszahlmeiſters zu erſchleichen, und da ihm dies gelungen war, ſo raubte er ihm zu drey verſchiedenenmalen ſechstauſend Rubel von den ihm anvertrauten Geldern. Als er ſich der letzten zweytauſend bemächtiget hatte, ſo überraſchte ihn ſein Gönner. Jetzt waren nur zwey Auswege möglich; er mußte entweder ſeinen ehrloſen Schritt bekennen, oder ſich den Kriegszahlmeiſter durch einen Mord unſchädlich machen. Er wählte das letztere, und verließ mit ſeinem Raube unvorzüglich die Armee.

Man vermißte ihn ſehr bald, und ahnete, daß er der Mörder des Unglücklichen und auch

ſein Dieb ſey. Es wurden ihm ſogleich Kommando's nach mehrern Seiten nachgeſendet. Ein Offizier wurde beauftragt, ihn im Oeſterreichiſchen Polen aufzuſuchen, und wenn er ihn ertappte, ihn ſogleich von der Obrigkeit feſthalten zu laſſen. In der Gegend von ..olin *) ereilte er ihn wirklich auf einem Blachfelde, aber nicht ſobald hatte ihn Lawanky erkannt, als er eine geladene Piſtole auf ihn losdrückte, und ihn tod zu Boden ſtreckte. Ungehindert ſetzte er nun ſeine Reiſe in das Preußiſche Schleſien fort, wohin er die geraubten Schätze ſchon vorher in Sicherheit gebracht hatte, und lebte unter einem falchen Namen in den friedlichen Thälern des Rieſengebirges.

Niemand wußte ſeinen Aufenthalt. Levi,

*) Die Hauptſtadt des Königreichs Gallizien, das ehedem eine Polniſche Provinz war, und in der erſten Theilung dieſes Reichs dem Hauſe Oeſtreich zufiel.

ein Jüdiſcher Handelsmann *), entdeckte ihn, als er vor einiger Zeit Eiſenwaaren in jenen Gegenden kaufte. Nach ſeiner Rückkehr nach Warſchau äußerte er gegen mehrere Polen, daß er zwar wiſſe, wo Lawanky ſich aufhalte, daß ihn aber die tauſend Rubel, welche als Belohnung darauf geſetzt wären, nicht reitzen würden, ihn den Ruſſen anzuzeigen, theils weil er ſich um die Ruſſen, die er als ein redlicher Pole haſſe, kein ſolches Verdienſt erwerben möge **), theils weil Lawanky

*) Die Anzahl der Juden in Polen ſtieg ſelbſt nach der erſten Theilung über 600,000 Köpfe, und betrug den zwölften Theil der ganzen Volksmenge. Sie genießen noch jetzt in den ehemaligen Polniſchen Provinzen große Freyheiten; der Handel iſt in ihren Händen, ſie ſind Gaſtwirthe, Haushofmeiſter der Adlichen und zum Theil ſehr reich.

**) Da ſeit Peters des Großen Zeiten die Ruſſen ſich häufig in die innern Angelegenhei-

durch ſein Gewiſſen beſtraft genug ſey. Doch nicht lange war er ſo verſchwiegen. Er ſollte einen Wechſel von tauſend Rubel bezahlen, die er nicht in Kaſſe hatte. Man drohte, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und da er dieſem Schimpf entgehen wollte, ſo begab er ſich zum Ruſſiſchen Geſandten, zeigte ihm Lawanky's Aufenthalt an, und nahm die tauſend Rubel, um ſeine Schuld zu bezahlen. Rußland ließ ſich hierauf den Verbrecher von der Preußiſchen Regierung ausliefern, und ſein Prozeß ſollte nun eingeleitet werden.

„Lawanky iſt ein abſcheulicher Menſch, rief Paneczky, aber auch dieſer Levi hat meinen Beyfall nicht.“

Ladislas. Er iſt ſehr veränderlich in ſeinen Meinungen.

Paneczky. Veränderlich? Das iſt

ten des ſchwachen Polens miſchten, ſo darf man ſich nicht wundern, daß zwiſchen beyden Völkern ein Nationalhaß entſtand.

nicht das rechte Wort, womit ich ſeinen Charakter bezeichnen möchte. Veränderlich iſt, wer lediglich darum von einer Meinung zur andern ſchnell hinüberſpringt, weil er, gewohnt alles nur von einer Seite anzuſehen, und nichts vollkommen zu prüfen, in jedem Augenblicke eine andere Wahrheit annimmt. Das iſt freylich ein Fehler ſehr ſchlimmer Art, denn er macht, daß derjenige, der ihm ergeben iſt, in den Augen anderer als ein Leichtſinniger erſcheint, auf welchen ſie ſich nie verlaſſen, und daß diejenigen, die ſeinen Worten trauen, und ſich in ihrem Betragen und in ihrer ganzen Einrichtung darnach bequemen, jeden Augenblick das Gegentheil von dem, was er vorher ſagte, zu erfahren, und ſich zahlloſen Verlegenheiten und Nachtheilen auszuſetzen in Gefahr ſind. Auf jeden Fall iſt es der Würde des Menſchen angemeſſener beharrlich zu ſeyn, d. i., das was man einmal als

Wahrheit anerkannt hat, als ſolche zu behaupten, und ſein Betragen davon für immer abhängig zu machen, dagegen aber auch eine Sache nicht eher, als nach der ſorgfältigſten Prüfung als wahr anzuerkennen. Nur die Beharrlichkeit, die unſerm Weſen einen gewiſſen Ernſt giebt, macht, daß wir ſelbſt mit einer gewiſſen Leichtigkeit durch das Leben gehen, und uns in den verworrenſten Lagen, indem wir uns an eine feſte Stütze, an die erkannte, nie verläugnete Wahrheit halten, leicht herauswickeln; ſie ſichert uns die Achtung eines jeden, die er uns geben muß, wenn er uns auch ſeine Liebe verweigern müßte, und erregt Vertrauen. Der Veränderliche bricht heute den Schwur, den er geſtern gethan hat, und der, welcher ſich auf ſeine Hülfe verließ, geht ſchrecklich getäuſcht, von ihm; der Beharrliche erfüllt ſein Wort, wenn er auch den größten Schaden dabey leiden ſollte, und nie ſagt er ei-

nem andern Beyſtand zu, ohne ihm denſelben zu leiſten.

Ladislas. Der Jude Levi hat aber, wie Sie wiſſen, den Grundſatz, den er als richtig und wahr anerkannte, bald geändert. Warum ſollte er alſo nicht veränderlich genannt werden können?

Paneczky. Ich will nicht unterſuchen, ob die Gründe, warum dieſer Levi den Aufenthalt des Schuldigen verheimlichen zu müſſen glaubte, richtig waren. Ich bin überzeugt, daß uns in ſolchen Fällen weder der Nationalhaß noch ein unzeitiges Mitleid abhalten müſſe, die Geſetze der Nationen zu ehren, und, indem man einen Menſchen, deſſen Geſinnungen Alle in Gefahr ſetzen, der Gerechtigkeit überliefert, der ganzen Menſchheit einen Dienſt zu thun. Hätte der Jude dies eingeſehen, ſo würde ich ſagen, er hat etwas als wahr erkannt, was er vorher nicht als wahr erkannte, und ihn veränderlich

nennen. Aber nicht aus Erkenntniß der Wahrheit hat er Lawanky verrathen, ſondern weil ihn ſein Unglück dazu trieb, aus Gewinnſucht, und wenn ſeine Lage günſtiger geweſen wäre — er hätte es nicht gethan.

Ladislas. Wie wollen Sie alſo ſein Betragen nennen?

Paneczky. Wer ſich durch äußere Zufälle, d. i., durch zu hoffende Vortheile oder zu fürchtende Nachtheile antreiben läßt, den Grundſätzen, die ihm heilig waren, und von deren Falſchheit er ſich noch immer nicht überzeugt hat, untreu zu werden, der verräth Wankelmuth. Wer da hingegen unabhängig von Glück oder Unglück den Grundſätzen, die er ſich für ſein Betragen gebildet hat, mit unwandelbarer Treue folgt, der muß wegen ſeiner Standhaftigkeit gerühmt werden. Wenn der Veränderliche als ein Kind angeſehen wird, ſo wird der Wankelmüthige als ein ſchlechter Menſch verabſcheut;

denn wenn man ſich auf jenen verließ und hintergangen wird, ſo kann er ſich immer noch damit entſchuldigen, daß er nur erſt die Wahrheit erkannt habe, und gegen die Wahrheit iſt ſo wenig etwas einzuwenden, daß er ſogar, indem er ihr Gehör giebt, Achtung verdient, und nur deshalb getadelt wird, daß er, ohne ſie erkannt zu haben, Verbindlichkeiten eingieng; wenn hingegen dieſer an der Wahrheit und an der Tugend ſelbſt zum Verräther wird, weil ihn bald Vortheile lokken, bald Nachtheile ſchrecken, ſo entſchuldiget ihn nichts. Ihm iſt Gewinn heiliger, als die theuerſte Pflicht. Wie nichtswürdig erſcheinen in der Geſchichte diejenigen, welche Fürſten, ſo lange ihr Glanz auf ſie zurückſtrahlte, ſchmeichelten, ſobald ihnen aber das Glück den Rücken kehrte, ſie verließen, ſie vielleicht ihren Feinden übergaben! Wie nichtswürdig iſt noch heutiges Tages ein Menſch, der einem Glücklichen die wärmſte

Freundſchaft ſchwört, und wenn Elend über ihn kömmt, ſich ſeiner ſchämt, ihn nicht mehr kennt! Wie erhaben, wie ehrwürdig ſind hingegen diejenigen, die ſtandhaft im härteſten Unglück die Wahrheit vertheidigten, und lieber den Tod litten, als von dieſer Standhaftigkeit abwichen! Ein Sokrates, ein Jeſus, ein Brutus, ein Kato und andere, welche große, ſeltene Menſchen!

Am folgenden Tage ſtellte ſich der ärmlich gekleidete Fremde bey güter Zeit ein. Noch elender als ſein Rock, war, wenn man ſo ſagen darf, ſein Geſicht. Eine Leichenbläſſe deckte es, und in ſeinen Zügen ſchien der Kummer ſeit langen Jahren ſich eingeniſtet zu haben. Demungeachtet glaubte Paneczky, der auf Verlangen ſeines Neffen bey der Unterredung gegenwärtig war, etwas Bekanntes darin wieder zu finden. In allen ſeinen Bewegungen war etwas Schüchternes, das auch weniger geübten Augen nicht hätte

entgehen können. Die beyden Paneczky's nahmen ihn in ihre Mitte, und er hub ſo an:

„Mein vieljähriges Ungemach ließ mir nur noch dieſes Kleid, das Sie ſich ſchämen würden, den niedrigſten Ihrer Diener tragen zu laſſen. Aber dieſe Glieder deckten einſt beſſere Kleider, und mein Geſchlecht hat in der Geſchichte einen großen Namen *).“

Paneczky. Sie ſcheinen viel gelitten zu haben.

Der Fremde. Wie ſollte auch ein Mann, der die ſchönſte Zeit ſeines Lebens in einer harten Gefangenſchaft verjammerte, und an höhere Bedürfniſſe gewöhnt, unter den rohen Kindern der Natur, die wir Wilde nennen, zu leben verdammt war, nicht viel

*) Vermuthlich hat er den letzten Großfürſten von Siebenbürgen, der aus ſeinem Geſchlecht war, im Sinn. Er herrſchte daſelbſt zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

gelitten haben? — Mein Schickſal war ſo ſchrecklich, daß ich den Himmel bitte, meine ärgſten Feinde nicht damit zu züchtigen.

Ladislas. Sie ſind?

Der Fremde. Der unglückliche Sohn des Grafen Ragozky.

Ladislas erblaßte. Dieſe Ueberraſchung war zu groß, zu unerwartet. Auch Paneczky war verwundert, doch war er der erſte, welcher wieder zu ſich ſelbſt kam. Er betrachtete die Geſichtszüge des Unglücklichen genauer, und fand, daß ſie ſeine Ausſage beſtättigten. Er hatte den Jüngling einſt ſehr genau gekannt. „Aber ſagen Sie uns, durch welches Wunder erſcheinen Sie nach einer Abweſenheit von ſieben und zwanzig Jahren in Polen wieder, in welchem Sie allgemein für tod gehalten werden?“

Der Fremde. Nachdem ich in jenem unglücklichen Treffen zwiſchen den Franzoſen und Engländern durch einen Trupp feindlich

geſinnter Ottogamier*) von der Seite mei-
nes Vaters geriſſen worden war, ſo ward ich von den Ufern des Lorenzſtroms **) in das Innere von Nordamerika geſchleppt. Hinter dem Holzſee ***) machten wir endlich Halt, und ich erwartete nun den fürchterlichſten Tod, da es die grauſame Sitte der Indianer in Nordamerika mit ſich bringt, daß ſie ihre Kriegsgefangenen unter tagelangen, auf's ſinnreichſte ausſtudirten Martern langſam zu Tode quälen. Auch traf man hierzu wirklich die gewöhnlichen Anſtalten, als Abgeordnete von der Nation der Aſſeni-

*) Die Ottogamier und Aſſenipoils ſind Indianiſche Völker, die weſtwärts von Kanada wohnen.

**) Er fließt in Kanada und iſt einer der größten Ströme in der Welt.

***) Der entlegenſte, weſtlichſte von den bekanntern großen Seen in Kanada.

poils den Ottogamiern den Krieg ankündig=ten. Alles ergriff nun die Streitaxt und eilte in's Feld; ich wurde auf allen ihren Streifzügen gebunden herumgeführt. Ein Sieg, welchen endlich die Aſſenipoils erfoch=ten, brachte mich in die Hände der letztern, oder vielmehr in die Hände ihrer Bundesge=noſſen, die mich noch um mehrere hundert Meilen weiter in das Innere des Landes brachten, wohin noch nie der Fuß eines Eu=ropäers gedrungen war. Mein Schickſal war dadurch um nichts beſſer geworden, und ich erwartete jeden Augenblick den Tod. Da trat in einer Nacht Hualata, die Tochter ei=nes der Häuptlinge des Volks, in den Wig=wam *), in welchem ich gefangen gehalten wurde. In ihrem großen Auge wohnte

*) So nennen die Indianer ihre ſehr bewegli=chen Hütten. Sie beſtehen aus Fellen, die über in die Erde geſteckte Stangen gebreitet werden.

Sanftmuth, und in großen Ringeln floß ihr Rabenhaar über ihre dunkelrothen Schultern herab *). Sie gebot den Wächtern ſich zu entfernen. Dann ſetzte ſie ſich an mein Lager nieder, ergriff meine Rechte und ſprach: „Jüngling, ſie haſſen Dich alle, wie der eiſige Winter haſſet die Blumen der Flur. Du biſt ein Kind des Todes. Schon erhebet der Holzſtoß ſich, auf welchem Deine Gebeine die Flamme verzehren wird, und mit Deinem Blute werden die jungen Krieger ihre Tomahaks **) färben. Doch ein Herz haſt Du unter den rothen Leuten gefunden,

*) Die Urbewohner von Nordamerika ſind von einer dunkeln Kupferfarbe, und nennen ſich daher zum Unterſchied der Weißen die rothen Leute.

**) So heißt die Streitaxt der Indianer, deren Stiel ſich gewöhnlich in eine Tabakspfeife endigt, um auf dem Marſche rauchen zu können.

das Dich liebt. Hualata will Deine Retterin werden, Hualata will Dich heimführen aus den Banden in ihren Wigwam, wo ſtets volle Keſſel über dem Feuer ſtehen, und wo Du auf Bieberfellen ſicher und ſanft ruhen wirſt. Liebe ſie, und Du biſt frey. Wiſſe, ihr Vater iſt einer der mächtigſten Krieger im Volk, und mehr Skalps*) als Männer in dieſem Dorfe ſind, ſchmücken ſeine Hütte. Was er verlangt — es geſchieht, denn die Jünglinge freuen ſich des muthigen Kriegers,

*) Skalp heißt die Haut am Kopfe, worauf das Haupthaar ſitzt. Die Indianer hauen und reißen ihn von ihren erſchlagenen Feinden, oft wenn ſie noch am Leben ſind, loß, und kehren ſich nicht an die Schmerzen, die namenlos ſind, da alle Haarwurzeln loßgeriſſen werden müſſen. Sie färben die Haut mit Menge, und heben die Skalpe als Sieges zeichen auf. Jemehr Skalpe einer aufzeigen kann, deſto geehrter iſt er.

wenn er ſie in die blutige Schlacht führt, und die Alten ehren im Rathe ſeine Weisheit.“

Was ſollte ich thun? Der Tod war mir im Getümmel der Schlacht nicht ſchrecklich erſchienen; in dieſen Wüſteneyen würde er, von ſo ausgeſuchten Martern begleitet, auch die feſteſte Bruſt erſchüttert haben. Der Gedanke, durch daſſelbe Spiel des Glücks, welches mich in dieſen entlegenen Winkel der Erde verbannt hatte, meinem Vater, meinem Vaterlande wiedergegeben werden zu können, feſſelte mich an das Leben. Das Mädchen war ſchön und lieblich, warum hätte ich in ihr nicht meine Befreyerin ehren, warum ihr nicht gern mit dem, was ich noch an keine andere verſagt hatte, mit meinem Herzen lohnen ſollen? — Da ich in Kanada häufig mit Indianern umgegangen war, ſo verſtand ich von ihrer Sprache, welche hier bey mehrern Nationen dieſelbe iſt, ob ſie ſich gleich in ſehr verſchiedene Mundarten theilt,

genug, um ihr ſagen zu können, daß ich ihr, wenn ſie mich von der Blutgier meiner Feinde retten könnte, lebenslänglich durch die ungetheilteſte Liebe danken würde. Sie eilte fort, und der Abend des folgenden Tages war noch nicht herbeygekommen, als ich meine Feſſeln ſchon gelößt ſah.

Hualata ward mein Weib, und ich hatte nie Urſache dieſen Entſchluß zu bereuen. Aber ob ſie gleich mit zarter Liebe jedem meiner Wünſche im Entſtehen begegnete, und ſich deſto mehr an mich anſchmiegte, je inniger ſie ſich freute, daß ich ſie ganz anders behandelte, als die Indianer ihre Frauen, in denen ſie nur ihre Sklavinnen erblicken: ſo war ich doch nicht glücklich. Und wie hätte das auch ſeyn können? Ich war an alle Bequemlichkeiten des Lebens, an den höchſten Ueberfluß gewöhnt, und hier war der Entſagungen kein Ende. Anſtatt eines Pallaſtes nahm mich eine elende Hütte auf, die der Wind

von allen Seiten durchſtrich; die Eiderdunen*), auf welchen ich ſchlief, hatten ſich in ein Lager von Bären- oder Bieberhäuten verwandelt, Felle deckten ſtatt koſtbarer Kleider meinen Körper. Ich mußte mich an die Koſt meiner neuen Landsleute gewöhnen, und zu dieſem Ende die Fiſche der Seen betrügen, oder mich im harten Winter in die dichten Wälder vertiefen, in furchtbarer Kälte auf Wild lauren, und wenn mir keines aufſtieß, oder wenn mir das ſehr unvollkommene Geſchoß verſagte, mit den Meinigen darben. Ich hatte ſtets den Umgang mit kenntnißreichen Männern geliebt, und die Stunden meiner Muße mit Leſen ausgefüllt; hier mußte ich auf alles Verzicht thun, mich an den Umgang mit leeren, rohen Seelen gewöhnen,

*) Die Federn der in den nördlichen Ländern, Island, Grönland, Norwegen lebenden Eidergans, ſind die weichſten und koſtbarſten unter allen.

und um nur eine Beſchäftigung zu haben, ganz der Jagd und dem Krieg obliegen.

Meine angenehmſten Augenblicke waren die, in welchen ich meine ſechs Kinder unterrichtete, und ſie, ſo wie ihre Mutter mit den Vorzügen meines Vaterlandes bekannt machte. Ach es war nicht recht von mir! Zwar verſchaffte ich Europäiſcher Sitte bey Hualata und ihren Kleinen allmählig Eingang, aber ich füllte ihr Herz mit einem Sehnen, das nicht zu befriedigen war. Uebrigens machte ich mir durch dieſe Anhänglichkeit an Europa die Indianer abgeneigt. Selbſt Hualata's Vater war mißtrauiſch gegen mich, und ließ mich, ſo lange er lebte, nicht aus den Augen, weil er fürchtete, daß ich die erſte beſte Gelegenheit benutzen, und mit oder ohne Hualata entfliehen möchte. Wie wäre das möglich geweſen, da mich die feſteſten Bande an meine Familie knüpften, da ich von den Beſitzungen der Europäer an

der Küſte mehrere hundert Meilen entfernt war, und die undurchdringlichen Wälder, die zwiſchen uns waren, und in denen ich mich nicht zurecht zu finden wußte, der Flucht ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg legten?

Ich hatte in der That die Hoffnung, Europa je wieder zu ſehen, ganz aufgegeben, und die Länge meines Unglücks hatte mich an daſſelbe gewöhnt, als endlich ein Engliſcher Pelzhändler, der den Muth gehabt hatte, Nordamerika von Oſten bis zur fernen Weſtküſte ſeiner ganzen Breite nach mit unglaublichen Beſchwerden zu durchſtreifen, im Dorfe anlangte*). Ein Weißer in den Ge-

*) Die Engländer kaufen in den Ländern an der Hudſonsbai und in Kanada die koſtbaren Pelzwerke, die ihnen die Indianer als den Ertrag ihrer Jagden bringen. Von Kanada aus begeben ſich auch Pelzhändler ſelbſt zu den Indianern, und leben unter Beſchwerden

genden, in welchen ich nun ſchon ſeit ſechs und zwanzig Jahren gelebt hatte, war eine zu ſeltene zu oft gewünſchte Erſcheinung, als daß mein Herz ſich in ſeiner Freude hätte mäßigen ſollen. Ich beſann mich nicht, daß er Engländer und ich Pole ſey, und daß beyde Völker in ihrer Lebensweiſe ſo verſchieden wären, ich hielt ihn vom erſten Augenblicke an für meinen Bruder. Die Stunde meiner Erlöſung hatte geſchlagen. Kaum hatte ich mich ihm entdeckt, ſo brachte er es durch Geſchenke dahin, daß ich ungehindert fortziehen durfte; Hualata folgte mir gern, da die

aller Art eine Zeitlang bey ihnen, um Pelze einzukaufen. Der Engländer, von welchem hier die Rede iſt, iſt unſtreitig Makintoſch, der mit unſäglichem Muthe in den Jahren von 1789 bis 1793 durch das feſte Land von Nordamerika nach dem Eis= und Südmeere reiſte, und der erſte Europäer iſt, der das Innerſte von Nordamerika geſehen hat.

Bande, welche ſie an ihr Volk knüpften, durch den Tod ihrer Eltern längſt ſich gelöſt hatten, und da meine Kinder ſämmtlich zu einem Alter gelangt waren, das ſie, ſo wie ihre Lebensart, in den Stand ſetzte, Beſchwerden zu ertragen, ſo durften wir hoffen, daß die Ungemächlichkeiten der weiten Reiſe unter alle ziemlich gleich vertheilt werden würden.

Nach zahlloſen Mühſeligkeiten langten wir in Kanada an. Ich ſtürzte mich auf die Erde und küßte ſie, als ich den erſten Wohnſitz der Weißen ſah. In Montreal *) traf ich einen alten Freund meines Vaters, der dem wackern Britten, der mich mit ſich gebracht hatte, die Koſten, welche dieſe Theilnahme verurſachte, großmüthig erſetzte, von

*) Stadt auf einer Inſel im Lorenzſtrom in Oberkanada. Sie iſt die Niederlage alles von den Indianern in und um Kanada eingekauften Pelzwerkes.

dem ich aber auch die traurige Nachricht, die ich freylich erwarten mußte, erhielt, daß mein Vater ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr ſey. In Quebeck*) begab ich mich auf ein Schiff, das mich in kurzer Zeit nach England brachte. Mit gerührter Seele dank' ich der Fürſehung, die mir auf dieſer langen, Beſchwerdevollen Reiſe alle die Lieblinge mei=nes Herzens erhielt.

Hier ſchwieg Ragozky. Seine Erzäh=lung hatte auf die Zuhörer einen tiefen Ein=druck gemacht, und ſie hiengen, als er geen=det hatte, als ob ſie des Hörens nicht über=drüßig werden könnten, noch immer an ſei=nem Munde. Er ergriff von neuem das

*) Hauptſtadt und wichtige Feſtung in Nieder=kanada vom Ausfluß des Lorenzſtromes in die See nicht weit entfernt, mit einem ſichern Hafen und 15,000 Einwohnern. Sie iſt der Sitz des Gouverneurs und eines Biſchofs, und treibt ſtarken Handel.

Wort. „Ich weiß es, ſprach er zu Ladis=
las, daß mein Vater Sie zum Erben ſeiner
Güter gemacht hat. Sie begreifen, daß er
dies nur in der Vorausſetzung thun konnte,
daß ſein einziger Sohn nicht mehr am Leben
ſey. Hätte er mich bey ſich gehabt, ſo iſt
kein Zweifel, daß ich in den Beſitz ſeines
Nachlaſſes gekommen wäre, denn er liebte
mich, wie ſich ſelbſt Ihr Onkel erinnern
wird, zu innig, als daß der entgegengeſetzte
Fall denkbar wäre. Da ich nun durch ein
Wunder gerettet, und nach Polen zurückge=
kommen bin, ſo legt mir die Pflicht, für
meine armen Kinder zu ſorgen, die traurige
Nothwendigkeit auf, Sie um die Abtretung
des väterlichen Gutes zu erſuchen, und ich
hoffe, daß es ein menſchenfreundliches, Er=
barmungsvolles Herz iſt, an welches ich dieſe
gerechte Bitte lege.“

Man bat Ragozky, zu einer andern Zeit
wieder zu kommen, indem er wohl einſähe,

daß hierbey viel zu überlegen, vieles in Ord=
nung zu bringen, vieles zu berichtigen ſey.
Die Stimmung, in welcher er den armen
Ladislas zurückließ, war ſchrecklich genug,
und ſelbſt ſein Onkel fand das größte Mitlei=
den mit ſeiner Lage. In der That, es war
von nichts geringerm die Rede, als ihm alle
die Genüſſe, welche ſein Leben bisher beſe=
liget hatten, auf einmal wieder zu entreißen,
und ihn in jenen Zuſtand des Mangels zu=
rückzuwerfen, in welchem er ſich ohne die
Güte des alten Ragozky unfehlbar befunden
haben würde. Wer trennt ſich gern auch nur
von dem geringſten Theile ſeines Glücks?
Und war Ladislas nicht in Gefahr das Ganze
zu verlieren?

Er war in eine Art von Stumpfſinn,
von düſterm Hinbrüten gefallen, wodurch
er mehrere Tage für äußere Eindrücke ganz
unempfänglich gemacht wurde. Paneczky
ſtörte ihn in dieſer finſtern Laune nicht; er

wußte, daß alles, was er zu ſeiner Beru-
higung ſagen konnte, ſo lange dieſe anhielt,
in den Wind geredet war. Wenn er aber
gleich von der ſo unangenehmen Sache ge-
fliſſentlich ſchwieg, ſo ließ er ihn doch die
ganze Zeit über nicht aus den Augen. Der-
ſelbe Mann, der die Nebel über die Seele
des Ladislas verbreitet hatte, ſchien ſie auch,
freylich auf eine gewaltſame Weiſe, zer-
ſtreuen zu wollen. Nehmlich die Armuth
drängte Ragozky, ſehr bald wieder zu kom-
men, um die Sache, an welcher die ganze
Zukunft der Seinigen hieng, bald möglichſt
in Ordnung zu bringen. Man wieß ihn zwar
unter allerley Vorwänden einigemal ab, all-
ein Ladislas ſah wohl ein, daß dies nicht ſo
fortgehen könne, ſondern daß er nothwendig
zu einem Entſchluſſe kommen müſſe. Und
daß er zu dieſem kam, dazu wirkte Paneczky
mit. Denn dieſer bemerkte eines Tages im
Allgemeinen, und ohne auf die gegenwärti-

gen Verhältniſſe, ob er ſie ſchon dabey im Sinne hatte, mit einem Worte anzuſpielen len: „Er kenne keinen gemeinern und doch ſchädlichern Fehler, als die Unentſchloſſenheit. Dieſe beſtehe nehmlich darin, daß man zwiſchen zwey oder mehrern Dingen, die ſich ſchlechterdings nicht vereinigen ließen, und von denen nur eins gewählt werden müſſe, zu keiner Wahl kommen könne. Entweder rühre das daher, daß unſer Verſtand zu wenig denke, um das, was zu unſerem wahren Nutzen iſt, zu erforſchen und zu überſchauen, oder daß, wenn er es überſchaut habe, unſer Wille nicht Kraft genug beſitze, um ſich dafür zu entſcheiden. In beyden Fällen aber verriethen wir eine Kleinlichkeit und Unmündigkeit, welche bewieſe, daß wir die Leitung anderer noch nicht entbehren könnten. So wie dieſes Schwanken uns unſrer Würdigkeit beraube, ſo erhalte es unſer Gemüth in einer unabläſſigen Sorge

und Unruhe; es ſey gleichſam ein Wurm, welcher an unſrer Heiterkeit nage. Es halte uns ab, ſo viel Gutes zu thun, als wir thun könnten; denn bey dem ewigen Verſchieben und Vertragen unſeres Entſchluſſes müſſe natürlich das Gute, das daraus folgen könnte, auch verſchoben werden und oft ganz unterbleiben, oder, weil es nicht mehr zur rechten Zeit geſchähe, aufhören Gutes zu ſeyn. Wie wenig wir bey einem ſolchen Mangel an Entſchloſſenheit fähig wären, andern zu nützen, wie oft wir ihren Vortheilen hinderlich wären, ihnen ſogar Schaden zufügten, das ergebe ſich bey der geringſten Aufmerkſamkeit."

Ladislas ſchien einen Entſchluß gewonnen zu haben, aber dieſer Entſchluß ſelbſt ſchien den Wünſchen Paneczky's nicht entſprechen zu wollen. Dies errieth der letztere aus den häufigen Unterredungen, welche er ſei=

nen Neffen mit einem der geſchickteſten Rechtsgelehrten halten ſah. Es war ihm, ſo wenig er auch um die Sache wußte, über welche man ſich beſprach, doch ſo viel klar, daß es auf einen Prozeß abgeſehen ſey, der das Gerade zum Krummen, das Recht zum Unrecht machen ſollte, und in dieſem Verdacht beſtärkte ihn die fortwährende Zurückhaltung des ſonſt ſo offenen Neffen, die ihren Grund in der Furcht zu haben ſchien, daß der gerechte Onkel das, was vorgieng, mißbilligen werde. Paneczky, deſſen Sache es ſonſt nicht war, ſich in das Vertrauen anderer, das ihm abſichtlich verweigert wurde, einzudrängen, glaubte doch diesmal von ſeinem Grundſatz abweichen zu müſſen, um ſeinen Neffen von Ungerechtigkeit zurückzuhalten. Er machte ihm alſo wegen ſeines Schweigens liebreiche Vorwürfe, zeigte, wie ſehr es ſeine Liebe zu ihm verdiene, von allem unterrichtet zu werden, und es bedurfte

fürwahr keiner großen Kunſt, um ihn endlich zur Sprache zu bringen.

Es wurde ihm alſo geſtanden, daß es im Werke ſey, einen Rechtsſtreit einzuleiten, und die Sache vor Gerichten anhängig zu machen. „Aber, wendete Paneczky ein, unter ſolchen Umſtänden iſt der Ausgang leicht vorherzuſehen. Das Recht der Natur, und alle geſchriebenen Geſetze, die in unſerm Vaterlande gelten, entſcheiden zu Gunſten Ragozky's. Das Kind hat nähere Anſprüche auf den Nachlaß ſeines Vaters, als jeder Fremde, wofern es nicht durch den ausdrücklichen Willen deſſelben davon ausgeſchloſſen iſt. Nun iſt es zwar wahr, daß Du durch den Willen des alten Ragozky der Erbe ſeiner Güter geworden biſt, aber Du beſcheideſt Dich doch ſelbſt, daß dieſes nicht geſchehen ſeyn würde, wenn er von dem Leben ſeines einzigen Sohnes unterrichtet geweſen wäre. Denn wie ſehr er dieſen liebte, und

wie ſehr er Urſache hatte, ihn zu lieben, davon kann ich als ein vieljähriger Freund des alten Grafen zeugen.“

Ladislas. Wenn die Sache in dem Zuſtande bleibt, in welchem ſie jetzt iſt, ſo iſt es freylich gewiß, daß ich durch Streiten nichts gewinnen werde.

Paneczky. Ich ſehe aber nicht ein, in welchen andern Zuſtand ſie ſich bringen ließe.

Ladislas. Es iſt nach den Erkundigungen, welche ich eingezogen habe, allerdings ein Weg möglich, auf welchem die Anſprüche dieſes Fremdlings auf mein Gut zu vernichten ſind. Doch vorher eine Frage! Glauben Sie nicht, daß es mich im Innerſten kränken muß, allem, was ich ſeit vielen Jahren mein nennte, den Rücken zukehren zu müſſen?

Paneczky. Dein äußeres Glück leidet eine ungemein beträchtliche Verminderung,

wer läugnet das? Die Zeit des Ueberfluſſes iſt vorüber, die Zeit der Entbehrung und tauſendfältiger Entſagungen iſt vor der Thür.

Ladislas. Das iſt es nicht alles. Die Zahl derer, die ich unterſtützte, iſt beträchtlich. Dieſe werden darben, und der Anblick ihres Elendes wird mein Herz zerreißen. Nicht minder groß iſt die Menge derer, welche mich beneideten. Welche Wonne wird es dieſen ſeyn, wenn ſie ſehen, daß derjenige, der ſie an Glücksgütern ſo weit übertraf, plötzlich von ſeiner Höhe herabgeſunken iſt!

Paneczky. Alles ſehr wahr. Nur ſorge dafür, daß mit dem äußern Glücke nicht auch Dein inneres, welches von unendlich höherm Werthe iſt, zu Grunde gerichtet werde.

Ladislas. Ich kann nicht getadelt werden, wenn ich mich um das, was mir

ein günſtiges Geſchick gab, zu vertheidigen, jeder Nothwehr bediene.

Paneczky. Jeder? — Ich will hoffen, daß Du nur erlaubte Mittel, Dich zu vertheidigen, dabey im Sinne haſt.

Ladislas. Mit einem Worte, ich werde ſagen, daß dieſer Fremdling nicht der Sohn des Grafen Ragozky, ſondern ein Betrüger iſt, der es darauf angelegt hat, mich des Meinigen zu berauben.

Paneczky. Ich erſtaune. Dieſer Fremde hat uns nicht bloß die Geſchichte ſeiner Leiden erzählt, er hat uns an Scenen und Züge aus dem Leben ſeines Vaters erinnert, die uns beyden bekannt ſeyn müſſen; hierzu kömmt ſeine Aehnlichkeit mit dem jungen Ragozky an Körper und Geiſt. Viele, die den letztern genau gekannt haben, ſind darin mit mir einig, daß zwiſchen ihm und dieſem Fremden die genaueſte Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Empfindungen

Statt finde. Bis zu dieſer würde es ihm unmöglich ſeyn, ſeinen Betrug zu treiben. Sage mir, biſt Du wirklich in Deinem Herzen noch nicht überzeugt, daß Du es mit Ragozky's Sohn zu thun haſt?

Ladislas. Wenn ich es wäre, ſo würde ich mir wenigſtens bey dem, was ich vorzunehmen im Begriff ſtehe, nichts davon merken laſſen dürfen.

Paneczky. Auf welchem Irrwege ertappe ich Dich! Du biſt alſo von dem Rechte des unglücklichen Mannes überzeugt, Du willſt ihn aber doch unter allerley nichtigen Vorwänden im Genuſſe deſſelben hindern. Ein ſolches Betragen iſt es, das wir Chikane nennen. Ich erinnere mich recht wohl, daß Du einſt der abgeſagteſte Feind der Chikane wareſt, die aus keinem andern, als aus einem böſen, liebloſen Herzen hervorgehen kann, und daß Du es noch mehr wur=

deſt, als Du Dich ſelbſt bey mehrern Gelegenheiten von ihr verfolgt ſaheſt.

Ladislas. Ich würde auch jetzt nicht meine Zuflucht zu ihr nehmen, wenn mich nicht die Noth dazu triebe.

Paneczky. Und wo bleibt die Standhaftigkeit, deren hohen Werth wir nur erſt vor kurzer Zeit beſprachen? — Alſo nur in guten, fröhlichen Tagen liebteſt Du das Gute, das Unglück wirft Deine Tugend, wie der leiſeſte Stoß das Kartenhaus eines Knaben, über den Haufen? Im Vertrauen geſagt, dieſe ſo wandelbare Tugend war nicht der Mühe werth von ihr zu reden. — Beſinne Dich wohl, lieber Neffe. Du willſt Böſes thun mit voller Erkenntniß, daß es böſe iſt. Das kann nicht gut enden. Wir wollen den Fall annehmen, daß dieſe Argliſt wirklich hinreichte, Dir Dein äußeres Glück zu erhalten, ſo muß es Dir doch einleuchten, daß der Genuß deſſelben für Dich verloren

iſt, weil Du Deinen innern Frieden verloren haben, und Dich ewig mit dem Vorwurf quälen wirſt, daß eine ganze Familie durch Dich in den Abgrund des Elends verſenkt worden iſt.

Ladislas. Ach wohin ich auch blicken mag, überall ſehe ich Gefahren.

Paneczky. Auf der einen Seite nicht ſo viel, wie auf der andern. Hier erwartet Dich bloß der Verluſt äußerer Güter, die zum größten Theil sehr entbehrlich ſind, dort der Verluſt von Tugend und Ehre, ohne welche die herrlichſten Güter der Erde aufhören Güter zu ſeyn. Dir kömmt es zu, das Beſſere zu wählen.

Ladislas. Ich zittere bey dem Gedanken an die Zukunft.

Paneczky. Und warum? — Ich ſehe wohl, daß es Dir an einer Eigenſchaft fehlt, welche ich von jedem erwarte, an Muth. Dieſen erkenne ich nehmlich gern in demjeni=

gen, welcher Gefahren, die entweder unver= meidlich, oder von der Art ſind, daß ſich, wenn auch erſt nach einiger Beſchwerde, ihre Beſiegung vorausſehen läßt, mit dem feſten Entſchluſſe ſie zu beſtehen, entgegengeht. Ich ſage, ich erwarte dieſen Muth von einem jeden, weil das Leben ein ſteter Wechſel zwi= ſchen Freuden und Gefahren iſt, und man alſo, um nicht ein Spielwerk derſelben zu ſeyn, auf beyde vorbereitet ſeyn muß. Wer dieſen Muth verläugnet, und die ihm entge= gengeſetzte Feigheit oder Zaghaftig= keit blicken läßt, den treffen dieſe Gefahren, wenn ſie nicht zu vermeiden ſind, mit dop= pelter Stärke, und berauben ihn ſeiner Zu= friedenheit, ſeiner Beſinnung, ſeiner Kraft, oder, wenn er ihnen entgeht, weil es in ſei= ner Willkühr ſtand, ob er ſich ihnen ausſetzen wollte, ſo verliert er doch oft den ſehr hohen Preis, womit ihn der Sieg über dieſelben belohnt haben würde. So groß hingegen

auch die Gefahr ſeyn mag — der muthige Mann iſt noch größer als ſie; er verliert ſeine Ruhe keinen Augenblick, er ſcherzt in ſeinen Leiden, weil ſein Wille ſtärker iſt, als alle Stacheln derſelben, und hat ſtets Geiſtesgegenwart genug, um Mittel ausfindig zu machen, wodurch er den Angriffen des Unglücks ihre Heftigkeit nehmen kann.

Ladislas. Sie widerſprechen ſich. Als in dem letzten Türkenkriege ein Ruſſiſcher Dragoner aus Reih' und Glied herausgeſprengt, und zu den Türken hinübergeritten war, um einem Spahi*) im Angeſicht der ganzen Armee den Kopf zu ſpalten, ihm den Roßſchweif**), welchen er in der Hand

*) Spahi d. i. ein Türkiſcher Reuter.

**) Die Türken befeſtigen Roßſchweife mit allerhand Verzierungen an Stangen, und dieſe dienen ihnen nicht nur als Standarten, ſondern auch als Ehrenzeichen, indem ihre Großen, Roßſchweife vor ſich hertragen laſſen,

hielt, zu entreißen, und mit dieſer ehren-vollen Beute zu den Seinigen zurückzukeh-ren, ſo wurde dieſer Muth von allen geprie-ſen. Nur Sie billigten ihn nicht.

Paneczky. Ich konnte dieſe Handlung nicht billigen. Die Gefahren, welche uns treffen können, kommen entweder ohne unſer Zuthun über uns, oder wir ſuchen ſie auf. Im erſtern Falle iſt es gut, wenn wir Muth im engern Sinne beweiſen, d. i. uns dem Unglück, das nun einmal nicht vermieden werden kann, mit dem feſten Entſchluß, un-ſere Faſſung dadurch nicht zu verlieren, un-terwerfen. Im letztern verrathen wir Kühn-heit, die nur eine beſondere Art des Mu-thes iſt. Allein der Kühne ſoll nur ſolche Gefahren aufſuchen, denen er, ſo viel Men-ſchen vorausſehen können, gewachſen iſt,

deren Zahl bey keinem, als bey dem Kaiſer über ſieben ſteigen darf.

wenn er will, daß wir in ihm Tugend be-
wundern ſollen. Begiebt er ſich freywillig
in Gefahren, zu deren Beſiegung er, wie er
ſich ſelbſt geſtehen muß, nicht die nöthige
Kraft beſitzt, ſo daß er ſich bloß auf den
Zufall verläßt, der nicht immer ſeinen Er-
wartungen entſpricht, ſo wird er verwe-
gen. Sind nun beſonders die Gefahren,
in welche er ſich freywillig ohne ausreichende
Kraft ſtürzt, von einer ſolchen Größe, daß
ſie ſeinen höchſten irdiſchen Gütern, ſeiner
Ehre, ſeinem Glück, ſeinem Leben Vernich-
tung drohen, ſo iſt ſein Betragen Toll-
kühnheit. Nun aber ſoll der vernünftige
Menſch nie dem Zufall vertrauen. Dies iſt's
warum ich zwar den Krieger, der im Gefecht
ſein Vaterland tapfer vertheidigt, als einen
muthigen Mann ehre, warum ich aber die
That jenes Ruſſen, den nur ein Zufall von
der Rache der Türkiſchen Armee rettete,
wenn ich auch etwas Großes gern in ihr

finde, doch wegen ihrer Tollkühnheit nicht ſittlich gut nennen kann.

Das Gemüth des Ladislas war für das Gute zu empfänglich, als daß nicht die Worte Paneczky's einen tiefen Eindruck auf daſſelbe hätten machen ſollen. Zwar ließ er ſich nichts davon merken, allein die Unterhandlungen mit dem Rechtsgelehrten wurden plötzlich abgebrochen, und das war ſchon ein gutes Zeichen. So vergiengen einige Tage, ohne daß die Sache wieder erwähnt wurde. Es war an einem Morgen, als Ladislas in das Zimmer ſeines Onkels trat; ſchweigend gieng er einigemale im Zimmer auf und nieder, und warf ſich dann, mit einem Strome von Thränen, an Paneczky's Bruſt. „Es iſt beſchloſſen, ſprach er, ich will unglücklich ſeyn, aber gerecht. Ragozky nehme was ſein iſt, ich will entbehren und dulden.“ Er ſchluchzte. Der Greis umarmte den geliebten Jüngling, und drückte ihn mit innigem Wohlwollen an

ſich. „Laß Dir das Gute nicht ſauer werden, mein Ladislas, ſprach er! Sey ein Mann, und bedenke, daß, wenn unſer Herz groß iſt, und ſich zu erheben verſteht, wir keines großen Glückes bedürfen! Uebrigens ſollſt Du nicht alles verlieren. Ich ſelbſt werde mit Ragozky ſprechen.“

Der letztere erſchien. Paneczky blieb mit ihm allein. Er machte ihm den Entſchluß ſeines Neffen, ihm, als dem rechtmäßigen Erben, alles abzutreten, was er zeither beſeſſen hatte, bekannt, und war im Innerſten gerührt, als ein Strahl langentbehrten Entzückens die trüben Augen erhellte. „Aber Vertrauen gegen Vertrauen! fuhr er fort. Sie, vom Unglück zeither verfolgt, werden durch den Edelmuth meines Neffen nicht weniger als durch Ihr Recht auf einmal glücklich. Der letztere ſinkt durch Ihre unverhoffte Erſcheinung plötzlich aus dem Schooße des Ueberfluſſes in die Arme des Mangels

herab, der um ſo ſchmerzlicher ſeyn muß, je weniger er auf denſelben vorbereitet, je weniger er ſeit langer Zeit gewohnt iſt, ſeinen Wünſchen etwas zu verſagen. Ich frage Sie, kann Ihr Herz den Gedanken, einen Menſchen, welchen Sie durch einige kleine Opfer hätten retten können, ſeinem Elende unfreundlich und Erbarmungslos überlaſſen zu haben, ertragen?“

„Was kann ich für ihn thun?“ verſetzte Ragozky.

„Einem Manne, fuhr jener fort, der einen Schatz gefunden hat, kann es nicht ſchwer werden, einige Edelſteine davon an den abzugeben, welcher minder glücklich war.“ Er rückte nun mit ſeinen Anträgen hervor. Da er nur bat, nicht forderte, und da Ragozky in ſeiner Wonne einem Landmann glich, welcher bey dem Anblick einer reichen Erndte gern die Fülle ſeiner Garben um etwas vermindert, wenn er eine arme Aehrenleſe=

rin erfreuen kann, ſo war die Unterhandlung bald zu Paneczky's Vergnügen und ſeines Neffen Vortheil geendiget.

Triumphirend trat er mit dem Papier, welches die Abtretungen Ragozky's enthielt, in das Zimmer, in welchem ihn Ladislas voll banger Ungedult erwartete. „Freue Dich, rief er ihm entgegen, ich habe Dir zwey ſchöne Beſitzungen gerettet, von deren Ertrage Du zwar nicht auf einem ſo glänzenden Fuße, wie bisher, aber doch mit Anſtand wirſt leben können.“ Es that ihm Leid, daß Ladislas keine ſo große Freude darüber bezeugte, als er erwartet hatte, und er überzeugte ſich, daß derjenige, dem von einem großen Glück, das er beſaß, und das ihm das Schickſal vernichtet, noch einige armſelige Trümmer verbleiben, durch den Schmerz über den Verluſt des Ganzen verhindert wird, ſich über die Erhaltung des Theiles zu freuen.

In dieſer finſtern Schwermuth wünſchte Ladislas nichts ſehnlicher, als daß man ihn von allem, was er beſeſſen hatte, und was er doch nun einmal nicht mehr ſein nennen durfte, recht bald befreyen möchte. Daher geſchah die Uebergabe in kurzer Zeit. Es war für ihn ein Augenblick voll unausſprechlichen Schmerzes, als er ſich von allem, was ihm theuer geweſen war, als er ſich beſonders von den Landleuten auf ſeinen Dörfern, die ihn wie einen Vater geliebt hatten, und die ſich mit Widerwillen unter einen neuen Oberherrn geſetzt ſahen, ob dieſer gleich ſie im Genuſſe ihrer Freyheiten nicht zu ſtören verſprochen hatte, trennen mußte. Kaum aber war dieſer Augenblick vorüber, ſo ſaß er auch mit dem einen Minskow, der ſeine Zuneigung in einem hohen Grade erworben hatte, im Wagen, und eilte zu den Thoren Warſchaus hinaus.

Es war nehmlich von ihm beſchloſſen wor=

den, ſich durch eine große Reiſe in den Süden Europens die Zerſtreuung zu verſchaffen, deren er in der That bedurfte. Johanna wußte von allem, was vorgegangen war, nichts; ſie ahndete es nicht, daß ihr Geliebter aus ihrer Nähe verſchwunden ſey. Ladislas hatte es ihr, um ſeinem ſowohl, als ihrem Herzen Kummer zu erſparen, ſorgfältig verſchwiegen; durch einen Brief, welchen er an ſie zurückließ, und ſeinem Onkel zur Beſorgung anvertraute, wurde ſie indeß von der Lage der Dinge unterrichtet, mit den ſüßeſten Ausdrücken, welche die Liebe diktiren konnte, beſchworen, das Betragen ihres Bräutigams, wenn es ihr auffallen ſollte, zu entſchuldigen, und gebeten, ihm ihre Liebe und Treue, die in ſeinem Zuſtande die einzigen Wonnen wären, welche ſein Herz erheiterten, zu erhalten. Nur mit Mühe gelang es dem Greiſe, die troſtloſe Johanna zufrieden zu ſtellen, aber er wußte geſchickt

ihren Unwillen über ſeine Zurückhaltung in das herzliche Mitleid mit ſeinem Zuſtande, und dieſes in eine zärtliche Beſorgniß für ſeine Perſon, die auf dieſer langen Reiſe manchen Gefahren ausgeſetzt war, zu verwandeln. Selbſt die letztere wußte er durch Ueberredung zu vermindern, und um beyde ſo glücklich zu machen, als es die Umſtände geſtatteten, leitete er einen Briefwechſel zwiſchen ihnen ein, welcher ohne Unterbrechung fortgeſetzt wurde. Er ſelbſt kehrte hierauf auf ſeine Güter zurück.

Ladislas hatte Urlaub auf zwey Jahr genommen, in welchen er Deutſchland, Frankreich und Italien durchſtreifte. Er ſchrieb fleißig an Johannen ſowohl, als an Paneczky, und in ſeinen Briefen, die im Anfange voll bittrer Klagen über ſein Schickſal waren, fieng allmählig an ein fröhlicherer Sinn, eine beſſere Laune zu herrſchen. Zuletzt ſcherzte er ſogar über das, was ihm vorher ſo großen

Kummer verurſacht hatte. „Ich lerne nach und nach, ſchrieb er an den Onkel, meinem gegenwärtigen Zuſtande Vergnügen abgewinnen. Hätte ich noch meinen vorigen Ueberfluß, ſo würden mir die Palläſte der Fürſten, der Größten eines jeden Landes offen ſtehen, weil ich mit ihnen wetteifern könnte. Aber bey meiner gegenwärtigen Beſchränktheit, die mich zu einer großen Sparſamkeit verpflichtet, muß ich auf dieſe Auszeichnung freylich Verzicht leiſten. Dagegen ſtehen mir überall die Wohnungen gelehrter und gebildeter Menſchen, die Hütten des Volks offen, und die Herzlichkeit, mit welcher ich darin empfangen werde, ſchmeichelt meiner Eigenliebe mehr, als die kalten Höflichkeiten, womit ich in meinen vorigen Tagen überhäuft wurde. Gewiß, liebſter Onkel, es iſt ein Glück, zu wiſſen, daß man ſich in fernen Landen durch Herablaſſung Herzen erworben hat, von welchen man geliebt wird,

aber dies Glück würde ich nicht genoſſen ha=
ben, wenn ich noch unter die Reichſten mei=
nes Vaterlandes gehörte, denn wenn ich auch
je eine ſo weite Reiſe unternommen hätte,
ſo würde ich mich doch überall nur zu den
Großen gehalten haben, die ſich viel ſagen,
um ſich wenig zu ſeyn, und ſo wären die
Freuden eines herzlichen Umganges mit Men=
ſchen nie in dem Grade von mir geſchmeckt
worden, in welchem ich ſie nun ſchmecke.
Ueberdies geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß
ich, in tägliche Zerſtreuungen allzuſehr ver=
ſunken, weder des Glücks, von Johannen
geliebt zu werden, noch der Beſeligungen der
Freundſchaft, die Sie, die mein treuer Mins=
kow mir beweiſen, in einem ſolchen Umfange
theilhaft geworden ſeyn würde. Ich glaube,
daß es mir im gewiſſen Beſitz dieſer Vortheile
ein Leichtes ſeyn wird, wenn ich nach Polen
zurückkomme, den Blicken meiner Feinde mu=
thig entgegenzutreten."

Paneczky erwiederte hierauf: „Dein Brief hat mir wahres Vergnügen gemacht. Ich finde durch Deine Ausſage eine Bemerkung beſtättiget, die ich oft im Stillen gemacht habe, und die ich für wichtig genug halte, um ſie Dir als eine Regel für Dein Verhalten in der Zukunft anzuempfehlen. Dieſe iſt, daß das Unglück in der Einbildung weit ſchrecklicher und unerträglicher iſt, als in der Wirklichkeit. So lange es uns noch droht, ſo iſt unſere Phantaſie in Aufruhr, und wir fürchten unter den Streichen, welche uns bald treffen werden, zu erliegen; treffen ſie uns aber wirklich, und beugen wir unſern Nacken unter dieſelben, ſo finden wir, daß ſie zwar ſchmerzen, aber doch auszuhalten ſind, und wir wundern uns, wie wir uns vorher ſo ſehr darüber ängſtigen konnten. Selbſt an den Schmerz, welchen ſie wirklich bringen, gewöhnen wir uns mit der Zeit ſo

ſehr, daß wir ihn wenig oder nicht mehr empfinden. Was aber das Sonderbarſte iſt, ſo iſt kein Unglück auf Erden ſo groß, ſo ſchrecklich, in welchem wir nicht zur Freude irgend einige Anläſſe beſonderer Art, die wir im Glück entbehren mußten, finden ſollten. Wir wandeln alsdann gleichſam in einer dürren Sandwüſte, in welcher aber doch einige liebliche Pflänzchen wachſen, welche wir auf einem üppigern Boden vergebens ſuchen würden. Es iſt wahr, je tiefer wir von einem vorher genoſſenen Glück herabſteigen, deſto einzelner, deſto enger und beſchränkter werden ſolche Freuden, aber auch deſto inniger, deſto kindlicher, reiner und ſüßer werden ſie. Wir können uns nicht denken, was ein Gefangener, zwiſchen vier öden Wänden eingeſchloſſen, noch für Entzückungen haben könne; der bloße Gedanke an einen Kerker macht uns und jeden — denn je=

dem iſt Freyheit Bedürfniß — ſchaudern. Und dennoch gewöhnt er ſich eine Spinne, daß ſie ihre Nahrung aus ſeiner Hand holt, und dieſe wird die Vertraute, die Tröſterin ſeiner Leiden. Und dennoch weiß man einzelne Fälle, daß Gefangene, die eine Reihe von Jahren hindurch im Kerker geſchmachtet hatten, ihren Zuſtand für ſelig zu halten anfiengen, und ihn mit der Freyheit, welche man ihnen anbot, nicht wieder vertauſchen mochten. — Iſt es wohl mit Dir jetzt anders? Fängſt Du nicht an, da Blumen zu pflücken, wo Du vor einiger Zeit nichts als Dornen erkannteſt? — Lieber Neffe, Du weißt nicht, was Dir noch bevorſteht, aber wenn es Unglück ſeyn ſollte, ſo ſchöpfe aus den Bemerkungen, welche Dir von mir und Deiner eigenen Erfahrung gemacht worden ſind, einen neuen Grund, ihm muthig entgegen zu gehen."

Die Nachricht, welche zu Ladislas in das

ſüdliche Frankreich erſcholl, daß ſein Vater=
land im Begriff ſtehe, ſich eine beſſere Ver=
faſſung zu geben, bewog ihn, in daſſelbe zu=
rückzukehren, und, wo möglich, an dem,
was vorgieng, einen thätigen Antheil zu neh=
men. Der Gedanke, ſeine Johanna zu um=
armen, und von nun an ihr ganz anzugehö=
ren, machte, daß er die Reiſe aus allen Kräf=
ten beſchleunigte. Er langte an; er ſah ſie;
die Herzen voll Sehnſucht ſchlugen nach Jah=
ren zum erſtenmale wieder an einander. Der
Tag der Verbindung wurde auf's neue feſt=
geſetzt, aber die Hochzeit ſollte ganz in der
Stille gefeyert werden. Außer wenigen an=
dern Freunden war nur Paneczky dazu einge=
laden. Dieſer letztere lebte, ſeitdem der Pol=
niſche Reichstag verſammlet war, in War=
ſchau, wohnte ſeinen Sitzungen bey, und
nahm an ſeinen Beſchlüſſen Theil. Er liebte
ſein Vaterland zu ſehr, als daß er ſich ihm
zu einer Zeit, wo alle ſeine edelſten Männer

für daſſelbe thätig, und wo von ihren vereinten Bemühungen die herrlichſten Früchte zu hoffen waren, hätte entziehen ſollen.

So ſehr Ladislas vor einigen Jahren der Liebling des Glücks geweſen zu ſeyn ſchien, ſo heftig fuhr es fort, ihn zu verfolgen. Zwar ward Johanna ſeine Gattin, und in ihrer Liebe, die jedem ſeiner Wünſche begegnete, vergaß er alles, was er zeither erlitten hatte. Es fiel ihm nicht in den Sinn, nach dem Ueberfluſſe zu ſtreben, an welchen er vormals gewöhnt geweſen war; nur die Freuden, die ſich jetzt um ihn verſammelt hatten, nur dies mäßige Glück flehte er den Himmel an, ihm zu erhalten. Doch dieſes geſchah nicht, und ſein Herz wurde von anhaltenden Schmerzen gefoltert.

Man hatte auf dem Reichstag ſich berathſchlagt, ob die Königswürde in Zukunft noch ferner, wie bisher, durch die freye Wahl vergeben, oder ob ſie erblich ſeyn

ſollte*). Das letztere wollten die Beſſern, weil ſie wußten, wie viel Unglück die Wahl eines Königs ſtets über ihr Vaterland verbreitet hatte; das erſtere bemühten ſich die Mächtigern durchzuſetzen, weil ſie den Vor-

*) Die Wahl eines Königs war in Polen faſt ſtets mit einem Blutvergießen begleitet. Dies kam daher, daß dabey nicht, wie es billig hätte ſeyn ſollen, die Mehrheit der Stimmen entſchied, ſondern daß alle Stimmen ſich vereinigen mußten, wenn der, welcher ſich darum bewarb, auf den Thron erhoben werden ſollte. Wie ſelten konnte dies aber der Fall ſeyn, da die Denkungsart und das Intereſſe der Wählenden ſo verſchieden waren, da ſo viele Beſtechungen herrſchten, und da jeder Edelmann bey allgemeinen Berathſchlagungen das *liberum veto* oder das Recht hatten, durch ſein Nipoz woly, d. i. ich will nicht, das zu hintertreiben und ungültig zu machen, was vielleicht ſchon von allen außer ihm angenommen war.

zug, Polen einen König geben, und, wenn ſie vom Glück begünſtiget wurden, den Thron ſelbſt beſteigen zu können, für zu groß hielten, als daß ſie ihn hätten aufgeben ſollen. Der Reichstag war in zwey Partheyen getheilt, welche einander lange die Wage hielten. Nachdem die Berathſchlagungen über dieſen Gegenſtand öfters, jedoch ohne Erfolg erneuert worden waren, ſo trat endlich Ladislas in der Verſammlung auf, und hielt eine lange und kraftvolle Rede, in welcher er die Nachtheile, die mit der freyen Wahl in Polen immer verbunden waren, die Wuth der Partheyen, die ſich in ſolchen Zeiten immer erhoben hatten, und den Schimpf, dem ſich die Polen bey der Nachwelt ausſetzen würden, wenn ſie noch länger gleichgültig gegen den Einfluß blieben, den die Nachbarn wegen ihrer Uneinigkeit auf die Polniſchen Angelegenheiten verlangt hätten, mit den lebhafteſten Farben

ſchilderte. Dies wirkte. Man ſammelte auf der Stelle die Stimmen, und die Mehrheit erklärte ſich dahin, daß Polen in Zukunft ein Erbreich ſeyn ſollte.

So ſelig ſich aber auch Ladislas bey dem Gedanken fühlte, der Urheber einer vortheilhaftern Ordnung der Dinge in ſeinem Vaterlande zu ſeyn, ſo wußten ihm doch diejenigen, welche dabey verloren, für ſeinen Eifer ſchlechten Dank. Erbittert ſuchten ſie eine Gelegenheit ſich zu rächen, und nach dieſer durften ſie nicht lange ſuchen. Da man jetzt in allen Theilen der Staatsverwaltung die gute Ordnung, welche ſeit langer Zeit daraus gewichen war, wieder herzuſtellen ſich bemühte, ſo fand es ſich, daß das eine von den Gütern des Ladislas ein Krongut*) war, welches einer der ältern Polni-

*) D. i. ein Gut, deſſen Ertrag zu den Einkünften des jedesmaligen Königs geſchlagen war.

ſchen Könige für eine in unſern Tagen ge=ringe Summe an die Familie Ragozky ver=pfändet hatte. Weil man nun auf alle Weiſe die unzureichenden öffentlichen Einkünfte zu vermehren ſuchte, ſo mußte ſich es Ladislas gefallen laſſen, daß man ihm die darauf ge=liehene Summe zurückzahlte, und ihn ſo außer den Beſitz des Gutes ſetzte. Das war für ihn ein neuer empfindlicher Verluſt, und ob er gleich von dem empfangenen Gelde ſich eine andre Beſitzung ankaufen wollte, ſo blieb doch, nachdem er einige Gläubiger da=von befriedigt hatte, zu wenig Baarſchaft übrig, als daß er dieſen Plan mit Vortheil hätte ausführen können.

Er war jetzt auf den Ertrag des einzigen ihm noch übrigen Landgutes eingeſchränkt, allein durch den Mißwachs, der nun ſchon ſeit zwey Jahren auf den dazu gehörigen Ländereyen geherrſcht hat, war dieſer ſehr verringert worden. Hierbey blieb es nicht.

Ein Blitz ſetzte das ſchöne Schloß, welches der vorige Beſitzer auf dieſem Gute erbaut hatte, in Flammen, und legte es mit dem größten Theile der Nebengebäude in Aſche. Von den Mobilien, von den Vorräthen konnte nur wenig gerettet werden. Der Kummer des Unglücklichen kannte nun keine Gränzen. „Ach, jammerte er, wenn mich dieſe Unglücksfälle ehemals betroffen hätten, da ich, mich auf meinen Ueberfluß verlaſſend, verſchwendete, ſo würde ich ſie als gerechte Strafen meiner Thorheit angeſehen und mich getröſtet haben. Aber jetzt — warum züchtiget der Himmel mich jetzt ſo hart? — Habe ich nicht die Vorſchriften der Gerechtigkeit, die er uns in das Herz geſchrieben hat, erfüllt? — Verſchwende ich denn wohl das geringſte? — Berechne ich nicht Ausgabe und Einnahme auf das genaueſte, und vermeide ich nicht ſorgfältig, daß die letztere von der erſtern überſtiegen

werde? — Der Himmel iſt ungerecht gegen mich! Nur Verbrecher verdienen Strafe!“ — So ſprach er, und Johannens Tröſtungen drangen nicht in ſein Herz. Ach, die letztere litt ſelbſt im Stillen. Ihre Erziehungsanſtalt, die ſo lange das Ziel aller ihrer Bemühungen und Sorgen geweſen war, drohte einzugehen. Nicht ein Verſehen von ihrer Seite, ſondern die innere Zerrüttung Polens hatte dieſes veranlaßt. Das arme Land war in mehrere Partheyen getheilt, die ſich einander anfeindeten, und ſo kam es, daß viele Väter, theils aus Verdruß, theils aus Beſorgniß, mit ihren Familien in andere Länder wanderten, um in denſelben beſſere Zeiten zu erwarten.

Ganz mit ſeinen Leiden beſchäftiget, irrte Ladislas einſt in den Straßen von Warſchau umher. Da begegnete ihm ſein Onkel und bezeugte ihm ſeine Theilnahme an ſeinem Geſchick. Dies gab dem jungen Mann Ge-

legenheit in dieſelben Klagen auszubrechen, welche wir bereits aus ſeinem Munde gehört haben. Paneczky hörte ſie ſchweigend an, dann ſprach er: „Biſt Du bald fertig? — Eine ſolche Kleinmuth hätte ich Dir fürwahr nicht zugetraut.“

Ladislas. Ich erinnere mich, einſt von Ihnen gehört zu haben, was Muth ſey, und wie er ſich äußere. Aber wie das alles auf meinen Zuſtand anwendbar ſey, begreife ich nicht. Sie ſchrieben mir vor, Gefahren, die mich treffen, mit Muth abzuwenden, wenigſtens zu verringern. Hier iſt aber von Unglücksfällen die Rede, welche mich bereits betroffen, mit furchtbarer Gewalt betroffen haben.

Paneczky. Ganz recht, und das Geſchehene läßt ſich freylich nicht ändern. Aber wenn das Unglück Kraft hat, Dich zu quälen, ſo biſt Du doch als Menſch gewiß auch nicht ohne Kraft, und wenn dieſe nicht zu-

reicht, es abzuwenden, ſo iſt es doch Pflicht, daß Du ſie anwendeſt, daſſelbe zu ertragen.

Ladislas. Muß ich es denn nicht ertragen, ſo ſchwer es auch ſeyn mag?

Paneczky. Du läßt es bloß auf Dich wirken, aber Du erträgſt es nicht. Du haſt nicht den Willen, Dich der unausweichlichen Nothwendigkeit zu unterwerfen, Du leideſt ſie nur gezwungen und lehnſt Dich gegen Dein Geſchick auf. Hörteſt Du nicht, daß Du alle Deine Kräfte, wenn ſie nicht zureichen ein Uebel abzuwenden, anwenden ſollſt es zu ertragen? Der Wille iſt unter Deinen Kräften die vorzüglichſte, wo er ſich gegen etwas ſträubt, da ſträuben die andern, gemeinſchaftliche Sache mit ihm machend, ſich alle. Dieſen Willen entziehſt Du Deinen Leiden, denn Du willſt ſie nicht tragen, alſo unterwerfen ſich auch Deine übrigen Kräfte ihnen nicht. Das würde zu loben ſeyn, wenn dadurch das Unglück abgewendet

werden könnte, aber da das nicht möglich iſt, ſo iſt dieſer Aufruhr Deines Weſens gegen einen unvermeidlichen Zuſtand tadelnswerth. Denn erſtlich biſt Du nun doppelt unglücklich, anſtatt es nur einmal zu ſeyn, du biſt es, weil wirkliche Leiden ſeit einiger Zeit auf Dich ſtürmen, und weil Dein Wille, ſo ſehr er ſich auch dagegen auflehnt, doch nichts ausrichtet, welches dem unangenehmen Gefühle, daß die erſtern erregen, nothwendig noch mehr Bitterkeit geben muß. Zweytens hindert Dich dieſe Zwietracht in Deiner Natur, einen feſten, unverwandten Blick auf die Freuden zu werfen, welche Dir in Deinem Unglück noch blühen und Dir Erheiterung gewähren könnten, da wir darüber einig ſind, daß der Menſch nie ganz unglücklich iſt. Drittens verleitet er Dich zu Fehltritten, vor denen Du in ruhigern Augenblicken erröthen wirſt. Ich möchte ſagen, daß ſich Dein Ich in einem Gähren befindet,

in welchem ſich ſeine edleren Theile ungenützt verflüchtigen, während ein ſchmutziger grober Niederſchlag zurückbleibt. Dieſer iſt das Murren gegen Gott, das Meiſtern und Läſtern ſeiner weiſen Fürſehung, die Du ſelten begreifen kannſt, aber immer anbeten ſollſt. Wahrlich, nur eine ſchwache Seele macht ſich dieſes Fehlers ſchuldig.

Ladislas. Ich verſtehe Sie, Sie wollen, daß —

Paneczky. Ich will, daß Du Ergebung beweiſen, d. i., daß Du bey unabänderlichen Schickſalen, welche Dich treffen, Deine Kräfte, anſtatt ſie in einem fruchtloſen Kampfe dagegen abzuſpannen, anwenden ſollſt, ſie zu ertragen. Du ſiehſt, daß ich hiermit keineswegs von Dir fordere, den Grundſätzen der Tugend und Ehre ungetreu zu werden, und die Standhaftigkeit, die wir zu einer andern Zeit geprieſen haben, aufzugeben. Wir räumen dem Unglück nur

eine gewiſſe Gewalt ein, um rein menſchli= che Bedürfniſſe zu befriedigen, und um eben dieſer Bedürfniſſe willen, unter denen Tu= gend immer das höchſte bleibt, beſchränken wir ſie auch wieder, denn unſere Menſchen= würde gilt uns mehr, als Glück und Un= glück, und unſere Freyheit dauert ſelbſt noch in jener Unterwürfigkeit fort, welche ledi= glich ihr Werk iſt.

Ladislas. Und wenn man nicht ſo glücklich iſt, eine Natur zu beſitzen, welche zu dieſer Ergebung geneigt iſt?

Paneczky. So iſt man doch ſo glück= lich, ſich durch Eifer eine Tugend erwerben zu können, die um ſo unentbehrlicher iſt, da das ganze Leben in zwey Abſchnitte, in Frey= heit und Schickung, d. i. in Ereigniſſe, die von uns veranlaßt werden, und in ſolche, die ohne unſer Zuthun geſchehen, beſteht, und da von den letztern ein großer Theil eben ſo unangenehm als unvermeidlich iſt. Aber

freylich ſehe ich wohl ein, daß es Dir bey Deinen Geſinnungen ſchwer werden muß, dieſe Ergebung zu erlangen. Du erinnerſt Gott an Deine Tugenden, und forderſt übermüthig von ihm eine Belohnung, da Du doch damit nicht ihm, ſondern bloß Dir ſelbſt gedient haſt, mithin Dein eigener Vergelter ſeyn mußt, und es auch Deinem Weſen nach biſt. Du betrachteſt ferner Leiden als Strafen, und ſo wie Du urtheilt der größere, aber wahrlich nicht der beſſere Theil der Menſchen. Wer freylich gewohnt iſt, nur dauerndes Glück als das Ziel ſeines Hierſeyns anzuſehen, dem müſſen Leiden, da ſie es ſtören, als Strafmittel in der Hand eines ſtrengen Richters erſcheinen; wer aber weiß, daß Tugend unſer menſchlichſtes Bedürfniß, unſere bleibendſte Habe, unſer eigenſter Schmuck, und unſer einziger Begleiter in die unermeßlichen Fernen der Ewigkeit iſt, der ſieht in den Leiden Stär-

kungs= und Läuterungsmittel ſeiner ſittlichen Kraft, Geſchenke, geſpendet von der Hand eines liebenden Vaters, um den innern Menſchen zu heben; gern vergißt er, um dieſes bleibenden Vortheils willen, daß auch an ihm das unbeſtändige Glück einſt lächelnd vorübergieng und wieder verſchwand; er umfaßt ſein Leiden mit Wärme und dankt gerührt dem Geber.

Ladislas. Es iſt wahr, ich habe gefehlt. Ich bin überzeugt, daß der allweiſe, heilige und allgütige Gott uns nie Leiden ſenden kann, um uns zu quälen, ſondern daß er uns durch ſie zu unſerm wahren Beſten führen will, wenn er auch den Zuſammenhang unſern Blicken entzieht.

Paneczky. Dieſen Glauben halte feſt, mein Neffe, und nimm noch überdies Deine Erfahrung zu Hülfe, welche Dir zeigt, daß Deine bisherigen Leiden Dich wirklich ſchon

zu Deinem wahren Beſten geführt, daß ſie Dich ſparſamer, herablaſſender, theilnehmender, liebender, offener für die Freundſchaft machten, ſo haſt Du Dich in den Beſitz der Mittel geſetzt, durch welche Du die Tugend der Ergebung erwirbſt. Ich hoffe, Du ſollſt noch lange genug leben, um Dich von ihrem Werth zu überzeugen.

Unter dieſem Geſpräche waren ſie auf den Markt gekommen, wo ſie eine große Menge Volks verſammelt fanden. Die Neugierde trieb ſie unter daſſelbe. Ein Menſch, welcher am Pranger ſtand, war es, der dieſe Tauſende von Zuſchauern herbeygezogen hatte, und bey näherer Betrachtung zeigte es ſich, daß es Lawanky war. Auf ſeiner Bruſt hieng eine Tafel, worauf die Worte zu leſen waren: „Thomas Lawanky, Meineidiger, Betrüger, Dieb und zwiefacher Mörder, iſt ſeines Adels beraubt,

und zum Pranger, zur Knute*) und zur lebenswierigen Verbannung nach Sibirien**) verdammt.“ Der Prozeß des Unglücklichen, der ihm von Rußland gemacht wurde, hatte

*) Die Knute iſt ein ſtarkes Seil oder Tau, mit welchem ſchwere Verbrecher in Rußland auf den Rücken gehauen werden. Die Zahl der Schläge, die ſie bekommen, ſteigt ſelten über zehn. Bey dem vierten oder fünften ſpringt gewöhnlich ſchon das Blut aus Mund, Naſe und Ohren.

**) Sibirien — ein ungeheures, zum Theil ſehr kaltes und rauhes Land, das den Norden von Aſien einnimmt, von großen Gebirgen und Wüſteneyen durchſchnitten iſt, eine Menge ſchöner Pelzthiere hat, und dem Ruſſiſchen Zepter unterworfen iſt. Es werden vornehme und geringe Verbrecher aus Rußland hierher verwieſen. Die letztern müſſen Pelzthiere, beſonders Zobel fangen. Seit einiger Zeit ſchickt auch die Preußiſche Regierung grobe Verbrecher dahin.

ſehr lange gedauert, theils weil man über manche Dinge Rückſprache mit der Polniſchen Regierung nehmen mußte, theils weil er noch einige Gönner von Anſehen beſaß, welche ſich für ihn verwendeten, und denen es auch wirklich gelang, die ſchmähliche Todtesſtrafe, welche ihm zuerkannt war, auf die Weiſe abzuändern, die die Tafel angab. Lawanky, obgleich jetzt ein Gegenſtand des öffentlichen Spottes, ſchien nicht im geringſten betreten; er lachte; er ſprach gleichgültig bald mit dieſem, bald mit jenem der Zunächſtſtehenden; er beugte ſich näher zu dem hin, welcher die ſchimpfliche Tafel leſen wollte, und doch zu blödſichtig war, um die Schriftzüge zu erkennen. Dieſes Betragen entfernte die Theilnahme, welche noch manches Gemüth gehabt haben würde, es empörte auch Ladislas.

„Sie haben, ſprach er zu ſeinem Onkel, dem Muth eine Lobrede gehalten, aber in

allen Fällen kann er wohl nicht lobenswerth ſeyn. Sie werden es eingeſtehen müſſen, daß es Lawanky in ſeiner Lage nicht an Muth fehle. Aber ich frage Sie, können Sie dieſen Muth billigen?

Paneczky. Nein, bey Gott nein! Ich läugne es nicht, daß ich in ihm einen gewiſſen Muth erkenne, aber dieſer Muth, weit entfernt als Tugend zu gelten, wird durch die Richtung, die er nimmt, abſcheulich. Er will ein wirklich vorhandenes Uebel nicht abwenden, ſondern bloß vermindern, aber er kann dies nicht anders bewirken, als indem er einen noch höhern Zweck zu erreichen ſtrebt. Er will nehmlich das, was allen Menſchen als Menſchen wichtig und heilig ſeyn muß, gegen beſſere Ueberzeugung, antaſten, höhnen, lächerlich machen. Ein ſolcher Muth iſt Frechheit, und dieſe iſt, wo ſie auch immer gefunden werde, abſcheulich.

Ladislas. Ich will verſuchen, ob ich den Sinn Ihrer Worte faſſe. Lawanky iſt beſchimpft, und ſeine eigene Ueberzeugung muß ihm ſagen, daß er ſchon weit eher ſich ſelbſt beſchimpfte, als er von der ahndenden Gerechtigkeit beſchimpft wurde. Dies iſt das Uebel, das ihn betroffen hat. Ungeachter dieſer Ueberzeugung aber beweiſt er doch nicht die mindeſte Reue über ſeine Verbrechen, und will dadurch in andern den Glauben hervorbringen, daß Tugend keinen Werth habe, weil, wenn ihm dieſes gelingt, alle ihm gleich geſtellt ſind, alle den Weg gehen, welchen er gieng. Er thut noch mehr. Die unbeſtochene Gerechtigkeit findet in jedem Herzen Verehrer; ihre Ausſprüche ſind allen heilig, und wer durch ſie verdammt wird, iſt von jedem edleren Gemüth verdammt. Das weiß Lawanky; er fühlt, wie tief er unter dem Geringſten derer, die ihn umgeben, ſteht. Um dieſe Schmach von

ſich abzuwenden, verhöhnt er durch die Gleichgültigkeit, welche er zeigt, den Ausſpruch ſeiner Richter, und will andere glauben machen, daß ſich der, der wegen eines Verbrechens verurtheilt wurde, um nichts ſchlimmer befinde, als der, welcher ſich obrigkeitlichen Züchtigungen nie ausſetzte. Er will alſo die beſſern Menſchen theils zu ſich herabziehen, theils ſich aus ſeiner Tiefe zu ihnen erheben, und um dies zu bewirken, ſucht er die heiligſten Ueberzeugungen wanken zu machen, die ſie als Menſchen, d. i. als Vernunftweſen, haben können. Das iſt's, warum wir ihn frech nennen.

Paneczky. Du haſt ſein Betragen nach Verdienſt gewürdigt. Und nun wirſt Du auch einſehen, warum ich den, welcher ſich gegen Vorurtheile, die bey vielen oder allgemein herrſchen, erhebt, nicht frech nenne, ſondern ihm vielmehr edlen Muth zugeſtehe; denn ob es gleich wahr iſt, daß er

Meinungen antaſtet, die vielen wichtig ſind, ſo ſollen ſie ihnen doch nicht als vernünftigen Weſen wichtig ſeyn, und es iſt, wenn er die nöthige Mäßigung dabey beobachtet, ſogar verdienſtlich, ihnen Ueberzeugungen zu benehmen, die ihre Würde beflecken.

Ein unerwartetes Schauſpiel zog jetzt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Es erſchien ein Ruſſiſcher Offizier, welcher Lawanky ſogleich vom Pranger herabführen, und ihn in den Pallaſt des Geſandten ſeines Hofes bringen ließ. Da unſre zwey Freunde der Weg vor dem letztern vorbeyführte, ſo folgten ſie erſtaunt und voll Erwartung. Am Eingange des Pallaſts ſtand ein Weib von blaſſer Geſichtsfarbe, doch nicht ohne Schönheit, und der Kummer, der über ihre Züge verbreitet war, machte ſie noch einnehmender. Es war Lawanky's unglückliche Gattin, ihre halbnackten Kinder umgaben ſie wimmernd. Sie lebte ſeit einigen Jahren

wieder in Polen, und hatte ſich, großmü-
thig alle Beleidigungen vergeſſend, dem
Ruſſiſchen Geſandten zu Füßen geworfen,
und um Schonung für ihren treuloſen Ge-
mahl gebeten. Der Geſandte, welcher den
Willen ſeiner Monarchin *) erfüllen mußte,
konnte ihr nicht willfahren; alles, was er
zu verantworten glaubte, war, daß er ihn
einige Stunden früher dem Geſpött der
Menge entzog, und ihn in das Gefängniß
zurückführen ließ, aus welchem er ſchon
morgen nach Rußland, wo die übrigen Theile
der Strafe an ihm vollzogen wurden, abge-
führt werden ſollte.

Als Lawanky die Seinigen erblickte, ſo
entfärbte er ſich, und ſein Lächeln verzog ſich
in die Miene des Entſetzens. Mit langſa-
men, ungewiſſen Schritten nahte er; er
wollte vorüberſchlüpfen, und ſenkte das Ge-

*) Damals noch Katharina die zweyte.

ſicht zur Erde, daß es ſcheinen ſollte, als bemerke er ſie nicht. Aber ſeine Gattin vertrat ihm den Weg; ſie ſtürzte an ſeine Bruſt, Schluchzen war ihre Anrede, Thränen ihre Grüße. Bey Lawanky drang jetzt der Menſch durch die grobe, dichte Rinde, welche ihn noch vor einem Augenblicke bedeckt hatte. Er drückte die unglücklichſte der Gattinnen feſt an ſein Herz, das jetzt von tauſend Vorwürfen zerriſſen wurde; er nannte ſie mit ſüßen Namen, und ſeinem Auge entſtürzten Thränen, vielleicht die erſten, welche je von ihm geweint worden waren. Hierauf hob er ein jedes ſeiner Kinder, die ſich an ſeinen Schooß klammerten, und durch Thränen lächelnd ihn mit dem Vaternamen begrüßten, den er nur getragen hatte, um ihn zu entweihen, empor, küßte ihm Stirn und Mund, und hieng lange mit Blicken der Wehmuth an ihm, als wollte er aus ſeinem holden, liebevollen Angeſicht Muth zu den namenloſen

Schreckniſſen, die ihn erwarteten, ſaugen. Er redete nicht, aber er gieng in ſeinen Gefühlen unter. Endlich riß er ſich loß, trocknete ſich die Augen, blickte noch einmal zurück, warf den Troſtloſen, Verzweifelnden noch einen Kuß zu, und eilte fort in ſeinen Kerker, deſſen Thür krachend ſich hinter ihm ſchloß.

Alle Anweſende waren tief gerührt. Keiner, der nicht den vaterloſen Kindern ein Almoſen gegeben hätte, und einige gaben reichlich. „Blicke auf! ſagte Paneczky zu dem betäubten Ladislas. Biſt Du unglücklich? — Du biſt es nicht, denn Du bewahreſt in Dir ein reines Herz, und o! daß Du es immer bewahren mögeſt! Lawanky iſt es! Nicht durch ſeine Strafe — ach, mit einer reinen fleckenloſen Seele würde er auch in den Eisſteppen Sibiriens glücklich ſeyn. Sein Herz macht ihn zum Beklagenswertheſten unter der Sonne. Das größte,

oder vielmehr das einzig wahre Unglück iſt, ſeine hohe Natur befleckt, und andere unglücklich gemacht zu haben.“

Der Vorfall, die weiſen Lehren, welche Paneczky daraus zog, machten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Ladislas. Das Unglück hörte noch nicht auf, ihn zu verfolgen, es raubte ihm Freunde, mit denen er aufgewachſen war, durch den Tod, es ſchlug der Freyheit, dem Wohle ſeines Vaterlandes tiefe Wunden, aber er ließ ſich nicht mehr beugen, er bemühte ſich gleichmüthig zu ſeyn. Das einzige, was ihn beunruhigte, war, daß er Johannen für ihre Lieb’ und Treue nicht ſo glücklich machen konnte, als er wünſchte, und er fuhr fort, ſich mit dieſem Gedanken zu quälen, ob ihm gleich die letztere wiederholt verſicherte, daß ſie durch ſeine Zärtlichkeit hinlänglich beglückt ſey, und daß ihr zu ihrer Zufriedenheit wenig oder nichts fehle.

Es war vom Schickſal beſchloſſen, daß der Polniſche Staat ſeinen Untergang finden ſollte. Schon war eine abermalige Theilung ſeines Gebiets vorgegangen, wodurch es auf die Hälfte ſeines vormaligen Umfangs zurückgebracht worden war. Zwar war ihm von ſeinen Nachbarn die Erlaubniß ertheilt worden, ſich nunmehr diejenige Verfaſſung zu geben, welche ſeine vornehmſten Bürger für die zweckmäßigſte erkennen würden, allein die Uneinigkeit unter denſelben, welche jeden Tag zunahm, machte, daß man die Erwartungen, die man von der Zukunft hatte, täglich tiefer herabſtimmte, und endlich ganz aufgab. Polens beſte Patrioten entzogen ſich den Berathſchlagungen, die zu nichts dienten, als die gereizten Gemüther immer mehr zu erbittern; ſie begaben ſich auf ihre Güter oder in das Ausland. Auch Paneczky hatte ſich, überzeugt, daß er ſeinem Vaterlande nicht nützlich ſeyn könne,

und daß es unwiederbringlich verloren ſey, an ſeinen Heerd nach Litthauen zurückgezogen, und Ladislas lebte zwar noch in Warſchau, hielt ſich aber von den Sitzungen des Reichstages entfernt.

Schon bemerkte man bey den Heeren der Gränznachbarn Bewegungen, welche vermuthen ließen, daß ſie dieſem Zuſtand der Ungewißheit ein Ende machen, und ſich auf's neue in die Polniſchen Angelegenheiten miſchen würden. Da man indeß nicht Willens war, ſo zahm und nachgiebig zu ſeyn, wie die vorigenmale, und da die Anweſenheit eines berühmten Generals, der nicht nur in Amerika, ſondern ſelbſt in Polen Lorbeern davon getragen hatte, alle mit kriegeriſchem Muthe erfüllte, ſo erhielt das vorher ſehr verſtärkte Heer Befehl, an die Gränze aufzubrechen. Als Obriſter bey der Kronarmee mußte auch Ladislas ſich marſchfertig halten, und endlich mit ſeinem Regi-

mente an die Ruſſiſche Gränze abgehen. Die Trennung von ſeiner geliebten Johanna that ſeinem Herzen um ſo mehr wehe, da er ſie hochſchwanger hinterlaſſen, und ſie in den Gefahren der Niederkunft außer dem Himmel bloß der Pflege und Aufmerkſamkeit fremder Perſonen anvertrauen mußte.

Die Feindſeligkeiten nahmen bald ihren Anfang. Ruſſiſche Truppen rückten auf das Polniſche Gebiet vor, fanden aber hier und da mehr Widerſtand, als ſie vermuthet hatten. Ladislas hielt ſich bey mehrern Gelegenheiten ſehr brav; er wurde in kurzem vom Feinde eben ſo ſehr gefürchtet, als er von den Seinigen geliebt war. Da man die Güte und Leutſeligkeit, welche in ſeinem Charakter lagen, aus den bisher angeführten Zügen hinlänglich kennt, ſo wird man ohne unſer Bemerken glauben, daß er nur in der Schlacht dieſe ſanfteren Gefühle verläugnete; der Verwundete, der Gefangene

wurden von ihm mit Erbarmen und Liebe ge=pflegt. Er hatte es ſich zur Regel gemacht, daß der Unglückliche, welches Kleid er auch trüge, nie ſein Feind ſeyn ſolle, der Böſe=wicht aber blieb es immer, und gegen ihn kannte ſein Herz keine Schonung. Man ſchelte ihn alſo nicht grauſam, wenn man ihn gegen zwey Gefangene, die einſt in ſeine Hände fielen, die gewohnte Sanftmuth ab=legen ſieht; die Gerechtigkeit rief zu laut, Milde wäre ein Verbrechen geweſen.

Die Zaporoger Koſaken*), welche der

*) Koſaken heißen die Bewohner der Gränzen von Rußland, Polen, der kleinen Tatarey und der nördlichen Türkey. Sie ſind ſehr kriegeriſch, wiſſen wenig von bürgerlicher Ordnung, haben wenig oder kein Gewerbe, und ſtehen theils unter Ruſſiſcher, theils un=ter Türkiſcher, theils unter Oeſtreichiſcher Landeshoheit, gehorchen aber ihrem Ober=herrn nur ſo lange es ihnen beliebt, und be=

Ruſſiſchen Armee nach Polen gefolgt waren, und zwar wegen der Unordnung in ihren Bewegungen im Treffen nicht gebraucht werden konnten, wohl aber durch ihre Streifereyen das platte Land ungemein verheerten, und die größten Unmenſchlichkeiten gegen die Bewohner deſſelben begiengen, wurden von Freund und Feind als ein nichtswürdiges

rauben und plündern ihre Nachbarn. Ihre Religion iſt die Griechiſche, ihre Sprache die Ruſſiſche. Sie theilen ſich in die Kleinruſſiſchen, Doniſchen und Uralſchen, jeder Stamm hat aber noch verſchiedene Zweige. Ein Zweig der erſtern ſind die Zaporoger Koſaken, die am Dneprfluß wohnen, und in Polen, das ſie oft durch Mord und Raub heimſuchten, und beſonders noch 1770 verheerten, Haydamaken heißen. Wegen ihrer ſchrecklichen Unthaten, denen Rußland bey dem beſten Willen nicht hat ſteuern können, hält man ſie für den Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts.

Räubergeſindel verabſcheut. Ladislas war ſelbſt Zeuge, daß drey von ihnen in der Nähe eines Dorfs eine Mutter mit ihrer erwachſenen Tochter auf freyem Felde ermordet, ihren zehnjährigen Sohn aber mit der zahlreichen Heerde, um welche ſie in friedlicher Unſchuld beſchäftigt geweſen waren, mit ſich fortgeſchleppt hatten *). Er langte kurze Zeit nach der Vollführung dieſer Unthaten auf der Stelle an, wo ſie vorgefallen waren; er ſah die Leichname, auf welche die Thränen derer, die die zwey Unglücklichen im Leben geliebt, und ſich jetzt in einem dichten Kreis um ſie geſammelt hatten, herabfloſſen, und ſein Herz wurde empört. Er war bloß von Alexander Minskow begleitet, nichts

*) Die Zaporoger Koſaken heurathen nehmlich nicht, und wer es thut, verliert ſeine Stimme in den Berathſchlagungen. Sie morden daher die Weiber, und rauben, um ihr Volk zu erhalten, die Knaben der Nachbarn.

deſto weniger eilte er, nachdem er ſo zuver=läſſige Erkundigungen, als möglich waren, von der Gegend, in welche ſie ſich gewendet, eingezogen hatte, den Mördern nachzuſetzen. Die Schnelligkeit ihrer Pferde machte, daß ſie dieſelben ſehr bald erreichten. Mit gezo=genem Säbel ſprengten ſie auf ſie zu; ein hitziger Kampf begann, die Wuth verlieh ihren Armen Stärke, und zwey von den Un=menſchen ſtürzten ſchwer verwundet zu Bo=den, der dritte entfloh. Jetzt näherten ſich einige Landleute, die auf den Feldern gear=beitet, und ſich bey dem Anblick der Feinde in das Gebüſch verſteckt hatten. Ladislas befahl ihnen, die zwey verwundeten Koſaken zu binden, und ſie hinter ihm her in ſein Quartier, das einige Meilen von dem Orte des Blutvergießens entfernt war, zu führen. Den armen Knaben ließ er reichlich beſchenkt mit ſeiner Heerde von dem wackern Mins=kow in ſeine Heimath zurückbringen.

Als der Zug in dem Quartier des Ladislas angelangt war, ſo wurden die zwey Gefangenen in einen finſtern Kerker geworfen. Am Morgen des andern Tages langte ein von dem Hetman der Zaporoger Koſaken*) abgeſendeter Eilbote bey Ladislas an, und meldete ihm, daß derſelbe bereit ſey, die zwey Gefangenen, wovon er den einen als ſeinen Neffen beſonders liebe, auszulöſen, und daß er die Forderung, die man mache, vernehmen wolle. Ladislas entgegnete dem Eilboten: „Melde Deinem Herrn, daß ich keine ehrliebenden Krieger, ſondern zwey nichtswürdige Räuber, die die unbewehrte, harmloſe Unſchuld zu überfallen, die ſchwache Weiber zu morden kein Bedenken getragen haben, in meine Gewalt bekommen habe, und daß dieſe Verbrecher die wohlver-

*) Hetmann heißt das Oberhaupt der Koſaken, das gewöhnlich von einem der benachbarten Kaiſerhöfe abhängig iſt.

diente Strafe erhalten werden, welcher ſie das Gold des Hetmans nicht entreißen kann.“

Es war keine leere Drohung. Die Sache war ſchon bey der Behörde angezeigt, der Prozeß ſchon eingeleitet. In wenig Tagen wurden ſie in eine Gegend abgeführt, wo ſie vom Feinde wahrgenommen werden konnten, und hier, nachdem ihnen ihr Verbrechen noch einmal zu Gemůth geführt worden war, im Angeſicht einer großen Menge von Soldaten und Landleuten aufgeknůpft.

Die Koſaken ſahen es, und ſannen auf Rache. Das erſte, was ſie thaten, war, daß ſie in der Nacht herbeyeilten, die zwey Leichname vom Galgen herabnahmen und ſie mit ſich fortſchleppten. Aber dieſer Triumpf war zu klein, als daß er ihnen die Genugthuung håtte gewåhren ſollen, welche ihre blutdůrſtigen Herzen verlangten. Der alte Hetman, ſeines Lieblings beraubt,

wußte, daß Ladislas der Urheber ſeines ſchimpflichen Endes war; gegen ihn kannte alſo ſein Zorn keine Gränzen; ihm hatte er den Untergang geſchworen, und daher ließ er ihn durch ſeine herumſtreifenden Horden ſo genau als möglich beobachten. Die erſte Gelegenheit, die ſich darbieten würde, ihm beyzukommen, hatte er geſchworen zu ergreifen, und ach! ſie fand ſich nur zu bald.

Die Polniſche Armee war von der Ruſſiſchen in die Gegenden Litthauens zurückgedrückt worden, in welchen das Landgut Paneczky's lag. Dieſe Gelegenheit benutzte Ladislas, um bey ſeinem Onkel, welchen er ſeit einer geraumen Zeit nicht geſehen hatte, einen Beſuch abzuſtatten. Sein einziger Begleiter war auch diesmal wieder Alexander Minskow, der ſein Liebling geworden war, und der, weil er ſich auf ſeine Treue verlaſſen konnte, ſtets um ſeine Perſon ſeyn mußte. Glücklich langte er bey dieſem Greiſe

an, der, durch dieſe eben ſo unerwartete als angenehme Erſcheinung erheitert, einen ſeligen Abend zubrachte. Erſt ſpät begaben ſie ſich zur Ruhe, und die Müdigkeit, die beſonders bey den zwey Fremdlingen ſehr groß war, machte, daß ſie ſehr bald in einen tiefen Schlaf ſanken.

Paneczky war nie ein Freund der Pracht geweſen. Seine ganze Dienerſchaft beſtand daher auch nur in zwey alten Lakayen, denen einige Zimmer im linken Flügel des weitläuftigen Schloſſes zur Wohnung angewieſen waren, und einigen Mägden. Im Frieden war er vor Ueberfällen vollkommen ſicher, denn die Liebe ſeiner Unterthanen, die den edlen Greis anbeteten, war ſein Schutz, aber für einen hinterliſtigen Feind im Kriege mußte dieſe Einſamkeit, die ihm mit leichter Mühe ſeine Beute in die Hände lieferte, ſehr erwünſcht ſeyn. Die Koſaken, die ſich bey ihrem Hetman beliebt zu machen ſtrebten,

hatten den argloſen Ladislas nicht einen Augenblick aus den Augen gelaſſen; ungeſehen hatten ihn einige bis zu Paneczky's Landſitz verfolgt, und alle Schlupfwinkel, in welchen man ſich verbergen konnte, ſo wie alle Zugånge, die ſie zu dem führen konnten, der zum Opfer ihrer Rache auserſehn war, genau beobachtet. Von allem, was ſie ausgekundſchaftet hatten, brachten ſie ihrem Aufůhrer, ohne Verzug, Nachricht.

Sogleich mußte auf den Befehl des letztern ein Trupp ſeiner treuſten Leute aufſitzen, und ſich in den dichten Wåldern, welche jene Gegenden bedecken, bis an das Landgut Paneczky's hinziehen. In der Nåhe deſſelben verbargen ſie ſich, bis es Mitternacht geworden war; alsdann brachen ſie aus ihrer Verborgenheit hervor. Es koſtete wenig Mühe, das Thor des Schloſſes aufzubrechen, beſonders da ſie mit Werkzeugen verſehen waren, welche dieſe Arbeit erleichter=

terten. Unbemerkt gelangten ſie zu den Schlafzimmern, in welche ſie ohne Geräuſch eintraten. Minskow wurde in eben dem Augenblicke ermordet, da er mit dem ergriffenen Säbel auf ſie eindringen wollte. Die beyden Paneczky's banden ſie und ſtopften ihnen, damit ſie ſie nicht durch ihr Geſchrey verriethen, Tücher in den Mund. So brachten ſie ſie in der größten Eil auf ihre Pferde, und ſprengten mit ihnen davon. Da das Schloß in einiger Entfernung vom Dorfe lag, ſo waren ſie von niemand geſehen worden; im Innern deſſelben war weder ein Bedienter, noch eine Magd erwacht, und um nun auch nicht die geringſte Spur übrig zu laſſen, welche zu der Muthmaßung, daß ſie hier geweſen wären, hätte verleiten können, hatten ſie auch Minskows blutigen Leichnam mit ſich fortgeſchleppt.

Es war Tag, als ſie im Lager der Koſaken anlangten. Jetzt erſt erwachte Ladis-

las aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches ihn die Schrecken der Nacht geſetzt hatten, und ſein erſter Blick fiel auf den Leichnam ſeines gemordeten Freundes. Er ſchauderte zurück. Man ließ ihm keine Zeit ſich von ſeinem Entſetzen zu erholen, ſondern zog ihn mit ſeinem Onkel in das Zelt des Hetmans. Dieſer trat ihnen mit einem ſchallenden Gelächter entgegen. „Hab' ich Dich endlich? ſagte er zu Ladislas. Das bedachteſt Du wohl nicht, als Du mir den Liebling meines Herzens entriſſeſt, und taub gegen meine Bitten wareſt, daß Du ſo vor mir ſtehen würdeſt. Jetzt iſt die Reihe zu verderben an mir. Elender, Du weißt nicht, was Du mir geraubt haſt; alle meine Schätze hätte ich hingegeben, wenn ich dadurch den köſtlichſten, ohne welchen ſie allen ihren Werth für mich verloren haben, hätte retten können. Du haſt meiner, ſeiner Qualen geſpottet. Wohlan denn! Spott gegen Spott!

Ich will mich an Deinen Martern ergötzen, nicht einmal, tauſendmal ſollſt Du ſterben, und dieſer Alte mit Dir. In meine Heimath will ich Euch bringen laſſen, um den Tag, wo meine Rache ihre Opfer empfangen wird, fern vom Getümmel des Kriegs, als ein Feſt zu feyern.“

Er ließ die beyden Unglücklichen in ein Zelt neben dem ſeinigen abführen, und eine zahlreiche Wache mußte daſſelbe umgeben. Sie waren einige Augenblicke allein. Ladis=las umfaßte ſeinen Onkel mit vielen Thrä=nen, und rief: „Ach! und mein Minskow, mein treuer Minskow getödtet! Wer faßt den Schmerz, der mich bey dem Anblick ſei=nes entſeelten Körpers ergriffen hat?“ Er wollte weiter reden, Schluchzen verhin=derte es.

Paneczky. Ja, weine ſie ihm, dem abgeſchiedenen Freunde, weine ſie ihm dieſe Thränen! — Sie ſind der letzte Zoll, wel=

chen Du ihm für alle Liebe und Güte, die er Dir erwies, geben kannſt.

Ladislas. O, er war nur aus dem Staube, und konnte mit keinen Ahnen prangen, aber in ſeinem Buſen ſchlug ein himmliſches Herz! — Mag es mir gehen, wie es wolle, mich kümmert das nicht! — Daß ich in den Händen dieſer Barbaren bin, das iſt wenig, aber daß er von mir geſchieden iſt, er, deſſen Gegenwart mir jedes Leiden verſüßte, das iſt ein hartes Unglück. Ihn werde ich beweinen, ſo lange dieſe Augen noch das Licht der Sonne erkennen.

Paneczky. Daran würdeſt Du nicht wohlthun. Es geht Dir, wie allen, die bey ihrer Kurzſichtigkeit nur an dieſem Leben hangen. Wer gewohnt iſt, mit den Blicken, womit er Seyn und Nichtſeyn betrachtet, nur bis an das Grab zu ſchweifen, den muß nothwendig die Trennung von ſeinen Lieben durch den Tod niederſchlagen; jeder Verluſt,

den er leidet, muß ihm unerſetzlich ſcheinen, und bey den geringſten Schlägen eines widrigen Schickſals muß er ſein Glück für unwiederbringlich verloren anſehen. Daher kömmt es, daß wir ſo viele Tiefgebeugte, ſo viele Troſtloſe und Unzufriedene auf Erden erblicken, daß wir ſo viele unſerer Brüder herumwandeln ſehen, welche der Kummer ſo feſt in ſeine erdrückenden Arme geſchloſſen hat, daß ſie ihm für immer Preis gegeben ſind. Ich beklage dieſe Unglücklichen von Herzen, aber nicht allein wegen des harten Looſes, das ſie getroffen hat, ſondern zugleich wegen ihrer Thorheit beklage ich ſie. Der widrigen Schickungen würden nicht weniger ſeyn, aber wahrlich, das wahre Unglück, die Schmerzen, die das Herz angreifen und es zermalmen, würden ſich beträchtlich verringern, wenn die Menſchen freyere, weitere Blicke in die Zukunft würfen.

Ladislas. Das könnte vielleicht ſeyn.

Paneczky. Man muß ſich bemühen, das zukünftige Leben mit dem gegenwärtigen in einen genauen Zuſammenhang zu ſetzen, und dieſes Zuſammenhangs überall eingedenk ſeyn. Der Gedanke an eine Unſterblichkeit iſt ſo erhebend, die Gewißheit, daß dort die edleren Triebe und Bedürfniſſe der Menſchheit im unendlichen Laufe und Rollen ſich raſtlos an einander reihender Jahrtauſende die Befriedigung erhalten werden, die ihnen hier verſagt wurde, ſo beruhigend und erquickend! Die Spanne von Zeit, welche wir hienieden zubringen, iſt klein, der, welcher ſich in ſeinen Ausſichten und Berechnungen nicht über ſie erhebt, nicht größer, als ſie ſelbſt. Dies Leben iſt ja nur ein Vorhof, das Grab iſt die Pforte, die uns erſt zu unſerm eigentlichen wahren Leben führt, in welchem wir alles das Hohe und

Heilige, nach welchem ein dunkles, unbeſtimmtes Sehnen unſer Herz füllt, finden werden; wir träumen hienieden einen bald luſtigen bald unluſtigen Traum; die beſtändige, unveränderte, erquickende Wirklichkeit faßt das Jenſeits. Dort, wo die Schuppen von aller Augen gefallen ſind, wo der Schein ſeine Gewalt über die Herzen verloren hat, wo die Quellen der Täuſchung verſiegt ſind, wo die Wahrheit in einem ewig unumwölkten Lichte uns entgegenſtrahlt, wo uns lauter Geiſter umgeben, die geſammelter, ernſter, fröhlicher, und mit lebendigerem Streben das Eine Höchſte verfolgen, dort müſſen wir die wichtigſten Zwecke der Menſchheit, eine Tugend, die wegen ihrer Beſtändigkeit zur Heiligkeit, ein Glück, das wegen ſeiner unvergänglichen Dauer zur Seligkeit wird, ſuchen, dorthin unſere Wünſche verweiſen.

Ladislas. Sie wiſſen die Beſeligun=

gen, welche Religion gewährt, mit ſtarken Farben zu ſchildern.

Paneczky. Und mich dünkt mit wahren. Du haſt übrigens Recht, wenn Du ſagſt, daß ich von Religion geſprochen habe. Sie begreift nicht viel, nur die zwey Lehren von unſrer Unſterblichkeit, und von einem ewigen, gerechten und allweiſen Gott, der ſie uns gewährt, gewähren muß, wenn er ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen will, trägt ſie uns vor, allein ſie ſenkt den Himmel in das menſchliche Herz. Ihr Werth iſt auch ſo anerkannt, daß die allermeiſten mit dem Munde bekennen, ſie haben Religion, aber nur die wenigſten haben ſie wirklich ergriffen, d. i., nur bey den wenigſten findet ſie ein offenes, frohes Herz, auf welches ſie in den mannichfaltigen Vorfällen des Erdenlebens, deren wichtigſter in ihrer Geſellſchaft zwar nicht bedeutungslos, aber doch klein, unerheblich, vorübergehend erſcheint, Ein=

fluß haben könnte. Religion fordert Glauben, wer da glaubt, den macht ſie ſelig. O, mein theurer, unglücklicher Neffe, erfülle Du Dein Herz mit dieſem lebendigen, ſeligmachenden Glauben an eine ewige Fortdauer nach dem Tode, und an einen Gott, der ewig von ſeinen vernünftigen Geſchöpfen ein liebender Vater genannt ſeyn will, und das widrige Geſchick, das Dich verfolgt, wird mit ſeinen ſtumpferen Stacheln Dich nicht mehr quälen, auf Dornen wirſt Du wie auf Roſen liegen. Du wirſt Deinen treuen Minskow beweinen, aber Deine Thränen um ihn werden aufhören zu fließen, denn Du wirſt bedenken, daß er nur einige Augenblicke früher dahin gegangen iſt, wohin wir alle gehen, Du wirſt ihn um das ächte Glück, in deſſen Schooße er nun iſt, beneiden. Du wirſt Deine Blicke auf eine Sache richten, die Dir jetzt ungleich näher liegt. Du weißt, daß wir zum Tode be-

ſtimmt ſind. Laß uns darauf ſinnen, wie wir mit Würde ſterben wollen. Auch hierbey wird die Religion uns treffliche Dienſte leiſten.

Die Ruhe, mit welcher ſein Onkel dies alles in einer Lage, wie die gegenwärtige, ſagte, ſetzte Ladislas in Erſtaunen. Da ſie ſelbſt aus der Religion herfloß, deren Werth zu ſchildern er ſich bemüht hatte, ſo wurde er noch mehr von der Wahrheit ſeiner Worte überzeugt, und er gewöhnte ſich von nun an, ſich in allen ſeinen vielfachen Leiden an ſie zu wenden. O, wie viel Troſt floß ihm aus dieſer Quelle! Wie fühlte er, wenn er in Kummer verſunken, zu ihr ſeine Zuflucht nahm, ſein Herz erquickt, geſtärkt! Es war, als zöge ihn jedesmal eine unwiderſtehliche Gewalt empor, und als wäre alles Irdiſche tief unter ſeinen Füßen. „Thoren, rief er oft, welche glauben, Achtung gegen Religion haben zu müſſen, weil dies der

Wille des Höchſten iſt! An ihrem Herzen hat ſich die Kraft deſſelben noch nicht bewährt, ſonſt würden ſie einſehen, daß von dieſer Achtung ihr eignes höchſtes Glück, der Friede ihrer Seele abhängt.“

Schon in der nächſten Nacht wurden ſie gefeſſelt in die Gegenden abgeführt, welche dieſe Koſaken im Frieden bewohnen. Dies geſchah in der größten Stille, damit die Ruſſen nichts davon merken ſollten; denn wenn dieſe erfahren hätten, daß zwey Polen in die Gefangenſchaft der Koſaken gerathen wären, ſo würden ſie darauf gedrungen ſeyn, dieſelben an ſie auszuliefern, und der Rache des Hetmans würden ihre Opfer entriſſen worden ſeyn. Zahllos waren die Beſchwerden, welche ſie auf dieſer Reiſe erdulden mußten, ausgeſucht die Grauſamkeiten aller Art, welche ſich dieſe Barbaren gegen ſie erlauben zu dürfen wähnten. Sie gelangten

endlich in die Wildniſſe am Dnepr *), ſie kamen nach Setſcha, der Reſidenz des Hetmans, und wurden bis zur Rückkehr des letztern, die ſo bald noch nicht erwartet wurde, in einen finſtern, unterirdiſchen Kerker geſteckt.

Hier erreichten ihre Leiden den höchſten Gipfel. Ihr ganzes Leben hindurch an Bequemlichkeiten, ſelbſt an Ueberfluß gewöhnt, ſahen ſie ſich plötzlich in den ſchrecklichſten Mangel, ſelbſt der unentbehrlichſten Dinge verſetzt, und die Entſagungen nahmen kein Ende. Ihr Lager war halbfaules Stroh, über welches einige Schaaffelle gebreitet wa=

*) Ein Fluß, der in Rußland entſpringt, in vielen Krümmungen durch Kleinrußland, Litthauen und das Land der Zaporoger Koſaken geht, und in's ſchwarze Meer fällt. Unfern ſeiner ſehr breiten Mündung, ſind in ihm große Waſſerfälle und an ſiebenzig Inſeln. Er iſt ſehr fiſchreich.

ren, ihr Getränk Waſſer oder die Milch der Pferde. Wie oft ſehnten ſie ſich nach einem Stück vaterländiſchen Brodes, ſie, die zu ihrer täglichen Nahrung nichts als Pferdefleiſch erhielten! Eine abſchreckende Unreinlichkeit umgab ſie, und ihre Kleider zerfielen mit der Länge der Zeit in Lumpen. Zu allen dieſen Unannehmlichkeiten geſellten ſich noch tauſend größere und kleinere Bedrückungen ihrer Wächter, welche durch dieſe Neckereyen ihre Lage noch mehr zu verſchlimmern, und ihren Unmuth zu vergrößern ſtrebten. Das einzige Glück, das ihnen noch geblieben war, und das ſie auch zu ſchätzen wußten, war, daß man ſie nicht getrennt hatte. Hätten ſie einander nicht ſelbſt ihre Empfindungen mittheilen können, ſo wären ſie von der ganzen Welt abgeſchnitten geweſen, denn zu den Geſichtern, welche ſie umgaben, konnten ſie unmöglich einiges Zutrauen haben.

Sie wußten gar wohl, daß der Ruſſiſche

Hof, ungeachtet er ſie als ſeine Feinde anſehen mußte, doch zu menſchlich war, als daß er ſie nicht, wenn er unterrichtet geweſen wäre, daß ſie unter dieſen wilden Horden ihre Tage vertrauerten, hätte zurückfordern, und ein anſtändigeres Betragen gegen ſie beobachten ſollen. Aber auf welchem Wege ſollten ſie ihre Klagen an ihn gelangen laſſen? — Ladislas würde mit völliger Ergebung ſeinem Schickſal entgegen gegangen ſeyn, wenn er nur wenigſtens noch einmal ſeiner Johanna hätte ſagen dürfen: Ich liebe Dich, und werde dieſe Liebe mit mir über das Grab hinübernehmen. Aber auch dieſer Troſt war ſeinem wunden Herzen verſagt. Er fieng wirklich an, ſich an das Harte ſeiner Lage zu gewöhnen, allein der Gedanke, daß eine troſtloſe Wittwe ihn daheim bejammere, daß er eine Waiſe zurückgelaſſen habe, fuhr fort, ſchwer und laſtend auf ſeinem Herzen zu liegen.

Lange über ein Jahr hatten ſie bereits in dieſem Zuſtande geſchmachtet, als die Nachricht zu ihnen drang, daß der Hetman in wenig Tagen zurückkehren werde. Ladislas war darüber ſehr froh, denn er hoffte, daß ihn nun der Tod in kurzem von ſeinem Jammer befreyen werde. Doch es vergiengen Wochen, und er kam noch nicht; es verbreitete ſich ſogar das Gerücht, daß man ihn ſo bald noch nicht zu erwarten habe, da es ihm in Polen, wo er manche Gelegenheit Schätze zu ſammeln hatte, zu wohl gefiel. Dies ſchlug den armen Ladislas gewaltig nieder; er gieng heftig bewegt auf und nieder; er verwünſchte ſein widriges Geſchick; er ſchwur, daß er ſeinen Zuſtand nicht länger ertragen, und daß er den Tod, wenn man ihm denſelben nicht gäbe, ſuchen werde.

Paneczky. Was hör' ich? Du willſt den Tod ſuchen?

Ladislas. Weil ich meiner Leiden

müde bin, weil ich kein anderes Mittel ſehe, von ihnen befreyt zu werden.

Paneczky. Komme zu Dir ſelbſt, lieber Neffe! Du biſt auf einem falſchen Wege. Du willſt das Ende der unangenehmen Gefühle, welche Dein Herz beſtürmen, früher, als es in Gemäßheit der Umſtände, welche dabey Statt finden, erfolgen kann, Du wirſt alſo ungeduldig. Die Ungeduld iſt ein ſehr übler Fehler. Er beweiſt, daß Deine Kraft, das Unangenehme zu ertragen, zeitiger erſchöpft iſt, als ſie es ſeyn ſollte; denn nach dem Geſetze der Natur erſchöpft ſich dieſe Kraft nicht eher, als wenn uns das Leben verläßt, und ſo lange noch ein Athemzug in uns iſt, behalten wir auch unſere Freyheit, die eben die Kraft iſt, womit wir dem Elend Trotz bieten. Du haſt dieſe Kraft, wie ich ſehe, verloren. Das wollte ich nicht tadeln, wenn nur zu gleicher Zeit auch das Unglück ſeine Kraft verloren

hätte, aber dieſe dauert fort, und nun biſt Du erſt wirklich elend. Denn Du biſt nun in der That ein Sklave des Unglücks; ſeine Kraft muß Dich um ſo härter treffen, jeder ſeiner Schläge muß nun doppelt empfindlich ſeyn, da Du ihm aus Deinen Mitteln keine Kraft entgegen zu ſetzen haſt. Nur erſt, wenn wir das Unglück fühlen wollen, fühlen wir es. Ueberdies iſt das quälende Bewußtſeyn, Deine Kraft verloren zu haben, ein neues unerträgliches Uebel für Dich, ein Uebel, das Dich zu großen Fehltritten, zum Murren gegen Gott, zur Verzweiflung verleitet.

Ladislas. Iſt Verzweiflung nicht Muth, und haben Sie mir Muth nicht ſo oft empfohlen?

Paneczky. Du irrſt. Der Muth findet in ſeiner oder fremder Kraft ein Rettungsmittel in jedem Unglück; die Verzweiflung hat den Glauben an die Ret-

tung aus dem Unglück, ſie geſchehe auf wel=
chem Wege ſie wolle, ganz aufgegeben.
Der Muth will das Unglück, das er für
kleiner hält als ſich ſelbſt, überwinden, die
Verzweiflung will ihm, weil ſie es für all=
zugroß anſieht, entfliehen. Nun aber iſt
jede Flucht Feigheit, Verzweiflung muß es
alſo auch ſeyn. Als ſolche iſt ſie ſchon an
ſich für den Menſchen entehrend, denn ſie
zeugt entweder von wirklicher Schwäche,
oder doch von einem zu geringen Vertrauen
auf ſich ſelbſt. Berechne nun aber auch noch
ihre Folgen. Sie macht Dich zum Thoren,
zum Böſewicht. Getrieben von ihr, wagſt
Du es, die Weisheit, Güte und Allmacht
Gottes in ſeinen Schickungen, die ſich über=
all gleich bleiben, abzuläugnen; Du willſt
Dich ſeiner Allgegenwart entziehen, und be=
denkſt nicht, daß Du dadurch ihm nicht ent=
rinnen kannſt, daß Du vielmehr in einem
Leben, das Dich erwartet, ihm näher ge=

rückt wirſt, und daß er an dem, der ſich gegen ſeine Weisheit auflehnte, ein gerechtes Mißfallen haben muß. Unglücklicher, wie willſt Du die Gegenwart Deines Richters ertragen? — Das Leben iſt unter allen äußern Gütern das vornehmſte, denn nur erſt, wenn wir es beſitzen, fangen wir an, an andern Gütern ein Vergnügen zu haben. Es muß uns alſo auch theuer ſeyn, und dies um ſo mehr, da es die nothwendige Bedingung iſt, durch welche es möglich wird Gutes zu thun, das erſte und vornehmſte Mittel zur Tugend. Zu dieſem unſerm höchſten Zweck müſſen wir es aufſparen und anwenden, und da Du jetzt die Tugenden der Geduld, der Standhaftigkeit, der Ergebung beweiſen ſollſt, ſo ſiehſt Du ein, was für ein koſtbarer Beſitz in dieſem Augenblick das Leben für Dich iſt. Nur um der Tugend willen, nur wenn ein großer, tugendhafter Zweck dadurch zu gewinnen iſt, ſollen wir

es aufzuopfern entſchloſſen ſeyn, und dann zeichnet uns wahrer Muth aus. Du hingegen würdeſt nichts als ein feiger, verächtlicher Selbſtmörder ſeyn, denn Du würdeſt es nur aufopfern, um der Nothwendigkeit überhoben zu ſeyn, Tugenden, die Dir Dein Schöpfer gebietet, zu üben.

Ladislas. Meine Leiden ſind zahllos. Was ſoll ich thun?

Paneczky. Habe Geduld, d. i., harre mit Muth und Kraft aus, bis an das Ende, und erwarte nicht eher die Befreyung von Deinem Zuſtande, als bis ſie nach dem Willen deſſen, der ihn über Dich verhängt hat, erfolgen ſoll, und nach den Umſtänden erfolgen kann. Und dieſe Geduld kannſt Du haben, wenn Du nur willſt, denn wenn auch das Unglück wie Felſen ſich auf Dich thürmte, Du biſt unter dieſen Felſen frey, Dein Geiſt kann ſich in eine andere Welt hinüberſchwingen, und ſo der drückenden Laſt

ſich entziehen. Du kannſt dem Unglück ſagen: Quäle mich nur, ich kann dich nicht beſiegen, aber ich kann dir trotzen und ich will es. Und dieſen Willen wirſt Du um ſo mehr in Dir befeſtigen, wenn Du bedenkſt, daß Gott als der Weiſeſte Dir nicht mehr und nicht weniger auflegt, als ſeinen ſtets guten Abſichten angemeſſen iſt, daß er als der Mächtigſte Dich zu ſeiner Zeit retten kann, und als der Gütigſte Dich, es ſey nun auf welchem Wege es wolle, retten will, wenn Du bedenkſt, daß Du durch Geduld Dich vor Fehlern ſchützeſt, in die der Unglückliche leicht fällt, und Deine Tugend nicht bloß erhältſt, ſondern auch vermehrſt, wenn Du endlich bedenkſt, daß Du Dich durch Gehorſam gegen den Willen Gottes ſeiner ewigen Güte werth machſt, durch Ungehorſam aber ſtrafbar und folglich noch unendlich unglücklicher wirſt, als Du gegenwärtig ſeyn kannſt.

Das plötzliche Verſchwinden des alten Paneczky und ſeines Neffen hatte in Polen großes Aufſehen erregt. Daß irgend eine entſetzliche That vorgefallen ſeyn müſſe, erkannte man aus dem Blute, welches im Zimmer aus den Wunden Minskows gefloſſen war. Wo ſie hingekommen waren, darüber hatte man verſchiedene Muthmaßungen, und unter denſelben war auch die, daß ſie von den Koſaken aufgehoben worden ſeyn möchten. Ob man aber gleich in dem, was zwiſchen Ladislas und dem Hetman vorgefallen und bekannt geworden war, den Grund für dieſe Meinung finden wollte, ſo kam es doch vielen unwahrſcheinlich vor, daß die Koſaken ſich in Gegenden, die größtentheils von der Polniſchen Armee beſetzt waren, gewagt, und dieſe Entführung ſo ganz ohne Geräuſch vollbracht haben ſollten. Johanna, die erſt unlängſt von einem holden Knaben entbunden worden war, war außer

ſich. Sie zog von allen Seiten Erkundigungen ein — ach, es wäre ihr Troſt geweſen, wenigſtens nur zu wiſſen, welchen Tod der Geliebte ihres Herzens gefunden habe, doch auch dieſer Troſt wurde ihr verſagt. Der Gedanke, Wittwe zu ſeyn, und einen Sohn geboren zu haben, der in der Wiege ſeinen Vater verloren hatte, und einer traurigen Zukunft entgegen zu leben ſchien, erfüllte ſie mit Angſt und Entſetzen. Sie fiel in eine tiefe Schwermuth, gab, um ihr nachzuhängen, alle ihre Geſchäfte auf, und flüchtete ſich mit ihrem Säugling auf Paneczky's Landgut, um, wo möglich, an Ort und Stelle ſelbſt zu einiger Gewißheit zu gelangen.

Eine geraume Zeit brachte ſie hier, ganz in ihrem Schmerz verloren, zu, aber alles Nachforſchen war vergeblich. Der Zufall war ihr zuletzt behülflich den Aufenthalt des unglücklichen Gatten auszuſpähen. Polen

hatte bereits ſeine berühmteſten Generale verloren, das Blutbad in Prag*) hatte Warſchau zur Unterwürfigkeit vermocht, das Heer war aufgerieben oder zerſtreut, und die Ruſſen und Preußen fanden keinen Feind mehr zu bekämpfen. Daß es unter die großen Mächte völlig zertheilt werden würde, daran zweifelte niemand mehr, nur ſchienen ſie ſelbſt noch nicht einig zu ſeyn, nach welchen Grundſätzen dieſe Theilung vor ſich gehen ſollte. Bis das Schickſal Polens völlig entſchieden war, hielten es die beyderſeitigen Heere beſetzt, und die Zaparoger Koſaken, die vom Landmann beköſtiget werden mußten, befanden ſich ſehr wohl dabey.

Einſt kam ein ziemlich zahlreicher Haufe der letztern in Paneczky's Dorf, um darin

*) Prag — eine Stadt, Warſchau gegenüber, auf dem andern Ufer der Weichſel. Die Ruſſen unter Suworow erſtürmten ſie, und Ströme von Blut floſſen.

zu übernachten. Die vornehmſten unter ihnen begaben ſich auf das Schloß, und Johanna mußte, um ſich und der Habe Paneczky's Unannehmlichkeiten zu erſparen, bey dem böſen Spiel eine heitere Miene annehmen, und die ungebetenen Gäſte mit Artigkeit empfangen. Sie wieß ihnen dieſelben Schlafzimmer an, aus welchen die zwey Paneczky's auf eine ſo unerklärbare Weiſe verſchwunden waren. „Ha, ſagte der eine auf Ruſſiſch *), indem er nicht glaubte, daß Johanna ihn verſtehen würde, hier bin ich bekannt. Aus dieſem Zimmer haben wir den Oberſten und den alten Herrn gekapert. Die armen Teufel! Ihre letzte Stunde wird bald ſchlagen.“

Jetzt gieng Johannen ein ſchreckliches Licht auf. Sie ließ ſich nicht merken, daß ſie den Koſaken verſtanden hatte, aber die

*) Die Zäporoger Soldaten reden Ruſſiſch.

Empfindungen, die dadurch in ihrer Seele erregt worden waren, ließen ſie die ganze Nacht hindurch kein Auge ſchließen. „Er lebt alſo noch, der theure Gatte, ſprach ſie. O Dank dir, guter Himmel, daß du über ſeine ſo koſtbaren Tage wachteſt! — Aber ach! er iſt zum Tode beſtimmt, und ich weiß es nicht, wo er lebt! — Und wenn er im entlegenſten Winkel der Erde verborgen wäre — ich muß ihn aufſuchen, ich muß ihn retten!“ — Dieſer Entſchluß ſtand feſt in ihrer Seele, und ſchon am andern Tage, als ſie ihre Gäſte verlaſſen hatten, machte ſie ſich fertig ihn auszuführen. Sie berief eine ihrer Freundinnen auf das Schloß, überließ ihr die Sorge für ihren Knaben, von welchem ſie ſich mit Thränen des mütterlichen Schmerzes trennte, legte dann die Kleidung eines Koſaken an, befeſtigte am Kinn einen weichen, dünnen Bart, der die Roſen ihres Mundes beſchat-

tete, umgürtete ihre Seite mit einem blinkenden Schwerdt, nahm eine Laute in ihre Rechte, und wanderte fort. Niemand wußte, wohin ſie gieng, was ſie eigentlich im Sinne hatte, denn ſie begriff, wie gefahrvoll ihr Unternehmen war, und fürchtete, daß ihre Freunde ſie mit Bitten beſtürmen möchten von demſelben abzuſtehen, die ihre Liebe zu Ladislas nicht erhören durfte.

Sie begab ſich gerades Weges zu dem Hetman der Koſaken, welchen es ihr nicht ſchwer werden konnte aufzufinden. Wie ein ſchöner, blühender Jüngling trat ſie vor ihm, und neigte ſich tief zur Erde. Den Alten entzückte die hehre, edle Geſtalt, und der leichte Anſtand in ihren Bewegungen. „Wer biſt Du, Jüngling, fragte er, und was iſt Dein Verlangen?“ Tſchudrof iſt mein Name, entgegnete die Holde, ich komme von den äußerſten Gränzen Deines Gebiets, und bin Dein Unterthan. Möge

der Himmel mit Ruhm Deine Tage krönen, mein Beherrſcher, und Sieg über Deine Feinde Dein ſteter Begleiter ſeyn. Da Du in den blutigen Krieg nach Polen zogſt, da brannte mein Herz vor Verlangen Dir zu folgen und Antheil an den Thaten meines Volks zu nehmen, aber jugendlich war noch mein Sinn und ſchwach mein Arm, darum erlaubte es mir Strolban, der mir Vater war, nicht. Meine Thränen floſſen täglich, wenn ich von deinen Siegen hörte, denn ich beneidete die, welche ſie erfochten. Der Tod hat endlich Strolban zu ſeinen Vätern geſammelt, und nun konnte ich dem Sehnen meines Herzens, die Gegenden zu ſehen, welche Zeugen ſind von der Tapferkeit meines Volks, nicht länger widerſtehen.

Sie ergriff ihre Laute, rief die lieblichſten Harmonieen aus ihren Saiten hervor, und ſang ein Lied in dieſelben, welches die Thaten des Hetmans erhob. Dieſer war ent=

zuckt, und ſagte: „Jüngling, noch iſt zart Dein Geſicht und unverſucht Dein Arm im blutigen Spiele der Schlacht. Gedulde Dich! Wir alle mußten warten, bis die Kräfte, deren der Held bedarf, unſere Glieder ſtärkten. Sie werden auch bey Dir nicht außen bleiben. Unterdeſſen bleibe mir, und ergötze mein Ohr durch die Töne Deines Saitenſpiels und Deines lieblichen Geſangs. Ich liebe Dich, und unter meinem Schutz ſollſt Du in das Vaterland mit uns allen zurückgehen.“

Das war Johannen ſehr erwünſcht, und ſie hatte nun Muße genug, ihrem Zwecke allgemach näher zu rücken. Wenn der Hetman am Morgen erwachte, wenn er am Abend von den Verrichtungen des Tages zurückkehrte, ſo mußte ſie ihn durch Geſang und Spiel erheitern. Oefters lauſchte ihren Tönen auch eine Geſellſchaft anderer Koſaken. Da ſie nun ſtets um den Hetman war,

und ſorgfältig über ſich wachte, daß ſie in der Rolle, welche ſie mit ſo viel Erfolg zu ſpielen angefangen hatte, keinen Fehler begieng, welcher ſie hätte verrathen können, ſo wuchs das Vertrauen des Hetmans von Tage zu Tage, und er machte ihr gar kein Geheimniß daraus, daß er zwey vornehme Gefangene in ſeiner Reſidenz verwahre, an welchen er nach ſeiner Rückkehr eine fürchterliche Rache zu nehmen geſonnen ſey. Johanna wagte es für ſie zu bitten, aber der Hetman ward heftig, und ſagte ihr rund heraus: „Tſchudrof, wenn Du mein Freund bleiben willſt, ſo bitte nicht mehr für Menſchen, von denen mir der eine die beſſere Hälfte meines Lebens entriſſen hat.“ Das ſchreckte ſie nicht; ſie wiederholte ihre Verſuche, überzeugte ſich aber bald, daß dieſes rauhe Herz des Erbarmens nicht fähig war. Es blieb ihr demnach nichts übrig, als ihre Zuflucht zur Liſt zu nehmen, mit nach Set=

ſcha zu gehen, und zu verſuchen, was ſie durch das Geld, das ſie mit ſich genommen hatte, daſelbſt bewirken konnte. Uebrigens war ſie, unbekannt mit den Menſchen und der Natur jener Gegenden, über die Art, wie ihre Lieben gerettet werden ſollten, mit ſich ſelbſt noch nicht ganz einig.

Ihr gutes Glück verließ ſie auch jetzt nicht. Die Koſaken brachen endlich, nachdem die Polniſchen Angelegenheiten völlig in Ordnung gebracht waren, auf, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Johanna befand ſich im Gefolge des Hetmans, der ihr zu größerer Bequemlichkeit eines ſeiner Pferde gegeben hatte. Die Reiſe war lang und beſchwerlich, ſie führte ſie durch einen großen Theil von Polen und Rußland, doch der Gedanke, bald ihren geliebten Ladislas und ſeinen weiſen Onkel zu umarmen, und ſie entweder ihrem Untergange zu entreißen, oder mit ihnen zu ſterben, machte, daß ſie

alle Beſchwerden willig ertrug. Sie näherten ſich endlich den Gränzen der Zaporoger Koſaken, ſie zogen ſchon durch die letzte Ruſſiſche Gouvernementsſtadt. Das Ruſſiſche Militär, das die Beſatzung derſelben ausmachte, hatte ſich in Reih und Glied geſtellt, und bewillkommte die Koſaken, die ſich durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Kaiſerin ausgezeichnet hatten, mit militäriſchen Ehrenbezeugungen. Der Kommandant deſſelben ritt im ſchönſten Schmuck dem Hetman entgegen, unterredete ſich lange mit ihm, und bat ihn, da er in der Nähe der Stadt Raſttag halten wollte, mit den Vornehmſten ſeiner Leute zu ſich zur Tafel. Die Einladung wurde angenommen, und kaum war man in den Quartieren für den heutigen Tag angelangt, ſo begab ſich der Hetman mit mehrern Perſonen ſeines Gefolgs, unter denen auch Tſchudrof war, zum Kommandanten.

Sie wurden in einen großen Saal geführt, deſſen Wände mit Bildern und Kupferſtichen verziert waren. Wie groß war die Verwunderung Johannens, als ſie mitten unter denſelben auch die Stickerey bemerkte, die ſie einſt gefertigt, und die ihr ein durchreiſender Franzöſiſcher Emigrant abgekauft hatte. Sie ward aufmerkſamer. Der Ruſſiſche Kommandant trat endlich, um ſeine Gäſte zu empfangen, ein, ſie betrachtete ihn — es war der nehmliche Franzos, der einſt im Sturme in ihrer Hütte übernachtet hatte.*) O wie glücklich war ſie jetzt! Ihr Herz hatte einen Freund gefunden, der mächtig genug war, der Retter der Ihrigen zu werden, und deſſen Güte ſie kannte. Als nach dem Eſſen die Gäſte ſich in den Garten entfernt hatten, um ein Kon=

*) Viele Franzöſiſche Emigranten ſind in Ruſſiſchen Kriegsdienſten angeſtellt, und begleiten zum Theil hohe Würden.

cert, welches die Muſiker der Ruſſiſchen Garniſon hier gaben, anzuhören, ſo blieb Johanna mit dem Kommandanten zurück, und führte ihn zu der Stickerey.

„Dies Stück, ſprach ſie, erhielten Sie in Litthauen von einer damals ſehr unglücklichen Jungfrau. Würden Sie ſich wohl heute noch an Ihre Züge erinnern?“

Ich ſehe Sie vor mir, antwortete dieſer, nachdem er ſie einen Augenblick voll Verwunderung angeblickt hatte. Um Gottes willen, fuhr er fort, wie kommen Sie hierher? — Warum in dieſem Aufzuge? Unter dieſen Barbaren?

„Weil das Schickſal mich auf's neue zu Boden geſchlagen hat, und vielleicht für immer,“ erwiederte Johanna. Sie erzählte ihm nun die Geſchichte und das Elend ihres Gemahls, warf ſich dann vor ihm auf die Knie, blickte durch einen Thränenflor zu ihm empor, faſte in heftiger Bewegung ſeine

Hände, die ſie mit Küſſen bedeckte, und flehte: „O, Sie könnten mich retten! Sie könnten einer bekümmerten Wittwe das Glück ihres Lebens, einer unglücklichen Waiſe ihren Vater wiedergeben!“

Und ich will es! rief der gerührte Fremdling. Aber Sie ſehen leicht ein, ſetzte er hinzu, daß Sie nach dieſen Entdeckungen nicht mehr unter den Koſaken ſicher ſind. Verbergen Sie ſich alſo.

Er wieß ihr ſelbſt in einem abgelegenen Theil ſeines Hauſes ein Zimmer an, auf welches ſie ſich, um der Rache der Koſaken, die ſelbſt unter den Hinderniſſen ihres Ausbruchs furchtbar blieb, zu entgehen, zurückzog. Hierauf eilte er in den Garten zu ſeinen Gäſten, und ſobald die Truppenabtheilung, welche er hatte herbeyrufen laſſen, erſchienen war, trat er mitten unter die erſtaunten Gäſte. „Hetman, ſprach er, Sie haben einen der gemeſſenſten Befehle meiner

Kaiſerin, deren Unterthan auch Sie ſind, verletzt. Sie haben zwey Polniſche Gefangene von Anſehen, die beyden Paneczky's, die Sie hätten an die Ruſſiſche Armee abliefern ſollen, nach Setſcha bringen laſſen, Sie ſind noch weiter gegangen, Sie haben dieſe zwey Unglücklichen zu einem unvermeidlichen Tode beſtimmt. Wiſſen Sie nicht, daß Ihr Verbrechen gegen die Majeſtät zugleich ein Verbrechen an der ganzen Menſchheit iſt? — Ich erkläre Ihnen hiermit im Namen der Kaiſerin, daß Sie und Ihr ganzes Gefolge meine Gefangenen ſind, und daß ich Ihnen die Freyheit nicht eher zurückgeben kann, als bis die zwey Polen, von welchen die Rede iſt, in meine Hände zurückgegeben ſind."

Der Hetman ſchwieg, und nagte vor Wuth an den Lippen. Indeß half hier kein langes Beſinnen. Er mußte einen Befehl an ſeine Diener in Setſcha ausfertigen, nach

welchem ſie gehalten waren, die beyden Paneczky's ſogleich aus ihrem Kerker zu entlaſſen, und ſie einer Abtheilung Ruſſen, die, von zwey Leuten des Hetman begleitet, ſich unverzüglich dahin in Marſch ſetzte, auszuliefern. Johanna wollte dieſes Korps begleiten, um ihre Lieben einige Augenblicke früher an ihr Herz zu drücken, aber der Ruſſiſche Kommandant gab dieſes nicht zu. „Die Gefahren, ſprach er, die Ihnen auf dem Wege nach Setſcha drohen, ſind zu zahlreich; die Koſaken werden nicht aufhören Ihnen nachzuſtellen, und die Ruſſen Sie nicht vor jedem Unfalle ſchützen können. Bleiben Sie bey mir! Ich hoffe, daß Sie in wenig Wochen auf's neue eine glückliche Gattin ſeyn ſollen.“

Er hatte nicht geirrt. In der vierten Woche nach ihrem Abmarſch kamen die Truppen zurück, Paneczky und Ladislas waren in ihrer Mitte. Ihr Dank gegen ih=

ren Wohlthäter war innig und aufrichtig, und wie hätte das auch anders ſeyn können? „Aber ſagen Sie, fragte Ladislas, waren wir nicht längſt ſchon lebendig tod? Durch welches Wunder enthüllten Sie das ſchreckliche Geheimniß, welches die Kerker am Dnepr bargen?“ — Ein braver Koſak, verſetzte der Kommandant, entdeckte mir die grauſamen Plane Ihres Feindes. Er iſt wohl werth, daß er Ihnen vorgeſtellt werde.

Jetzt führte er Johannen, deren Herz vor froher Ungeduld klopfte, in ihrer Koſakiſchen Kleidung herein. Er hatte dem jungen Mann eine Täuſchung zugedacht, von welcher er auf eine angenehme Weiſe zurückkommen ſollte. Aber konnte wohl ſeine Liebe lange ungewiß bleiben? War es wohl der beſeligten Johanna in dem Taumel ſüßer Gefühle, die ihre Bruſt kaum zu faſſen vermochte, möglich, vor dem Geliebten der Seele mit einigem Erfolg die Rolle zu ſpie-

len, die ſie ſo glücklich vor dem Hetman geſpielt hatte? — Als Ladislas ſich ihr näherte, ſo war ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf die überraſchenden, ihm wohl bekannten Züge ihres Geſichts, als auf das, was er ihr ſagen wollte, gerichtet. „Wenn Du, ſprach er, auch nicht der Retter meines Lebens wäreſt, ſo würde doch ſchon Deine Geſtalt mich mit unauflöslichen Banden an Dich feſſeln. Der Wunſch iſt ſonderbar genug, aber er iſt dem vollen Herzen theuer. Nicht Jüngling, holdes Weſen, Weib ſollteſt Du ſeyn!“

Johanna. Und wenn ich es wäre?

Ladislas. So würde ich in Dir meine geliebte Johanna umarmen.

Johanna. Wie ich in Dir meinen geliebten Ladislas umfaſſe.

Sie warf ſich an ſein Herz. „Johanna! Johanna!“ rief der Entzückte, und erwiederte den Kuß nicht, den ſie auf ſeine Lip=

pen drückte, weil er ſeinen Sinnen noch nicht traute. „Johanna! Johanna!“ rief der überraſchte Onkel, und riß die heftig bewegte, weil ſie in den Armen des Neffen zu lange verzog, mit aller der Gewalt, welche Entzücken, Bewunderung und Dank ihm gaben, an ſeine Bruſt. Ach, es war eine von den Scenen, die zu ſchön ſind, als daß ſie oft im Menſchenleben wiederkehren könnten, die überirdiſche Beſeligungen in den Buſen der Sterblichen herabſenken, und welche Feder vermöchte es, dieſe zu ſchildern? Der gefühlvolle Kommandant vermiſchte ſeine Zähren mit denen der Wonnetrunknen. Johanna erzählte nun die Veranlaſſung ihres Abentheuers und die Geſchichte deſſelben, und ſelbſt der ſtrenge Onkel, ſo wenig er auch läugnete, daß ſie als Weib faſt zu viel gewagt habe, ließ doch ihrer Liebe Gerechtigkeit wiederfahren, nannte ſie ſeine und ſeines Neffen Retterin, und ermahnte den

letztern, ſolch ein Weib ſein Lebelang zu ehren. „Das will ich, entgegnete dieſer, bey'm gerechten Himmel, das will ich! — Jetzt, fuhr er fort, indem er ſich zum Kommandanten wendete, laſſen Sie mich als Ihren Gefangenen in den entlegenſten Winkel Rußlands bringen! — Ich bin den Unholden entgangen, ich lebe unter Menſchen, ich habe meine Johanna in ihrem reinſten, herrlichſten Glanze geſehen, warum ſollte ich nicht getröſtet ſeyn?“

Es freut mich, verſetzte dieſer, daß ich Ihrem Glück noch einen Zuwachs geben kann. Sie ſind frey, und können daher ohne Verzug in Ihr Vaterland zurückkehren. Meine Kaiſerin hat allen Polniſchen Gefangenen die Freyheit wiedergegeben — warum ſollte ſie mit Ihnen eine Ausnahme machen?“

Die Freude der Glücklichen kannte keine Gränzen, und ſie lebten einige Tage bloß

ihr. Der Hetman durfte nun mit ſeinem Gefolge in ſeine Heimath zurückkehren, und da ihm der Zuſammenhang der ganzen Begebenheit durch, wir wiſſen nicht welchen, Zufall bekannt wurde, ſo nahm er den Aerger mit ſich davon, von einem Weibe überliſtet worden zu ſeyn *). In einem Wagen, welchen ihnen der edle Ruſſiſche Kommandant gab, brachen endlich auch die Paneczky's mit Johannen, nachdem ſie ihren Wohlthäter noch einmal ihres lebenslänglichen Dankes verſichert hatten, nach ihrem Vaterlande auf. Kaum waren ſie an der Gränze deſſelben angelangt, als ſich bey Ladislas die Vorboten einer Krankheit ein=

*) Die Ruſſiſche Kaiſerin, Katharina die *II.*, bemühte ſich, die Verfaſſung und Sitten der Zaporoger Koſaken, die in mehrern Rückſichten ſo verderblich waren, ganz zu vernichten, indeß iſt ihr dies nur zum Theil gelungen.

ſtellten, die in ſeinen Gliedern lag, und eine Folge der feuchten, verpeſteten Luft war, welche er über ein Jahr in ſeinem dumpfen Kerker eingeathmet hatte. Das Uebel nahm ſo ſchrecklich zu, daß man den Entſchluß, die Reiſe bis auf des Onkels Landgut fortzuſetzen, aufgeben mußte, und froh war, den Landſitz des Ladislas, der ungleich näher lag, erreicht zu haben. Hier fiel der Arme in ein heftiges Fieber, welches mehrere Wochen anhielt, ihn Tage lang ſei=nes Bewußtſeyns beraubte, und ihn auf's neue an den Rand des Grabes brachte. In banger Erwartung ſtanden Johanna und der Onkel an ſeinem Lager und pflegten ihn; ihre Wünſche wurden endlich erhört, das Fieber wich, aber er war äußerſt entkräftet. Seine an ſich langſam vorrückende Geneſung fand noch darin ein großes Hinderniß, daß er ſich der Speiſen, welche ihm der Arzt un=terſagt hatte, nicht enthalten, der Heilmit=

tel hingegen, die ihm vorgeſchrieben waren, weil ſie unangenehm auf ſeinen Geſchmacksſinn wirkten, ſich nicht bedienen wollte.

Den Onkel verdroß dieſes, und er ſagte ihm daher eines Tages ſeine Meinung von der Leber weg. „Im Vertrauen, lieber Neffe, ſprach er, Dein Verhalten in Krankheiten gefällt mir nicht. Du kömmſt mir vor wie ein Kind, ohne daß ich Dich entſchuldigen kann wie ein Kind. Wenn dieſes bey allem, was es in den Mund ſteckt, nur auf Wohlgeſchmack ſieht, ſo vergiebt man es ſeinem Unverſtande, der noch keinen höhern Zweck als Gaumenkitzel kennt. Aber Du biſt ein verſtändiger, ſonſt ſo beſonnener Mann, und willſt gleichwohl den Mund nie öffnen, ohne etwas Leckeres in denſelben zu bekommen, haſt gleichwohl nicht einmal den wahrlich ſehr geringen Muth, Dir auf einige Zeit Lieblingsſpeiſen zu verſagen, deren Genuß, wie Du ſelbſt

ſehr wohl einſiehſt, Dich neuen Gefahren, Dich beſchwerlichen Rückfällen, durch welche das letzte Uebel größer werden kann, als das erſte, ausſetzt. Wo wollen wir denn noch Heilmittel finden, wenn nicht im Schooße der Natur? Und wenn dieſe widerlich für den Gaumen ſind, iſt nicht die unangenehme Empfindung, welche ſie erregen, ſo kurz und vorübergehend, daß es Thorheit iſt, ſie zu fürchten? Muß nicht der Gedanke, daß ſie die Wiederherſteller eines ſo theuern Guts, als die Geſundheit, ſind, uns nicht die unangenehmſten beliebt machen? — Die Sache iſt ſo einleuchtend, daß ich mir gar nicht die Mühe nehme, mehr darüber zu ſagen, aber das ſollſt Du wiſſen, daß ich nicht viel von Dir halten werde, wenn Du Dich, der ſo große Uebel ertragen hat, noch ein einzigesmal gegen ein ſo kleines, wie der unangenehme Geſchmack einer Arzeney iſt, ſträuben wirſt.“

Um nicht für feig und kindiſch gehalten zu werden, verſchlang nun zwar Ladislas Arzeneyen vom widerlichſten Geſchmack, und er überzeugte ſich bald, daß hierzu eben kein Heldenmuth erfordert wurde, aber er ließ andere Vorſchriften unbefolgt, die ihm der Arzt gegeben hatte. Er ſollte ſich warm halten, und ſetzte ſich doch nicht bloß der kalten, ſondern ſelbſt der Zugluft an einem Tage mehreremale aus. Er verließ das Bette früher als er ſollte, er fieng an, ſich Geſchäften zu unterziehen, die eine zu angeſtrengte Thätigkeit der Kräfte verlangten, als daß die ſeinigen nicht ſehr bald hätten erſchöpft werden ſollen. Paneczky mißbilligte dies wieder. „Du nimmſt zwar, ſprach er, jetzt Arzeneyen, aber was werden ſie nützen, wenn Du das, was Du durch Selbſtüberwindung gut machſt, durch Leichtſinn und Unvorſichtigkeit wieder ſchlimm zu machen eilſt? Ich bin zwar nicht dafür,

daß ein Menſch ſich ſo gewöhne, daß jedes Lüftchen ihm ſchade, und will allen Eltern rathen, daß ſie ihre Kinder ſoviel als mög- lich abzuhärten ſuchen. Wer aber einmal weichlich erzogen wurde, für den iſt der Körper in gewiſſer Rückſicht der Geſetzgeber geworden, und er muß ſeine Forderungen in ſo fern befriedigen, daß ihm derſelbe in Erfüllung ſeiner höhern, menſchlichen Zwecke nicht entgegen und hinderlich ſey. Nach ei- ner überſtandenen ſchweren Krankheit iſt dies um ſo mehr nöthig, da ihm der Körper ſo eben erſt gezeigt hat, wie ſehr er ſich zu rä- chen vermag, wenn er vernachläſſiget wird. Ueberdies ſoll der Kranke bedenken, daß er, unfähig ſich ſelbſt zu helfen, keinen zuver- läſſigern Freund, als den Arzt hat, der, wie der Vater das Kind zum Glück führt, den Leidenden durch Rath zur Geneſung lei- tet. Wenn der Zweck am Kinde erreicht werden ſoll, ſo muß es gegen die weiſen

Lehren des Vaters Folgſamkeit zeigen; aber Folgſamkeit iſt auch das einzige Mittel, wodurch der Kranke den Zweck des Arztes befördern kann; ohne ſie arbeiten Vater und Arzt vergeblich.“

Ladislas ward vorſichtiger und folgſamer, und bewirkte dadurch, daß ſeine Geneſung mit Rieſenſchritten vorwärts eilte. Sein Körper war endlich völlig hergeſtellt, aber ſein Geiſt litt noch, das bewies der Trübſinn, der denſelben unabläſſig umwölkte, und ſeine Stirn in düſtre Falten zu ziehen fortfuhr, ſo ſehr auch ſein Onkel und ſeine Gattin ihre Kräfte vereinigten ihn zu zerſtreuen. Der ſüßen Ueberredung Johannens gelang es endlich in einer Stunde der Vertraulichkeit den Grund deſſelben zu erforſchen. Lange zwar ließ er ſie in ſich dringen, bevor er ſeinem Kummer Worte gab, allein die Rinde um ſein Herz ſchmolz doch immer merklicher, und endlich umarmte er

Johannen, und ſprach, während dicke Thrä⸗nen aus ſeinem Auge hervorſtürzten:

„Liebes Weib, ich bin Dir wiedergege⸗ben, aber was hab' ich, womit ich die na⸗menloſe Liebe, deren Dein Herz fähig iſt, vergelten könnte? — O Johanna, ich kann Dich nicht ſo glücklich machen, als Du zu ſeyn verdienſt, das iſt's was meine Seele foltert. — Als Du mir Dein Herz ſchenk⸗teſt, da war ich ein reicher, reicher Mann, da berechnete man mein Vermögen nach Millionen. Todte mußten wieder aufleben, Flammen und Hagel mir das Meinige rau⸗ben, fremde Krieger das Wenige, was eine feindſelige Natur mir gelaſſen hatte, plün⸗dern, mein Vaterland eine Provinz ſeiner Nachbarn werden, um mich zum Bettler zu machen. — O, wie ſehr hat ſich alles geändert! Ein einziges, verwüſtetes Land⸗gut iſt mir von allem meinem Reichthum übrig geblieben, ein Landgut, das nur in

einer Reihe von Jahren in einen erwünſchtern Zuſtand verſetzt werden kann. Selbſt meine Anſtellung hab' ich, da mein Regiment aufgelöſt iſt, verloren. — Zwar ich — ich wollte das alles gern ertragen, aber, gute, gefühlvolle Seele, ſollſt denn Du unglücklich ſeyn?“

Johanna. Ich unglücklich? — Beſitz' ich nicht Deine Liebe? — Was ſollte mir noch zu einem frohen Leben fehlen?

Jetzt miſchte ſich auch der Onkel in das Geſpräch. „Kinder, ſprach der Ehrwürdige, die Geſtalten der Dinge um uns her haben ſich verändert, nur wir ſind mitten in dieſer Veränderung geblieben, ein Beweis, daß wir das wahre, dauerhafte Glück oder Unglück in uns ſelbſt zu ſuchen haben. Auf uns ſelbſt laßt uns alſo unſere Aufmerkſamkeit richten, nicht auf äußere Pracht und Größe. Du biſt von Deinem Wohlſtand herabgeſunken, mein Ladislas, das iſt wahr;

aber Dein Landgut iſt erholungsfähig, und übrigens biſt Du der Erbe des meinigen, das mir ein ganzes Menſchenleben hindurch meinen Unterhalt geſichert hat. Du wirſt mit den Deinigen bequem leben können, wenn Du die unentbehrliche Kunſt Dir zu eigen zu machen ſtrebſt, Dich über das, was Du beſitzeſt, ſey es ſo wenig als es wolle, zu freuen, und zu dem Ende die Zahl Deiner Wünſche, weil Du das Eitle, Thörichte, Unnöthige derſelben fühlſt, zu verringern. Du ſiehſt, daß ich von der Tugend der Genügſamkeit rede. Bedenke, daß, wenn Du nur wenige Lebensgüter beſitzeſt, Deine Freude über dieſelben, ſobald Du nur ernſtlich willſt, ungleich inniger, ſtärker, ſüßer ſeyn muß, als die des Reicheren, der, weil er ſeine Genüſſe zu ſehr vervielfältiget ſieht, keines einzigen recht froh wird. Bedenke, daß zu viele, zu rege Wünſche, die nur auf die Freuden der Zu-

kunft gerichtet ſind, Dich die Wonnen, welche Du ganz gewiß in der Gegenwart genießen könnteſt, überſehen laſſen, und daß Du, indem Du die wirklich vorhandenen Freuden gering achteſt, und die gewünſchten nicht erlangſt, am Ende vielleicht gar keine beſitzeſt. Bedenke, daß dieſe Wünſche Dein Herz in einer immerwährenden Unruhe erhalten, indem Du nach ihrem Gegenſtande heftig verlangſt, Dich ängſtigeſt und fürchteſt, wenn er außen bleibt, und Dich bekümmerſt, wenn er ſich nicht erreichen läßt. Bedenke, daß er Dir, wenn Du ihn endlich erreichſt, bey weitem nicht ſo viel Freude macht, als Du hoffteſt, indem Du ihn ſchon zu lange in der Einbildung genoſſen haſt, als daß er noch neu für Dich ſeyn könnte. Bedenke endlich, daß Du, wenn Du Wünſchen zuviel Raum giebſt, nie einen von ihnen erreichſt, ohne daß nicht an ſeiner Stelle zehn andere in Deiner Seele entſtehen ſollten, und daß Du,

ohne Unterlaß in ſolcher Unruhe ſchwebend, weit entfernt von jener Zufriedenheit biſt, die als die ſchönſte aller Blumen auf Erden, als die freundlichſte Begleiterin unſerer Tage betrachtet werden muß.“

Ladislas. O, ich habe ſelbſt in beſſern Tagen gezeigt, daß ich mit Wenigem genug haben kann, daß ich die Zahl meiner Bedürfniſſe zu beſchränken verſtehe. Mein Ueberfluß — war er nicht weit mehr für andere, als für mich? — Ihre weiſen Lehren, mein theuerſter Onkel, und Ihr Beyſpiel erhielten mir meine Beſonnenheit — ach, wieviel verdanken wir Ihnen! Mein Plan war, die Liebe meiner Johanna zu verdienen, und aus Dankbarkeit Ihnen nach ſo vielen Leiden, die Sie um meinetwillen trafen, die Beſchwerden Ihres hohen Alters zu erleichtern, Ihrem ſinkenden Leben eine feſte Stütze zu werden. Daß ich dies nicht

ſo kann, wie ich will, das macht mich unruhig.

Paneczky. Du kannſt es, Du wirſt es. Wir trennen uns in dieſem Leben nicht wieder. Ich kenne Dein gutes Herz, und ich verlange nichts, als einen Theil deſſelben.

Johanna. Weil Sie wiſſen, daß Johanna ebenfalls Anſprüche auf dies Herz hat, in deſſen Beſitz ſie ihr Glück findet.

Ladislas lächelte wehmüthig. Er drückte beyden die Hand, und ſprach: „Edle, genügſame Seelen! Ihr gebt mich mir ſelbſt wieder. Wohlan denn! Geld und Gut hab' ich nicht viel, und Ihr verlangt es nicht. Aber wenn es wahr iſt, daß häusliche Freuden, welche die Liebe bereitet, die reinſten und ſüßeſten ſind, ſo müſſen wir glücklich ſeyn. Ich geb' Euch mein Herz, oder vielmehr es hat ſchon längſt allem Uebrigen entſagt, es gehört nur Euch beyden an, und wird Euch ewig angehören.

Johanna. Sachte! Es giebt noch eine dritte Perſon, die in dieſe Theilung einzugehen ein Recht hat.

Sie öffnete die Thür eines Kabinets, und auf den Armen ſeiner Wärterin erſchien der holde Knabe, den Johanna in der Abweſenheit ihres Gatten gebohren hatte, und den ſie, um den letztern zu überraſchen, von des Onkels Landgute hatte kommen laſſen. In harmloſer, lieblicher Unſchuld lächelte er; er ſtreckte ſeine Händchen nach Ladislas aus, und ſeine Zunge beſtrebte ſich lallend ihn mit dem ſüßen Vaternamen zu begrüßen. Ladislas riß mit wüthender Freude den nie geſehenen an ſein Herz, ſah mit ſtillem, überſchwänglichem Entzücken auf den Lächelnden nieder, in deſſen Zügen er die ſeinigen erkannte, und heiße Thränen der Wonne ſchoſſen auf die Lilien und Roſen ſeines Engelgeſichts herab. Ihn in ſeiner Linken an ſich drückend, umarmte er dann mit der

Rechten die beſeligte Mutter, den gerührten Onkel, und ſagte, ſie mit Küſſen bedeckend, mit erſtickter Stimme: „Ihr habt Recht! Ich habe Euch, ich habe dieſen! Lieblinge meiner Seele, in Eurem Beſitz — was könnte mir noch zum höchſten Erdenglück fehlen?“

V.

Pflichten gegen andere.

I.

Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Betrug. Diebſtahl. Mord.

Unter dem Schatten einer alten Linde, welche einer ſeiner Vorfahren am Eingange ſeiner Wohnung gepflanzt hatte, ſaß der würdige Pfarrer von Rheinthal, und freute ſich der Regſamkeit, die an dem ſchönen Sommertage in der ganzen Natur herrſchte. In ſeiner Hand hielt er die Jahreszeiten von Thomſon *), aus welcher er ſeiner jungen, freundlichen Gattin, die neben ihm ſaß und ſtrickte, die ſchönſten, herzerhebendſten

*) Einer der vorzüglichſten Engliſchen Dichter.

Stellen vorlas. An heitern Tagen pflegte er ſich dies Vergnügen gewöhnlich zu machen, und es ſchien ihm nichts ſeliger, als die ſüßen Empfindungen, welche ſein eigenes Herz ſchwellten, in eine Seele auszugießen, die wie die ſeine geſtimmt war, und ihn auf's zärtlichſte liebte. Er geſtand es ſeiner Julie unverholen, daß er jede Freude doppelt genieße, wenn ſie dieſelbe mit ihm theile, und wenn ihr ſanfter Strahl auf ihrer Stirn wiederglänze.

Man glaube aber nicht, daß dieſe Stunden, die allerdings zunächſt der Erholung und dem Frohſinn gewidmet waren, für den Trieb nach einer nützlichen Thätigkeit verlohren giengen. Die heiligen Pflichten ſeines Amts waren dem würdigen Pfarrer theurer, als ſein Vergnügen, und wenn daher ein Glied ſeiner Gemeinde, ein geſchäftiger Landwirth, oder eine beſorgte Mutter, oder ein froher Knabe vorübergieng, ſo legte er

ſein Buch, ſollte er auch im Leſen der rüh- rendſten Stelle begriffen geweſen ſeyn, ſo- gleich bey Seite, rufte den Vorübergehen- den, wenn es ſeine Zeit erlaubte, zu ſich, und ließ ſich mit ihm, während ihm ſeine Gattin eine Schale friſche Milch oder Kaffee, oder ein Glas Bier vorſetzte, in ein Geſpräch ein. In dieſem ſuchte er ihn entweder von Fehlern, die er an ihm wahrgenommen hat- te, liebreich abzuziehen, oder Irrthümer und Vorurtheile, denen er nachhieng, be- ſcheiden zu widerlegen, oder ihn rathend auf Verbeſſerungen aufmerkſam zu machen, die in ſeiner Wirthſchaft gemacht werden konn- ten, und, wenn ſie mit Klugheit und Eifer unternommen wurden, ſeinem Wohlſtand einen beträchtlichen Zuwachs ſichern mußten. Er fand den ſüßeſten Lohn für dieſe Bemü- hungen theils in der Freude, die Liebe und das Zutrauen ſeiner Gemeinde immer höher ſteigen zu ſehen, theils in der Bemerkung,

daß dieſe Geſpräche, in denen er nicht als Pfarrer betrachtet ſeyn, in denen er nur als Freund neben dem Freunde ſitzen, und ihm ſeine Erfahrungen und Kenntniſſe mittheilen wollte, nicht ohne großen Einfluß auf den Verſtand und das Herz derer blieben, mit welchen ſie geführt wurden.

Auch diesmal wurde er im Leſen ſeines Thomſons für den ganzen Nachmittag unterbrochen. Er ſah den Pachter, einen Mann, der eine ziemlich gute Erziehung genoſſen hatte, und daher die übrigen Bewohner des Dorfs an Bildung bey weitem hinter ſich zurückließ, auf der Heerſtraße daherkommen. Staub bedeckte ihn; ob er gleich ſeinen Rock abgelegt hatte, und ihn auf dem Stabe, der auf ſeiner Schulter ruhte, trug, ſo floß doch der Schweiß in großen Tropfen von ſeinem Geſicht, und nur mühſam trugen ihn die ermüdeten Füße in der beſchwerlichen Hitze weiter. So viel war gewiß, er mußte

aus einer beträchtlichen Ferne herkommen, auch ahnete es der Pfarrer, wo er geweſen ſeyn mochte, und ſein finſtrer Blick, ſeine traurige Miene beſtättigten ihm, als er näher kam, die Richtigkeit ſeiner Vermuthung.

Er rufte ihn zu ſich; er ließ ihn im Schatten auf dem Raſen neben ſich niederſetzen, und ſagte ſcherzend: „Wenn ein Mann, wie Sie, Herr Pachter, der Pferde genug im Stalle hat, eine weite Reiſe unternimmt, ſo ſollte er nicht zu Fuße gehen, und ich vergebe Ihnen das um ſo weniger, da ſie doch wiſſen müſſen, daß Ihre Wohlbeleibtheit Ihnen das Wandern zu einer wahren Beſchwerde machen muß.“

Mit Gunſt, Herr Pfarrer! verſetzte dieſer, das Nothwendigere muß dem minder Nothwendigen immer vorgehen. Meine Pferde ſind jetzt in der Erndte unentbehrlich, aber wohl hätte meine Reiſe unterbleiben

können, und ich wollte gar ſehr, ſie wäre unterblieben.

Pfarrer. Ich leſe es in Ihren Mienen, daß Sie in Burgſtadt geweſen ſind.

Pachter. Freylich konnte ich dem Verlangen, die Hinrichtung mit anzuſehen, nicht widerſtehen.

Die Pfarrerin erbebte. „O ſagen Sie mir, ſprach ſie, wie Sie eine ſo ſchreckliche Sache, als eine Hinrichtung iſt, mit anſehen konnten.“

Und warum nicht, liebes Kind? erwiederte der Pfarrer. Von den Menſchen, welche heute zu derſelben geſtrömt ſind, hat ſie gewiß — zur Ehre der Menſchheit ſey es geſagt — keiner darum geſehen, weil er an den entſetzlichen Todesqualen aller Art, denen einer ihrer unglücklichſten Mitbrüder ausgeſetzt war, Vergnügen gefunden hätte. Die meiſten hat wohl die Neugierde hingelockt. Sie wollten ſehen, auf welche Weiſe

eine Hinrichtung vollzogen wird, was für Gebräuche dabey Statt finden, wie ſich der Nachrichter benimmt; ſie wollten ſehen, um bey Gelegenheit andern erzählen zu können, was ſie geſehen haben, die Hinrichtung ſollte dazu dienen, ihnen künftig in Geſellſchaften mehr Wichtigkeit zu geben.

Pfarrerin. Und iſt denn dieſe Neugierde, zu welcher ſich, wie Du ſagſt, eine ſehr kleinliche Eitelkeit geſellt, ſo ſehr lobenswerth?

Pfarrer. Da weder Geiſt noch Herz dabey gewinnen, ſo kann ich ſie auf keine Weiſe billigen, zumal da ſie, wenn gleich kein Vergnügen an den Schmerzen des Unglücklichen, doch eine große Gleichgültigkeit gegen ſeine Leiden verräth, und dieſe Gleichgültigkeit unſere edlern, menſchlichern Gefühle deſto mehr abſtumpft, je gefliſſentlicher man ſich ihr überläßt. Indeſſen iſt doch auch ſo viel wahr, daß unter dem gro-

ßen Haufen Neugieriger, unter denen ſich doch viele befinden, welche das entſetzliche Schauſpiel einen tiefern Eindruck auf ſich machen, und ſich durch daſſelbe von groben Schandthaten, die ſie zu begehen ſchon im Begriff ſtanden, zurückſchrecken laſſen, daß unter demſelben, ſage ich, auch eine Anzahl weiſerer Menſchen angetroffen wurde, welche edlere Zwecke dabey befolgten, und von rühmlichern Triebfedern geleitet wurden, und unter dieſe zähle ich unſern Herrn Pachter. Zuverläſſig war es ihm nur darum zu thun, daß er den Menſchen beobachtete, und durch dieſes Beobachten lernte. Er wollte ſehen, wie ſich der Unglückliche in den Qualen des Todes verhalten, wie weit er ſeine Standhaftigkeit treiben, oder zu welchen Schritten ihn ſeine Schwäche verleiten würde. Er wollte unterſuchen, welcher Anſtrengungen und Kämpfe auch in dieſer ſchrecklichſten aller Lagen die Menſchennatur fähig

ſey. Nicht die Hinrichtung, ſondern der Hinzurichtende hatte ſeine Theilnahme erregt, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und dieſer wiederum nur in ſo fern, als er Menſch und mit ihm verwandt war, und als er ſehen wollte, wie ſich die Menſchheit in ihm unter ſolchen Umſtänden äußern würde. Weit entfernt alſo, daß er gleichgültig gegen ſeine namenloſen, ſowohl körperlichen als geiſtigen Schmerzen hätte ſeyn ſollen, läßt ſich vielmehr von ihm ſagen, daß das Mitgefühl ihn auf die Richtſtätte getrieben habe, und daß er nur darum ein Zeuge des jammervollen Schauſpiels war, damit er dem Elenden, der ſelbſt in der Tiefe der Schuld und des Unglücks, welche ihn bedeckte, ſein Bruder blieb, eine ſchöne Thräne der Liebe und der Menſchlichkeit weinen konnte.

Pachter. Sie reden ſo, Herr Pfarrer, als wenn Sie in meiner Seele geleſen hätten. Nicht aus Neugierde, aus Jammer und

Theilnahme miſchte ich mich unter die Zuſchauer, denn — Thränen traten in ſeine Augen, als er dieſes ſagte — der Unglückliche war mein Schulfreund, und ich habe mehrere Jahre meiner Jugend in einem genauen Umgange mit ihm verlebt.

Pfarrer. So kennen Sie alſo wohl auch die Geſchichte ſeines Falls und ſeines Unglücks genau?

Pachter. Auf's genauſte. Ich habe ihn noch heute vor acht Tagen, da ich Getraide in die Stadt gebracht hatte, in ſeinem Kerker beſucht, und mir über manche Umſtände aus ſeinem Leben von ihm ſelbſt Licht geben laſſen.

Pfarrer. Der Lebensgeſchichte eines Menſchen, welcher ſo tief ſinken konnte, kann es nie an Intereſſe fehlen. Hier kennt man ſie wohl, aber man erzählt ſie ſehr verſchieden. Ich dächte, lieber Herr Pachter, wenn Sie ſich etwas erholt hätten, und

durch keine Geſchäfte gehindert würden, ſo blieben Sie noch ein Weilchen bey uns, und theilten uns dieſelbe mit.

Der Pachter ließ ſich hierzu ſehr willig finden, und nachdem er noch einige Augenblicke, um ſich zu erholen, verzogen hatte, ſo hub er alſo an:

Daniel Klein, der heute Angeſichts vieler Tauſend Menſchen mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht worden iſt, war in der Uckermark *) im Jahre 1778 gebohren, und hat alſo, ob ihm gleich ſein feſter, ſtarker Gliederbau zu der Hoffnung eines langen Lebens berechtigte, dieſes letztere doch nicht höher als auf 27 Jahre gebracht. Ach, vielleicht war ſchon dieſe Dauer deſſelben zu lang, da es ſeit geraumer Zeit mit nichts

*) Die Uckermark iſt eine von den Provinzen, in welche die Mark Brandenburg eingetheilt wird. Sie iſt ſehr fruchtbar und ſtark bevölkert.

als Schandthaten ausgefüllt war; zu befürchten war es wenigſtens, daß er, wenn der Faden deſſelben nicht auf eine ſo gewaltſame Weiſe abgekürzt worden wäre, die Zahl der Unglücklichen noch ſehr vermehrt haben würde.

Der vornehmſte Grund ſeiner verruchten Denk- und Handlungsweiſe verliert ſich unſtreitig in ſeine frühere Jugend. Sie haben noch neuerlich in einer Predigt, die ich nie vergeſſen werde, unſere Jugend in den ſtärkſten Ausdrücken auf das Glück, gewiſſenhafte Eltern zu beſitzen, die ſich ihrer Erziehung mit thätigem Eifer annehmen, und durch Lehre und Beyſpiel ihr Herz zu bilden nie ermüden, aufmerkſam gemacht. Und das mit Recht. Denn in den Jahren zarter Kindheit iſt das Herz noch weich wie Wachs, nimmt jeden Eindruck mit Leichtigkeit auf, und behält ihn, indem es, einem jungen Bäumchen gleich, in eben der Richtung ſtär-

ker und kraftvoller wird, welche ihm der Er=
zieher giebt. War dieſer früheſte Eindruck
ein guter, ſo iſt mit Wahrſcheinlichkeit zu
hoffen, daß der Zögling ſein ganzes Leben
hindurch eine überwiegende Neigung zum
Guten in ſich verſpüren wird, welche ſeiner
ganzen Tugend zu einer unerſchütterlichen
Grundlage dient; war er hingegen ein böſer,
ſo ſteht zu befürchten, daß das Böſe ſtets
eine Gewalt auf ihn äußern werde, welcher
er in ſeiner Verwöhnung zu ſchwach ſeyn
muß, Widerſtand zu leiſten.

Dieſes Glück hatte der bedauernswürdige
Klein nicht. Sein Vater, ein armer Fi=
ſcher, brachte den größten Theil ſeiner Zeit
außer dem Hauſe zu, indem er auf dem
Fluſſe den Fiſchen und Krebſen nachſtellte,
oder dieſe auf den Markt trug, und hier
Tage lang auf Käufer zu warten genöthigt
war. Seine Mutter mußte zum Erwerb
des Vaters noch den ihrigen hinzugeſellen,

wenn die Familie ihr Auskommen haben ſollte, und ſie half daher in andern Haushaltungen die Wäſche beſorgen, ein Geſchäft, wodurch auch ſie oft Wochen lang von dem Cirkel der Ihrigen entfernt gehalten wurde. Sie glaubten, daß eine ſolche Lebensart um ſo weniger für den Geiſt und das Herz ihrer zwey Kinder mit Gefahren verbunden ſeyn könnte, da ſie nicht nur beyde in die Schule ſchickten, ſondern ſie auch zu Hauſe unter die Aufſicht einer alten Großmutter ſtellten, die ſie bey ſich hatten, und mit welcher ſie den nicht reichlichen Gewinn ihrer Arbeit theilten. Allein die Alte war halb blind und halb taub, und wenn ihre Sinne auch minder ſtumpf geweſen wären, ſo war ihr Verſtand doch zu leer, und ihre Jahre machten ſie zu verdrüßlich, als daß ſie die Perſon hätte ſeyn können, welcher die Bildung zweyer junger Seelen mit Recht anzuvertrauen geweſen wäre.

Es giebt, wie bekannt, junge Leute, welche ſich ſelbſt zu bilden ſtreben, und die Bemühungen eines Erziehers weniger nothwendig machen; beſonders habe ich bemerkt, daß dieſes bey Kindern weiblichen Geſchlechts der Fall iſt. Die Sache iſt leicht zu erklären. Das Mädchen hat ſchärfere Sinne, als der Knabe, von der Natur erhalten, und ihre feinern, zartern Nerven machen ſie für äußere Eindrücke empfänglicher. Während der Knabe in der Welt, für welche ſeine Kraft einſt wirken ſoll, herumſchwärmt, faßt es das Mädchen frühzeitig zu Gemüthe, daß es für den häuslichen Cirkel beſtimmt ſey, und während ſich daher jener in der zu großen Menge von Erſcheinungen, die ſich ſeinen Sinnen darbieten, verliert, und, um alle zu prüfen, eine jede derſelben nur einen leichten, oberflächlichen Eindruck auf ſich machen läßt, iſt dieſe geſammelter, zerſtreut ſie ihre Aufmerkſamkeit weniger, und macht

ſich mit den Gegenſtänden, eben weil ſie ihrer wenige vor ſich hat, deſto genauer bekannt. Ueberdies wächſt mit dem Mädchen auch das Verlangen zu gefallen auf, das tief in ihrer Seele liegt, und es einſt zu einer glücklichen Gattin macht, und die Wirkungen deſſelben ſind für die Selbſtbildung ſo vortheilhaft, daß man es nach dem Ausſpruch eines berühmten Mannes *) nur zu beſitzen braucht, um in kurzem ſich wirklich gefällig zu machen. Dies ſind die Gründe, warum Kleins Schweſter ihre Tugend und Ehre in den Gefahren, welche ſie umgaben, nie Schiffbruch leiden ließ, und warum ſie die Kenntniß, die Liebe, die Feſtigkeit gewann, die ſie in den Stand ſetzen, in dem nehmlichen Augenblicke, da ſie ihren Bruder mit Schmach ſterben ſah, eine glückliche Gattin und Mutter zu ſeyn.

*) Des Lord *Chesterfield* in dem *Advice to his son.*

Dieſer letztere wurde die geiſtigen und körperlichen Schwächen ſeiner Erzieherin ſehr bald inne, und zog für ſein jugendliches Ungeſtüm die beſten Vortheile daraus. Die Schule war ihm eine Marter; er gab zwar vor, daß er in dieſelbe gienge, verſteckte aber die Bücher in irgend einem Winkel des Hauſes, und ſchweifte mit einigen andern unartigen Knaben müßig umher. Ganze Tage kam er nicht nach Hauſe, und die Großmutter ſah das, wenn ſie ihn auch zuweilen tadelte, im Grunde doch nicht ungern, denn es wurde ihr aller der Verdruß erſpart, welchen ihr ſeine Wildheit und ſein Ungehorſam verurſachten. Grundſätze des Guten wurden nur ſparſam in ſeine Seele gelegt, und die, welche man ihm mittheilte, konnten keine Wurzel ſchlagen, da die ſchlechte Geſellſchaft, in welcher er ſich befand, alle ihre Kraft zeitig zerſtörte.

Ich übergehe ſeine frühern Unbeſonnen=

heiten, ich ſtelle Ihnen denſelben in dem Alter von zwölf bis zu funfzehn Jahren dar, weil in dieſem ſein Charakter ſich zu geſtalten anfieng. Der herrſchende Zug in demſelben war eine überaus große Abneigung gegen ſeine Armuth, die immer mehr zunahm, je zahlreicher die Beyſpiele von glücklichern Jünglingen, die in einer Art von Ueberfluß lebten, waren. Dieſe Abneigung hätte, gehörig geleitet, die günſtigſten Folgen für ihn haben, ſie hätte ihn zur Thätigkeit, zum Sparen, zur Mäßigkeit antreiben können, allein roh und regellos, wie ſie war, grub ſie ihm den Abgrund, in welchen er ſich geſtürzt hat. Er ſah bloß die ſchönen Kleider, welche ſeine Jugendfreunde trugen, das Geld, das ſie, während ſeinen Eltern der Dreyer, der für ein Bedürfniß ausgegeben werden ſollte, am Herzen lag, nach Thalern berechneten, und ohne zu zaudern für bloße Vergnügungen hingaben, die Leichtig-

keit, mit welcher ſie ihre Wünſche befriedigen, und ſich die mannichfaltigſten Freuden verſchaffen konnten. Er ſah dies alles, und ſchämte ſich, es ihnen nicht gleichthun zu können. Unglücklicher Weiſe gab es einige unter den Jünglingen, mit denen er umgieng, welche unverſtändig genug waren, ihm ſeine Armuth fühlen zu laſſen. Sie hielten bloß mit ihres Gleichen — ſo nannten ſie diejenigen, deren Eltern ſo wohlhabend waren, wie die ihrigen — zuſammen, ſie hatten ihre beſondern Zuſammenkünfte und Vergnügungen, und wenn Klein ſich zu denſelben drängte, weniger weil ſie ſelbſt für ihn Freuden hätten ſeyn können, als weil er des Umganges mit den Vorzüglichern, wie er ſie nannte, gewürdiget ſeyn wollte, ſo wurde er unter allerley nichtigen Vorwänden zurückgewieſen.

Klein drang anfänglich in ſeine Eltern, daß ſie ihm ebenfalls beſſere Kleider und et-

was in die Taſche geben ſollten, aber wie hätten dieſe ſeine Forderung befriedigen können, da ſie, wenn ſie auch noch mäßiger geweſen wäre, ihre Kräfte bey weitem überſtieg? Da er merkte, daß auf dieſem Wege nichts auszurichten war, ſo wendete er ſich an einen Kaufmann, für deſſen Tiſch ſein Vater die Fiſche lieferte, und bat ihn um einige abgeſetzte Kleidungsſtücke. Dieſer, der dem Knaben wegen ſeiner Lebhaftigkeit und der Dreiſtigkeit in ſeinem Benehmen immer gewogen geweſen war, gab ihm wirklich einige, und bezahlte den Schneider, der ſie ſeinem Leib anpaßte. Ich muß es ihm zum Ruhme nachſagen, daß er ſeinen neuen Anzug, der ihm allerdings ein nettes Anſehen gab, vor allen Beſchädigungen ſorgfältig in Acht nahm, und ſich immer ſehr reinlich und ſauber hielt. Wäre er doch in allen Dingen ſo gewiſſenhaft geweſen!

Er hatte jetzt den Muth, ſich wieder in

Cirkeln einzufinden, in welche er ſich ſeit einiger Zeit nicht gewagt hatte. Nur die leere Taſche, die er an alle Orte mitbrachte, ſetzte ihn noch in Verlegenheit. Aber wie ſollte er dieſe füllen? Er hatte freylich einige Gönner gefunden, die ihn mit Geldbeyträgen unterſtützten, aber da dies vor ſeinen Eltern nicht geheim gehalten werden konnte, ſo nahmen dieſe das Geld in Empfang, um davon die Koſten zu beſtreiten, welche ihnen ſeine Unterrichtsſtunden verurſachten. Lange mochte er mit ſich zu Rathe gegangen ſeyn, wie er zu einiger Baarſchaft gelangen könne, bis er endlich ein Mittel erſann, auf welches nur ein Herz fallen konnte, das mit dem Guten zu wenig bekannt war, als daß es eine innige, beſtändige Liebe zu demſelben hätte haben ſollen. Er entwendete andern Geld und andere Dinge, die er bald zu Geld zu machen verſtand.

Bey ſeinen Eltern fieng er an. In der

Mitternacht, wenn ſie im tiefen Schlafe lagen, erhob er ſich von ſeinem Lager, auf welchem er ſo lange gewacht hatte, bis er merkte, daß er ſicher war, ſchlich dann auf den Zehen zu den Kleidern ſeines Vaters, durchſuchte ſie, und beraubte ſie eines Theils von dem geringen Vorrath, welcher darin aufbewahrt war. Der glückliche Erfolg, welcher dieſe nächtlichen Diebereyen begleitete, machte ihn noch kühner, und da das, was ihm auf dieſe Weiſe in die Hände fiel, wirklich ſehr unbeträchtlich war, ſo fieng er an, der Habe anderer nachzuſtellen, und ſich daran zu vergreifen. Es kamen uns Schülern Bücher zum Theil von Werthe, es kamen nns Schnupftücher und andere Dinge in der Schule, in welche Klein fleißiger zu kommen anfieng, weg; wir klagten es uns einander oft, daß uns zu Hauſe, wenn wir unvorſichtig damit umgegangen waren, und niemand als Klein auf unſerm

Zimmer gehabt hatten, Geld abhanden gekommen ſey, und daß wir auch Wäſche und andere Dinge, die nicht verwahrt geweſen waren, vermißten. Da war keiner, dem nicht eine oder die andere von ſeinen Habſeligkeiten fehlte, und oft war der Verluſt bedeutend. Noch mehr verwunderten wir uns, als wir manches, was ehedem unſer Eigenthum geweſen war, bey ſolchen Perſonen, die mit alten Kleidern, Büchern und andern Effekten Handel trieben, wiederfanden, und nicht ſelten erfuhren, daß es um ein Spottgeld bey ihnen verkauft worden ſey.

Daß ein Dieb unter uns ſeyn müſſe, darüber waren wir alle einſtimmig. Auch war kein einziger, der nicht Klein im Verdacht gehabt hätte, der uns jetzt fleißig auf unſern Zimmern beſuchte, und mit dieſen Beſuchen faſt etwas zudringlich geworden war. Wir wurden in dieſem Verdacht dadurch beſtärkt, daß dieſer junge Menſch jetzt

ſelten ohne Geld war, zuweilen ſogar mehr beſaß, als wir alle, und eine Art von Aufwand machte, welche wir vorher nie von ihm zu ſehen gewohnt geweſen waren. Wir wurden aufmerkſamer, aber ſo wenig wir ihn auch aus den Augen ließen, ſo dauerten doch die Diebereyen fort, und wir geſtanden es uns ſelbſt, daß er, wenn er wirklich der Dieb ſey, eine große Schlauheit beſitzen müſſe, durch die es ihm möglich würde, uns alle zu täuſchen.

Mir war es vorbehalten ihn zu entlarven. Der Verdacht, welchen ich auf ihn geworfen hatte, war nicht geringer, als der der übrigen, denn es waren mir verſchiedene Dinge von anſehnlichem Werthe weggekommen, und die Umſtände, welche dabey obgewaltet hatten, waren von einer ſolchen Art, daß ſie mir ohnmöglich von einem andern, als von Klein geraubt ſeyn konnten. Demungeachtet läugne ich es nicht, ich hatte ihn gern

um mich. Er hatte durch eine ſorgfältige Beobachtung derer, die von beſſerem Herkommen waren, ſeine Sitten ziemlich verfeinert, und wußte ſich beliebt zu machen, ohne darum andern zu ſchmeicheln; er war von aufgewecktem Temperament, nicht ohne Witz, von einem natürlich guten Verſtande, und mit einem Worte ein angenehmer Geſellſchafter. Ich wurde allemal heiter, wenn ich ihn eintreten ſah, aber ich war auf meiner Huth. Da mir dies nichts half, ſondern immer neue Verluſte an den Tag kamen, ſo wurde ich unwillig, und beſchloß ihn gradezu auf die Probe zu ſtellen.

Ich beſaß einen goldnen Ring mit einem kleinen Rubin, welchen mir meine Tante bey einem Beſuch, den ich ihr einſt abſtattete, als ein Andenken verehrt hatte. Dieſen legte ich unter die Papiere, welche ſich auf meinem Schreibtiſch befanden, und ein anderer würde das für Nachläſſigkeit gehal-

ten haben, was mit dem überlegteſten Vorſatze geſchah. Klein kömmt; wir ſprechen von einer Aufgabe, die vom Lehrer unlängſt diktirt worden war, und ich bitte Klein ſie mir herbeyſuchen zu helfen. Ich beobachte ihn hierbey auf's genaueſte. Mitten im Suchen wird er den Ring anſichtig; er wirft einen Blick auf mich, und da er merkt, daß er nicht ganz ſicher iſt, ſo macht er mich auf denſelben aufmerkſam. Dieſer Schein von Ehrlichkeit würde mich haben täuſchen können, wenn er nicht den Ring lange ziemlich genau betrachtet, und ſich ſehr angelegentlich nach dem Werthe deſſelben erkundigt hätte. So unſchuldig dieſe Fragen auch an ſich waren, ſo dienten ſie in ſeinem Munde doch nur dazu mein Mißtrauen zu vermehren. Ich ließ mir übrigens nichts merken, legte den Ring in mein Pult und ließ dieſes, wie vorher, unverſchloſſen. Er entfernte ſich für heute, aber am folgenden Tage war

kaum die Schule geendiget, als er ſchon zu mir kam. So lange, wie diesmal, war er noch nie bey mir geblieben, ob er gleich nie ſo zerſtreut, nie ſo ängſtlich, nie zum Sprechen ſo wenig aufgelegt war, als heute. Alles verrieth mir, daß er Gelegenheit ſuchte, zu meinem Ringe zu kommen, und ich glaubte endlich ihm dieſe Gelegenheit ſelbſt geben zu müſſen.

Ich entfernte mich aus dem Zimmer, aber ich unterließ es nicht, ihn durch das Schlüſſelloch zu beobachten, und — o Schande! — ich ſah es, wie er leiſe mein Pult öffnete, den Ring, und mit ihm auch zugleich ein kleines Perſpektiv herausnahm, und beydes in ſeine Taſche verbarg. Mit Mühe gelang es mir meinen Aerger zu unterdrücken, und ich geſtehe gern, daß mich nur der Vorſatz, ihn noch mehr zu beſchämen, zum Herrn der Wuth machte, von welcher ich mich ergriffen fühlte. Da er ſei-

nen Raub in Sicherheit gebracht hatte, ſo hielt er ſich nicht lange mehr bey mir auf. Ich ſchlich ihm nach. Er mochte Geld gerade ſehr nothwendig brauchen, denn ich ſah, daß er in das Haus eines von den Männern eilte, mit welchen wir ihn ſchon ſeit langer Zeit alle in einer genauen Verbindung glaubten, ungeachtet dieſe es auf unſer Befragen ſtandhaft abgeläugnet hatten. Als er ein Weilchen bey ihm geweſen war, und ich genugſam überlegt hatte, ſo ſtürzte ich hinein, riß die Thür des Zimmers auf, und trat vor ihm. Er bebte zuſammen. Der Ring, das Perſpektiv lagen auf dem Tiſche, der Käufer war im Begriff Geld hinzuzählen. „Ich habe nicht Luſt, dieſe Dinge zu verkaufen, und habe Ihnen dazu keinen Auftrag gegeben, lieber Klein,“ ſprach ich, indem ich ihm einen Blick voll Verachtung zuwarf, nahm mein Eigenthum wieder, und zog mich zurück. Er wollte reden, aber die

Angſt, vor welcher er mit den Zähnen klappte, erſtickte ſeine Stimme.

Noch ſpät am Abend hörte ich etwas an der Thür klopfen. Ich öffnete ſie. Es war Klein, der mir um den Hals fiel, und mich mit heißen Thränen beſchwor, den Vorgang, der als eine Folge ſeiner Unbeſonnenheit und ſeiner Noth zu betrachten ſey, zu verſchweigen und ihm keine Schande zu machen. Ich verſprach ihm dies vorerſt, nachdem ich ihm unverholen geſagt hatte, in welchem Verdacht er bey allen ſeinen Jugendfreunden ſtehe, und nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ich, wofern einem von uns wieder das geringſte entwendet würde, und er mit einigem Grunde von Wahrſcheinlichkeit als der Dieb betrachtet werden könnte, mich von meinem gegebenen Wort für entbunden anſehen würde. Er vermaß ſich hoch und theuer, daß man ihm eine ſo niedrige Handlung nie wieder nachſagen ſolle.

Er hat ſein Verſprechen nicht gehalten. Zwar ſeine Jugendfreunde blieben von ſeinen räuberiſchen Händen fortan verſchont, da ihn ein Pachter zu ſich nahm, um ihn die Landwirthſchaft zu lehren. Allein wie wenig er von ſeinem Fehler geheilt war, davon wußte dieſer am beſten zu ſagen. Es fieng ſich an in dem Charakter Kleins eine ſo große Eitelkeit zu entwickeln, daß ſie ſeiner Tugend immer gefährlicher, daß ſie endlich das Grab derſelben wurde. Sich vor andern auszuzeichnen war ſein ſtetes Beſtreben, aber der Thor! nur durch äußern Flitter, der doch uns nie wahren Werth giebt, und große Koſten verurſacht, wollte er ſich bemerkbar machen. Er trug jetzt jeden Augenblick ein neues Kleid; er kaufte ſich eine ſchöne Uhr, er beſuchte öffentliche Orte, und machte an denſelben großen Aufwand; er vertanzte viel, er ſpielte, mit einem Worte er wollte es in allem jenen reichen Jünglin-

gen nachthun, welche keinen beſſern Gebrauch von ihrem Gute zu machen verſtehen, als es in der Verfolgung ſinnlicher Vergnügungen durchzubringen.

Hierzu war allerdings viel Geld erforderlich, und Klein hatte wirklich ſtets eine gefüllte Börſe. Man wunderte ſich darüber, da man wußte, daß ihm ſeine Eltern nichts geben konnten, und daß er in dem abhängigen Zuſtande, in welchem er ſich befand, wenig für ſich zu erwerben Gelegenheit hatte. Es fehlte nicht an Perſonen, welche Verdacht ſchöpften und den Pachter warnten, allein dieſer war ein unordentlicher Mann, der ſich um ſeine häuslichen Angelegenheiten wenig bekümmerte, und, um ſeine Bequemlichkeit durch nichts ſtören zu laſſen, ſich leichtſinnig auf eben das Geſinde verließ, über deſſen Unfleiß und Unredlichkeit er ſich gegen jeden, mit welchem er ſprach, beklagte. Endlich aber giengen ihm doch die

Augen auf; er unterſuchte ſeine Vorräthe, und fand, daß von einem jeden derſelben ein beträchtlicher Theil fehlte. Er forſchte weiter nach, und erfuhr, daß Klein kein einzigesmal in die Stadt gefahren wäre, ohne dem Pachter heimlich etwas zu entwenden, und es zu ſeinem Vortheil zu verkaufen. Er züchtigte und beſchimpfte ihn für alle dieſe Veruntreuungen in Gegenwart des ganzen Geſindes, nahm ihm, um ſich einigermaßen zu entſchädigen, den größten Theil ſeiner Habſeligkeiten, und jagte ihn von ſich.

Klein lebte jetzt wieder eine Zeitlang bey ſeinen bekümmerten Eltern in tiefer Verachtung. Denn ſeine Aufführung war ruchbar geworden, und niemand ließ ihn daher zu ſich, ein jeder floh ſeinen Umgang. Es vergiengen faſt zwey Jahre, ehe er ein Unterkommen fand, denn wer hätte einen Menſchen um ſich haben mögen, der allgemein

als ein Dieb bekannt war? Endlich gelang es den Bemühungen ſeines Vaters, ihn, nachdem er die ſtrengſte Ehrlichkeit hatte angeloben müſſen, bey dem Amtmann des Orts als Schreiber in Dienſte zu bringen, und ſo wenig die Stelle auch ſeinen Wünſchen entſprach, ſo durfte er ſich doch nicht beſinnen, ſie anzunehmen, wenn er die täglich wiederholten Vorwürfe ſeiner Eltern, die ihn kaum zu ernähren vermochten, nicht länger anhören wollte. Er blieb vier Jahre in dieſem Dienſt, und man war mit ſeinem Betragen zufrieden. Wie glücklich wäre er geweſen, wenn in ſeinem Herzen wirklich eine Veränderung vorgegangen wäre, und tugendhafte Grundſätze in daſſelbe Eingang gefunden hätten! Aber das war es nicht. Der unſelige Hang — denn das Stehlen war durch die Leichtigkeit, mit welcher es verübt worden war, wirklich zum Hange bey ihm geworden — hatte ſich bloß in die

innerſten Falten deſſelben zurückgezogen, und die ſtrenge Aufſicht, unter welcher er ſtand, hinderte ihn demſelben zu folgen. Indeßen betrog der Schein doch viele, und ſelbſt den Amtmann, welcher zuletzt glaubte, daß ihm der Pachter zuviel gethan habe, und weil er ihn übrigens gut brauchen konnte, ſein theilnehmendſter Gönner wurde.

So ſtanden die Sachen, als es ihm einfiel ſich um ein öffentliches Amt zu bewerben, und, wie er es nannte, ſein eigner Herr zu werden. Es war ein alter Acciseinnehmer im Orte, der aber ungeachtet ſeines hohen Alters noch rüſtig genug war, um ſein Amt nach Pflicht zu verwalten. Er hatte eine einzige Tochter, welche ſchon über die Jahre hinaus war, in welcher das Mädchen gleich den Roſen des Frühlings blüht. Es war die wichtigſte Sorge des Vaters, ſie vor ſeinem Tode verſorgt zu wiſſen, und

er verhehlte dieſe ſo wenig, daß er ſich auch gegen Klein etwas davon merken ließ. Es fehlte dem letztern durchaus nicht an Klugheit, und ſein Plan war daher ſehr bald entworfen. Er machte ſich mit der Jungfrau, die zweymal ſo alt war als er, bekannt, er war bald ihr erklärter Liebhaber, und es war nichts gewiſſer, als daß beyde durch den Segen des Prieſters verbunden werden würden. Damit aber das Paar auch ſein nöthiges Auskommen hätte, ſo kam der Einnehmer mit einem Schreiben bey der Landesregierung ein, worin er anzeigte, daß er wegen ſeines Alters den Verrichtungen, die ihm ſein Amt auflege, nicht mehr gewachſen ſey, und zugleich bat, daß man ihm in der Perſon ſeines künftigen Schwiegerſohnes einen Adjunkten an die Seite ſetzen möchte. Da der Greis ſowohl, als der Amtmann, der durch ſeine Empfehlung für Klein wirkte, viel Gönner beſaßen, ſo fiel der Beſchluß der

Landesobrigkeit völlig ſo aus, wie ſie ihn verlangt hatten.

Sobald ſich Klein am Ziel ſeiner Wünſche ſah, ſo ward er ſeinen Schwüren untreu, und verließ die Jungfrau. Der Gram, ſich betrogen zu ſehen, warf dieſe bald in die Arme des Todes. Der unglückliche Vater lebte nur ſeinem Schmerze. Klein ließ ſich dadurch nicht rühren; er war bloß darauf bedacht, was für eine Rolle er als öffentlicher Beamter ſpielen wollte, und dieſe ſollte durchaus nicht klein ſeyn. Er hielt ſich zu den reichen Kaufleuten im Orte, und wollte es dieſen nachthun. Er beſuchte die nehmlichen Vergnügungsörter, die ſie beſuchten, er ſchwelgte hier in fremden Weinen, er ſpielte hoch, er ſah wöchentlich einigemale eine Abendgeſellſchaft bey ſich, die er mit Punſch und andern koſtbaren Getränken bewirthete, er hielt ſich ein Reitpferd, er bezahlte eine theure Wohnung in der

Stadt, und wohnte doch im Sommer in einem Gartenhauſe vor derſelben; er war leidenſchaftlicher Jäger, und pachtete ſich, um dieſem Vergnügen nachzuhängen, ein Revier, und ſein Tiſch war ſtets mit den köſtlichſten Speiſen beſetzt.

Die Leute ſchüttelten den Kopf, denn ſie wußten, daß die mit der Einnehmerſtelle verbundenen Vortheile nicht ſehr beträchtlich waren, und daß er als Adjunkt überdies nur die Hälfte derſelben genoß. Sie wußten aber nicht, daß er ſich gleich nach dem Antritt ſeines Amts Geld zu verſchaffen bemüht geweſen war. Der Amtmann hatte in einer kleinen Stadt Schwabens ein Kapital von 2000 Thalern ſtehen, welches er einzutreiben beſchloſſen hatte, das aber ſo wenig ſicher ſtand, daß die Hoffnung, es ausgezahlt zu erhalten, ſehr ungewiß war, und daß, wenn etwas ausgemittelt werden ſollte, ſeine eigene Anweſenheit an Ort und Stelle

erfordert wurde. Da er ſich nun nicht von ſeinen Geſchäften trennen konnte, ſo gab er Klein, zu welchem er ein groſʒes Zutrauen hatte, und der, da der alte Einnehmer einſtweilen den Dienſt verſah, eine ſolche Reiſe unternehmen konnte, Vollmacht, das Kapital für ihn zu heben. Kaum iſt dieſer in Schwaben angelangt, ſo wird ihm von dem ehrlichen Schuldner das Geld ausgezahlt. Er hingegen ſchreibt an den Amtmann, daß dieſer letztere in ſehr unerwünſchten Vermögensumſtänden ſey, und nicht mehr als zwanzig Procent zahlen könne, zugleich legt er eine, angeblich von der Obrigkeit ausgefertigte, Beſtättigung ſeiner Ausſage bey, die das Machwerk ſeiner eigenen Hand war. „Etwas iſt beſſer als nichts,“ denkt der Amtmann, und giebt ihm Auftrag das Geld in Empfang zu nehmen. Froh über den glücklichen Erfolg ſeiner Argliſt eilt er nun nach Hauſe zurück, giebt dem Amtmann

ſeine 400 Thaler, und behålt die übrige Summe für ſich, um ſeinen Aufwand damit zu beſtreiten.

Dieſer letztere war indeſſen zu groß, als daß ſie nicht ſehr bald håtte erſchöpft werden ſollen. Jetzt mußte er auf ein neues Mittel Geld herbeyzuſchaffen ſinnen. Er geht zu einem Kaufmann, von deſſen Verbindungen er genauer unterrichtet war, und zeigte ihm einen Brief vor, worin die Handſchrift eines ſeiner Handelsfreunde auf's tåuſchendſte nachgemacht, und er beauftragt iſt, unverzüglich an den Vorzeiger dieſes die Summe von 300 Thalern zu zahlen. Der Kaufmann, der keinen Betrug ahnet, giebt ſie ihm. Erſt nach einem halben Jahre entdeckt er, daß er hintergangen iſt, und ſelbſt dann noch weis der liſtige Klein ihn noch eine geraume Zeit durch allerhand Vorſpiegelungen und Verſprechungen von einer förmlichen Anklage, womit er ihm droht, abzuhalten.

Er ließ ſich, um noch mehr zu erwerben, bey einer auswärtigen Lotterie anſtellen, und es wurden ihm Looſe zugeſendet, welchen er Käufer verſchaffen ſollte. Da er eine große Menge von Bekanntſchaften hatte, ſo brachte er in der That ſehr viele unter, und der Gewinn, welchen ihm dies brachte, war nicht unanſehnlich. Aber er begnügte ſich nicht mit dieſem rechtmäßigen Gewinn, da ſeine Ausgaben die Einnahmen fortwährend bey weitem überſtiegen. Es fielen durch die Gunſt des Glücks denen, welche ihre Looſe von ihm genommen hatten, einige beträchtliche Gewinne zu, aber Klein, an welchen ſie zunächſt ausgezahlt wurden, und der immer Geld brauchte, hatte die Niederträchtigkeit ſie zurückzuhalten und den Beſitzern der Looſe falſche Liſten *) vorzuzeigen, durch

*) Jede Lotterie beſteht aus mehrern Ziehungen. Nach einer jeden derſelben wird eine

welche er es ihnen erweislich machte, daß ſie nichts als eine Niete davon getragen hätten. Während ſie nun von dem Gram, ihre Hoffnung getäuſcht zu ſehen, gepeinigt wurden, und zum Theil zu Hauſe darbten, fuhr er im unrechtmäßigen Beſitz ihres Eigenthums fort ein wahres Freudenleben zu führen, und nichts an ihm verrieth, daß er von einigen Vorwürfen gequält worden wäre.

Doch lange konnte ein ſolcher Betrug nicht unentdeckt bleiben. Es fanden ſich unter den Loosbeſitzern einige, welche gegen die vorgezeigten Liſten Verdacht ſchöpften, und ſich die ächten kommen ließen. Sie fanden, daß ſie eine Summe von mehr als 600 Thalern zu fordern hatten. Anfänglich trugen ſie zwar Bedenken, ihn zu belangen, weil es nach den Geſetzen ihres Vaterlandes

Liſte, d. i. ein Verzeichniß von den Looſen, gedruckt, auf welche ein Gewinn gefallen iſt.

nicht erlaubt iſt, in einer fremden Lotterie zu ſpielen, einheimiſche aber, um die Spielſucht nicht zu nähren, gar nicht vorhanden ſind. Da ſie aber bedachten, daß er, weil er zuerſt das Geſetz übertreten, und ſie zum Spiel verleitet hatte, noch weit ſtraffälliger ſey, als ſie, ſo zögerten ſie nicht länger, ſeinen Betrug anzuzeigen, und übergaben die Sache einem Rechtsgelehrten. Dieſer warnte ihn noch einmal, ehe er die Klage einreichte, und ließ ihm zwey Tage Friſt, um ein gütliches Uebereinkommen zu treffen.

Dieſe zwey Tage gehören, wie er ſelbſt geſtanden hat, unter die ſchrecklichſten in Kleins Leben. Ließ er die Sache vor's Gericht kommen, ſo war ſeine Schande, weil ſeine Unredlichkeit jedem bekannt wurde, vollendet. Gleichwohl was für ein Mittel hatte er wohl, den Schlag, welcher ihm drohte, abzuwenden? — Schon hierdurch geängſtiget, ſah er auch den betrogenen

Kaufmann auf einmal alle die Schonungen bey Seite ſetzen, welche er bisher gegen ihn bewieſen hatte, mußte er aus dem Munde ſeines bisherigen Gönners, des Amtmanns, ſelbſt unter den härteſten Vorwürfen vernehmen, daß er von ſeiner Schurkerey unterrichtet ſey, denn es ſind, ſo lange es eine von Menſchen bewohnte Erde giebt, nur wenig Betrügereyen in ein ſo undurchdringliches Dunkel gehüllt worden, daß ſie nicht irgend einmal an den Tag gekommen wären.

Seine Lage war die unglücklichſte. Es gelang ihm zwar, den Amtmann durch Bitten, und durch das Verſprechen, ihm alles, warum er ihn betrogen, zurückzuzahlen, vor der Hand zu beſänftigen, aber die übrigen Gläubiger, ſchon zu lange geäfft, waren unerbittlich. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als das Rettungsmittel, an welches er ſchon längſt gedacht, aber nur im äußerſten Falle zu benutzen beſchloſſen hatte. Als

Accis = Einnehmer hatte er eine königliche Kaſſe unter ſich, in welcher ſich gerade damals ein anſehnlicher Geldvorrath befand. Als anvertrautes Gut hätte ihm dieſer heilig ſeyn ſollen; ſeine überaus große Noth trieb ihn an, einen großen Theil deſſelben zu entwenden, und damit ſeine dringendſten Gläubiger zu befriedigen. Er war gerettet, aber nur für kurze Zeit.

Sein Kaſſenangriff konnte nicht lange verborgen bleiben, und der alte Einnehmer, welchen er einſt ſo ſchändlich betrogen hatte, und der noch immer an den Geſchäften Theil nahm, war der erſte, welcher ihn bemerkte. Er fragte ihn auf dem Zimmer, wo ſie zuſammen arbeiteten, wo das Geld wäre, das er jüngſt an ſich genommen hätte, um es nach den verſchiedenen Münzſorten, aus denen es beſtand, einzupacken? In der Angſt antwortete Klein, daß er es morgen herbeybringen wolle, und nun lief er zu einem je=

den, von dem er geglaubt hatte, daß er ſein Freund ſey, und verſprach unmäßige Zinſen, um die fehlende Summe geborgt zu erhalten, und dem beleidigten Alten, deſſen Rache er fürchtete, Stillſchweigen aufzulegen. Aber wie ſehr er ſich auch bemühen mochte, ſo fand er doch keine Hülfe. Inzwiſchen ließ der alte Einnehmer, der ſeine Anfrage jeden Tag erneuerte, ſich nicht lange vertröſten, ſondern ſagte ihm rund heraus, daß ihm die Sache bedenklich vorkomme, und daß er ſie, wenn er nicht binnen vier und zwanzig Stunden das Geld ſähe, der Obrigkeit anzeigen müſſe, weil ſonſt der Verdacht leicht auf ihn ſelbſt fallen könnte.

Dieſe Sprache brachte die Angſt, von welcher Klein ſeit einiger Zeit nicht mehr befreyt worden war, auf's Aeußerſte. Er lief noch einmal bey allen, welche bey einigem Geldvorrath ein theilnehmendes Herz

zu beſitzen geſchienen hatten, umher, er bat, er beſchwor — alles ohne Erfolg. Seine Bůbereyen waren bekannt geworden; Verachtung und Vorſicht verſchloſſen ihm auf gleiche Weiſe die Herzen, welche er zu růhren gekommen war. Der Gedanke, daß er nun unwiederbringlich verloren ſey, drůckte mit Centnerſchwere ſeine Bruſt. Zwar verlor eigentlich die kônigliche Kaſſe nichts, da er gleich bey'm Antritte ſeines Amts zur Sicherſtellung derſelben tauſend Thaler hatte erlegen můſſen, an welche ſie ſich hielt, aber der Amtmann, der ihm dieſelben vorgeſtreckt hatte, verlor, und dieſer zweyte Betrug, welchen er ihm geſpielt hatte, mußte ihn zu den gewaltſamſten Maßregeln verleiten. Ueberdies war Klein ein gewiſſes, ſehr feines Ehrgefůhl nicht abzuſprechen, welches ihn zwar nicht hinderte, ſchåndliche Handlungen zu begehen, aber ihn doch jeden ôffentlichen Schimpf, der bey der dermaligen

Lage der Dinge unausbleiblich erfolgen mußte, zu vermeiden antrieb.

Er hatte einige Stunden in einem dumpfen Hinbrüten zugebracht, nachher waren ſchwarze Entſchlüſſe in ſeiner Seele emporgeſtiegen. Seine Magd hatte ihn im Zimmer ſchluchzen und laut jammern hören. Sie hatte ihn ſogar mit Thränen im Auge überraſcht, ohne ſich jedoch die Urſache dieſes Unmuths erklären zu können. Noch ſpät am Abend eilt er im wilden Sturme ſeiner Gefühle, die deſto ſchrecklicher werden, je näher der morgende Tag herbeyrückte, zum alten Einnehmer, der eben im Begriff iſt ſich zur Ruhe zu begeben. Er geſteht ihm ſeine That, er beſchwört ihn bey allem, was ihm heilig iſt, ihn nicht unglücklich zu machen. Der alte Mann macht ihm Vorwürfe, die ihn, ſo verdient ſie auch ſind, erbittern; er ſchlägt ihn mit der geballten Fauſt vor die Schläfe, daß er zu Boden taumelt, ſetzt

dann ein Knie auf ſeine Bruſt, zieht ein Scheermeſſer aus der Taſche und zerſchnei=det in wüthender Mordluſt ſeine Gurgel. Im Gefängniß hat er ausgeſagt, daß er nur von den Vorwürfen des Greiſes Anlaß ge=nommen habe, ſich an ihm zu vergreifen, daß er aber auch ohne dieſelben den Anſchlag auf ſein Leben ausgeführt haben würde, wenn ſeine Bitten zu ſchweigen vergeblich geweſen wären.

Er verriegelte die Thür, wartete ſo lange, bis der Greis verſchieden iſt, und eilt fort. Welchen Empfindungen mag er die Nacht hindurch Preis gegeben geweſen ſeyn! Am folgenden Morgen ſah man es ihm indeſſen nicht an, daß ein Mord ſeine Seele beſchwerte, er erſchien mit der ge=wöhnlichen Heiterkeit auf dem Arbeitszim=mer. Er wollte eben, nachdem er einige Stunden auf demſelben zugebracht hatte, nach Hauſe zurückkehren, um das Mittags=

mahl einzunehmen, als er einige Gerichts=perſonen eintreten ſah, welche ihm ſagten, daß er ihr Gefangener ſey, und ihn ſeines Sträubens ungeachtet in enge Verwahrung brachten. Um ſich dieſes zu erklären, muß man wiſſen, daß eine Aufwärterin, die den alten Einnehmer bediente, am Morgen hatte zu ihm gehen wollen. Daß die Thür ver=ſchloſſen war, war ihr nichts neues, da er etwas lange zu ſchlafen pflegte, und ſie öff=nete ſie daher mit dem Schlüſſel, welchen er ihr für ſolche Fälle hatte machen laſſen. Aber wie groß iſt ihr Entſetzen, als ſie ihn am Boden in ſeinem Blute liegen ſieht. Sie ruft ſogleich den Wirth herbey; man muth=maßt dies und jenes, endlich beſinnt ſich der letztere, daß noch geſtern Abend ſtark auf dem Zimmer geredet worden iſt, und daß er ſeinen Adjunkten ſpät in einen weißen Man=tel gehüllt, der ihn hatte unkenntlich machen ſollen, und ſein Verräther wurde, hatte

fortgehen ſehen. Man zeigte die ſchauerliche Geſchichte zugleich mit den Muthmaßungen, zu welchen ſie Anlaß gegeben hatte, ſogleich der Obrigkeit an; dieſe ließ auf Kleins Zimmer, während er ſelbſt ſeiner Dienſtgeſchäfte wegen abweſend war, Unterſuchungen anſtellen; man fand das Scheermeſſer, das er zu verbergen zu wenig Sorge getragen hatte, man gewahrte blutige Spuren auf dem Rocke, auf dem Mantel, womit er bekleidet geweſen war, und nun zögerte man nicht länger ſich ſeiner zu bemächtigen.

Er wurde bald verhört. Wie erſtaunte er, da er vernahm, daß man nicht nur alle ſeine Betrügereyen, ſelbſt ſeinen Kaſſenangriff, umſtändlich kannte, ſondern ihn auch eines Mords beſchuldigte, und ihm die Beweiſe vorlegte, auf welche man ſich ſtützte. Da er nicht geglaubt hatte, daß man ihn als Mörder in Verdacht haben könnte, ſo war er auch auf eine Ablehnung des Verbre-

chens durchaus nicht vorbereitet. Zwar verſuchte er es zu läugnen, aber die Klugheit ſeiner Richter verwirrte ihn ſehr bald in ſeinen Antworten, und es blieb ihm nichts mehr übrig, als zu bekennen, was vor aller Augen bereits hinlänglich erwieſen war. Jetzt wurde ihm der Prozeß gemacht, und bis dieſer beendigt war, wurde er in ſeinem Kerker einer nur wenig geſtörten Einſamkeit überlaſſen.

Er überlegte nicht ſowohl in derſelben ſeine Schandthaten, als vielmehr die unvermeidlichen Folgen, welche ſie nach ſich ziehen mußten, den gewiſſen, ſchimpflichen Tod, welchen das Geſetz über ihn ausſprach. Sein Innerſtes erbebte. Er ſann unaufhörlich nach, ob es nicht möglich ſey, ſich den Gefahren, welche ihm drohten, durch die Flucht zu entziehen. Allein die ſchweren Feſſeln, welche er trug, die hart verriegelten Thüren, und das Gitter vor dem Fen-

ſter ſchienen dieſes Unternehmen faſt unmög-
lich zu machen. Endlich wußte er ſich eines Nagels zu bemächtigen, womit das Schloß an die Thür befeſtiget war. Es gelang ihm hiermit ſeine Feſſeln zu löſen, und als in der Nacht alles im tiefſten Schlafe lag, ſo ſtürzte er den Ofen ſeines Kerkers zuſammen, und ſuchte durch den Schornſtein zu entkommen. Ein eiſernes Kreuz, das in demſelben angebracht war, ließ ihm nicht Raum genug um durchzukommen; er mußte alſo noch einmal zurückkehren, und ſeine Kleider zurücklaſſen. Jetzt gelangte er glücklich zum Schornſtein hinaus, kletterte dann von einem Dach auf's andere, bis er endlich Gelegenheit fand, durch einen Sprung von einer nicht beträchtlichen Höhe auf den Erdboden herabzukommen. Ueber die alte, halbverfallene Stadtmauer zu klettern war leicht. Der nahgelegene Wald nahm ihn auf und verbarg ihn.

Es war Herbſt. Die Kälte der Nächte hatte ſchon beträchtlich zugenommen, und er war faſt nakt. Wohin ſollte er ſich in dieſem Zuſtande wenden? — Eben iſt er mit dieſem Gedanken beſchäftiget, als ein wohlhabender Seifenſieder aus der Stadt des Weges kömmt, und bey ihm vorübergeht. Ein Mord war für ihn nichts ſchreckliches mehr. Es iſt noch ſehr früh, niemand kann Zeuge ſeiner Unthat ſeyn. So denkt er, reißt einen jungen Baum aus der Erde, nähert ſich dem unglücklichen Wanderer von hinten, und verſetzt ihm einige ſo heftige Schläge, daß er beſinnungslos zu Boden fällt. Jetzt raubt er ihm ſeinen Oberrock und einige andere Kleidungsſtücke, zieht ſie an, und findet in demſelben eine von der Einnahme auf dem Jahrmarkte, von welchem ihr Beſitzer eben zurückkehrte, reichlich gefüllte Börſe.

Seine Entweichung wurde in der Stadt ſehr bald bekannt. Eine Abtheilung Solda-

ten von der Beſatzung, welche die Stadt hatte, ſetzte ihm nach, und durchſtreifte den ganzen Wald, von welchem alle vermutheten, daß er ſeine Zuflucht in denſelben genommen habe. Man fand ihn nicht, wohl aber den Unglücklichen, welchen er mit mörderiſcher Hand angefallen hatte. Da er einige Zeichen von Leben von ſich gab, ſo wurde er unverzüglich in die Stadt gebracht, und der Pflege eines Arztes übergeben. Er erholte ſich auch in der That ſo ſehr, daß er über die Art, auf welche der Angriff geſchehen war, einige Auskunft geben, und von dem Böſewicht, der ihn gewagt, wenigſtens ſo viel ausſagen konnte, daß er nackt und am ganzen Körper mit Ruß bedeckt geweſen ſey. Doch die Hoffnungen der Seinigen, ihn wiederhergeſtellt zu ſehen, waren vergeblich; er ſtarb am vierten Tage nach dieſem Unfalle an den erhaltenen tödtlichen Wunden.

Die Steckbriefe, womit man den Verbrecher verfolgte, ſchienen lange Zeit ihren Zweck nicht weniger zu verfehlen, als die Nachforſchungen, welche man in der ganzen umliegenden Gegend anſtellte. Endlich langte doch ein Schreiben von einer Sächſiſchen Stadtobrigkeit an, in welchem gemeldet wurde, daß man einen Mann eingefangen habe, auf welchen die in den Steckbriefen gegebene Beſchreibung des entwichenen Verbrechers paſſe. Es wurden ſogleich zwey Rathsperſonen als Abgeordnete hingeſendet, um den Gefangenen zu beſichtigen, und dieſe erkannten bey'm erſten Anblick in ihm den vormaligen Einnehmer ihres Orts. Er wurde unter einer hinreichenden Bedeckung, und mit ſchweren Ketten beladen, in die Stadt, in welcher er der Stifter ſo vielfachen Unglücks geweſen war, zurückgeführt, und nicht bloß in ein engeres Gefängniß gebracht, ſondern auch Tag und Nacht be-

wacht, um alle Entwürfe zu einer neuen Flucht auf's beſte zu vereiteln.

Er war zwar zu klug geweſen, den Rock des Seifenſieders lange zu tragen, weil er eingeſehen hatte, wie leicht dieſer ſein Verräther werden konnte. Indeſſen hatte er doch noch ſeine Weſte, ſeine Stiefeln, ſeine Börſe, Stücke, von welchen man ſich eine genaue Beſchreibung hatte geben laſſen. Auch machte ihn der Umſtand, daß ihm jetzt alle Mittel zur Rettung genommen waren, kleinmüthig, und dieſe Kleinmuth war vermuthlich die Urſache, warum er dieſen neuerlichen Mord nicht lange abläugnete. Das Urtheil, welches ſeine Richter über ihn ausſprachen, war ſehr hart; die Gnade des Königs, welche er ſich erflehte, hat es etwas gemildert. Demungeachtet blieb es dabey, daß er mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht werden ſollte. Einem redlichen Geiſtlichen iſt es gelungen, ihn noch

vor ſeinem Ende zur Einſicht ſeiner Verbre=chen zu bringen, und er hat ſie ernſtlich be=reut. Ehe er ſich auf dem Richtplatze hin=ſtreckte, um das Todesurtheil an ſich vollzie=hen zu laſſen, hielt er noch eine kurze Anrede an die Umſtehenden. „An einem ſchreckli=chen Orte, ſprach er, erblickt ihr mich, und ich verdiene es, denſelben zu betreten. Groß ſind meine Verbrechen, groß die Beleidigun=gen, welche die Menſchheit von mir erlitten hat. Ich bitte euch, vergebt mir, wie mir Gott, mein gütiger Vater, vergeben wird, und damit ich doch nicht ganz umſonſt gelebt habe, ſo laßt meinen Tod euch zum ſchreck=lichen Beyſpiele dienen, daß das Böſe nicht unbeſtraft bleibt, ſo vernehmt, ehe wir ſcheiden, aus meinem Munde noch die große Wahrheit, daß, wenn man nicht in früher Jugend eine aufrichtige und innige Liebe zum Guten gewinnt, man ſich ſelten einer feſten und beharrlichen Tugend rühmen könne.

Dies beherziget, ihr Väter und Mütter, und hört keinen Augenblick auf, über die zarten Herzen eurer Lieblinge zu wachen! Dies beherziget, ihr Kinder, welche die Neugierde um mich verſammelt haben mag, und kehrt mit dem feſten Entſchluſſe zurück, nie zu werden, was ich wurde.“ Jetzt legte er ſich auf den Boden, Thränen floſſen rund um ihn her, ſelbſt aus den Augen derer, welchen er geſchadet hatte, nur die ſeinigen blieben trocken, und er litt den ſchmerzlichen Tod mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit.

Hier ſchwieg der Pachter. Während er erzählte, hatten ſich eine Menge Landleute um ihn her verſammelt, welche mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit an ſeinem Munde hiengen. Eine feyerliche Stille herrſchte unter ihnen, als die Erzählung zu Ende war, die auf aller Herzen einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

„Es iſt ihm vielleicht doch zuviel geſche-

hen, hub endlich einer an. Er hat vielleicht eine ſo ſchmähliche Strafe nicht verdient.“

Und warum nicht? erwiederte der Pfarrer. Klein war ein Dieb, ein Betrüger, ein zweyfacher, ja, wenn ihr wollt, ein dreyfacher Mörder, denn der Tod der Tochter des alten Einnehmers wurde doch durch nichts anders, als ſeine Treuloſigkeit veranlaßt. Hat er nicht unabſehbar viel Unglück in der kurzen Zeit ſeines Lebens angerichtet? Verdiente er nicht eine ſeinen Verbrechen angemeſſene Strafe? Schrie nicht das Blut, welches er vergoſſen hatte, um Rache? Mußte nicht ein Menſch, der für das Leben und die Rechte anderer ſo gefährlich war, unſchädlich gemacht werden?

Pachter. Sie haben zwar Recht, Herr Pfarrer, aber ich muß Ihnen gleichwohl ſagen, daß ich heute auf dem Richtplatze eine Menge Zuſchauer eben ſo habe urtheilen hören, wie dieſer Mann urtheilt.

Pfarrer. Das nimmt mich nicht Wunder. Die Menge überläßt ſich jederzeit nur den nächſten Eindrücken, und urtheilt, wie es das Gefühl, welches gerade ihr Herz ergriffen hat, mit ſich bringt. Der Weiſe hingegen ſpricht kein Urtheil aus, ohne mit ſeiner Vernunft das, was für und wider eine Sache zu ſagen iſt, reiflich erwogen zu haben. Ich ſtehe dafür, man iſt vor einiger Zeit, da man das traurige Ende des alten Einnehmers und des Seifenſieders erfahren hatte, eben ſo ſehr voll Wuth gegen ihren Mörder geweſen, und hätte die Unglücklichen, wenn es möglich geweſen wäre, eben ſo gern ſelbſt an ihm gerochen, als man heute, da man ihn unter der Hand des Nachrichters unter entſetzlichen, aber ſelbſt zugezogenen Qualen ſeinen Geiſt aufgeben ſah, von Mitleid gegen ihn ergriffen geweſen iſt. Wer wird aber ſo wankelmüthig in ſeinen Meinungen ſeyn? Der Weiſe läßt ſich weder

durch das Verbrechen ſo ſehr gegen den Verbrecher einnehmen, daß er nicht hören ſollte, was er zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen hat, noch läßt er ſich, wenn er ihn beſtraft ſieht, durch ein falſches und unzeitiges Mitleid rühren. Und hieraus, meine Freunde, erhellt die Würde des Richteramtes, denn der Richter befragt in dem Augenblicke, da er ein Urtheil fällt, nicht was er fühlt, ſondern was für alle wahr und heilig iſt; er bekämpft ſein leicht beſtechliches Herz, und hört nur die Stimme der unpartheyiſchen Vernunft.

Pachter. Alles wahr und ſchön, aber Sie können doch unmöglich wollen, daß man gegen Klein gar kein Mitleid empfinden ſoll.

Pfarrer. Ich will nur, daß man ſich vor dem falſchen hüte, welches lieber ſeine Richter, als den Verbrecher verdammen möchte. Man bemitleide den letztern, weil

er ſo unglücklich war, mit Verläugnung ſeiner Würde zum Thier herabzuſinken, und ſich einem ſo ſchmählichen Tode Preis zu geben, aber man befeſtige auch zugleich in ſich die Ueberzeugung, daß ihm Recht geſchehen ſey, und achte das ſtrenge, unerbittliche Geſetz, das den Guten freundlich ſchützt, den Böſen aber verfolgt, und, je nachdem er für ſeine Mitbürger mehr oder minder ſchädlich war, eine härtere oder gelindere Strafe über ihn verhängt.

Pachter. Das werden Sie aber doch nicht läugnen, daß die Todesſtrafe, welche Klein erlitten hat, unter die unmenſchlichſten gehört, und daß ſie in unſern Tagen über keinen Verbrecher mehr verhängt werden ſollte.

„Das ſag' ich auch, rief einer von den Landleuten, und ich möchte wahrhaftig nicht König ſeyn, denn der Gedanke, einem Menſchen das Leben abgeſprochen zu haben, würde mir keine Ruhe laſſen.“

Pfarrer. Ich bin allerdings der Meinung, daß manche Todesſtrafen ſehr grauſam ſind, und daß es, wenn der Grundſatz, daß gefährliche Ruheſtörer am ſchnellſten und ſicherſten durch den Tod unſchädlich zu machen ſind, ſeine volle Gültigkeit hat, unſerer Menſchlichkeit ziemt, alles, wodurch ſie uns beleidigten, zu vergeſſen, und ſie ſo leicht als möglich aus der Welt zu ſchaffen. Auch könnt Ihr gewiß ſeyn, daß die Richter eines ſolchen Unglücklichen dieſes eben ſo gut fühlen, wie wir; aber es iſt ihnen ſtreng unterſagt, für das Verbrechen, das ſie unterſuchen, eine Strafe zu erfinden, weil mit dieſer Gewalt leicht Mißbrauch getrieben werden, und mancher härter, mancher gelinder (je nachdem der Richter gut oder nicht gut gegen ihn geſinnt wäre) beſtraft werden könnte, als er verdiente. Der Richter iſt bloß angewieſen, die Strafe, welche das Geſetz für Verbrechen gewiſſer Art be-

ſtimmt hat, auf den einzelnen Fall, den er vorher wohl erwogen haben muß, anzuwenden. Nun iſt freylich ein großer Theil unſerer Geſetze in einem Zeitalter gegeben, wo man noch zu wenig erleuchtet war, als daß man Menſchenwerth und Menſchenleben gehörig hätte ſchätzen, und die bloße Gerechtigkeit von Rachſucht gehörig hätte unterſcheiden ſollen, und ſo iſt's denn nicht zu verwundern, wenn wir viele derſelben zu hart finden. Das einzige, was hierbey zu thun iſt, kann nur die völlige Aufhebung der alten Geſetze ſeyn, indem ſie durch neue erſetzt werden, und dahin muß es allerdings mit allen Geſetzen kommen, die von dem Geiſte unſeres Zeitalters abweichen, aber das Unternehmen iſt aus vielen Gründen zu ſchwierig, als daß es das Werk eines Augenblicks ſeyn könnte, und ehe daher neue Geſetze vorhanden ſind, ſo iſt es billiger die alten trotz ihrer Mängel beyzubehalten, als in einem

völlig geſetzloſen Zuſtande der Unordnung Thür und Thor zu öffnen.

„Es läßt ſich hören, ſagte der vorige Bauersmann, aber Richter möchte ich bey allem dem doch nicht ſeyn.“

Pfarrer. Und warum nicht? — Mein Freund, wenn Er die rechte Anſicht von der Sache hat, ſo wird er finden, daß der Richter oder König ſich deswegen keinen Vorwurf machen darf. Erſtlich iſt es ja ſeine Pflicht, die ihm der Staat einmal für immer vorgeſchrieben hat, die Unſchuld zu ſchützen, die Bosheit aber zu ſtrafen. Zweytens iſt ja nicht der Richter grauſam gegen den, welchen er richtet. Er würde dies vielleicht ſeyn können, wenn es ihm ſelbſt überlaſſen wäre, die Strafe eines jeden zu beſtimmen, allein das thut er nicht, ſondern das Geſetz, das nicht gegen dieſen oder jenen beſondern Böſewicht, ſondern gegen die Bosheit überhaupt gegeben, und folglich

ganz unpartheyiſch iſt, beſtimmt ſie. Der Richter thut nichts, als daß er unterſucht, ob der Beklagte ſchuldig ſey, und welches Geſetz er verletzt habe, und ſelbſt damit hierin keinem Unrecht geſchehe, wird eine und dieſelbe Unterſuchung mehreremale vorgenommen. Wird aber der Beklagte ſchuldig gefunden, ſo beſtraft ihn daſſelbe Geſetz, welches er verletzt hat. Iſt dieſes etwas hart — nun ſo darf er ſich darüber nicht beſchweren, denn ſo wenig einer auch mit der Verfaſſung ſeines Vaterlandes bekannt ſeyn mag, ſo weiß er doch ſo viel, daß auf grobe Verbrechen in jedem Staate ſchwere Strafen folgen. Daher kann unſer König, in deſſen Lage Er nicht zu ſeyn wünſcht, ruhig ſchlafen. Denn ob es gleich wahr iſt, daß er jedes von den Richtern gefällte Urtheil durch ſeines Namens Unterſchrift beſtättiget, ſo ſpricht er doch nur das aus, was vor ihm ſchon das Geſetz ausgeſprochen hat, ja er

mildert ſogar, nach der Gewalt, die ihm ver=
liehen iſt, die Strenge deſſelben etwas, und
erläßt dem Schuldigen gewöhnlich einen
Theil der Strafe.

Dieſen Gründen des Pfarrers wußte
man nichts entgegen zu ſetzen. Das Schwei=
gen, welches alle beobachteten, bewies hin=
länglich, daß ſie das, was ihnen geſagt
worden war, überdachten und zum Theil be=
herzigten. Der Pfarrer aber glaubte den
Eindruck, welchen die Geſchichte Kleins auf
die Gemüther gemacht hatte, beſtens benuz=
zen zu müſſen, um ſie für dieſelben recht
fruchtbar zu machen, daher ſetzte er nach ei=
nem Weilchen noch folgendes hinzu:

„Obgleich Klein, ſprach er, ein vielfa=
cher Verbrecher geweſen iſt, ſo hat er doch
nur einen Grundfehler beſeſſen, aus welchem
alle übrigen, wie aus einem gemeinſchaftli=
chen Quell hergefloſſen ſind. Dies iſt die
Ungerechtigkeit.“

Pachter. Aber ich habe immer geglaubt, daß Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit Eigenſchaften ſind, welche nur an Richtern gefunden werden. Wie kömmt es denn alſo, daß ſie die letztere Klein beylegen?

Pfarrer. Ich hoffe, wir werden uns hierüber ſehr bald verſtändigen. Der Menſch ſoll zwar die Tugend und das Glück anderer befördern, aber zunächſt iſt er doch hier, um ſelbſt tugendhaft und glücklich zu werden. Da alſo meine Bemühungen zunächſt auf mich ſelbſt gerichtet ſind, ſo kann ich füglich ſagen, daß ich mein eigner Zweck oder mein Selbſtzweck bin. Aber nicht ich allein bin mein Selbſtzweck, ſondern alle Menſchen außer mir ſind ſich ſelbſt ihr Zweck, denn alle ſollen zunächſt ſich tugendhaft und glücklich machen. Nun iſt jede einzelne Tugend, die man ſich zu eigen machen will, jedes einzelne Glück, nach welchem man ſtrebt, ein beſonderer Zweck, und es giebt demnach kei-

nen Menſchen, der nicht viele untergeordnete Zwecke verfolgte, die als Mittel zur Erreichung ſeines Hauptzwecks dienen ſollen. Da nun dieſer Hauptzweck kein anderer iſt, als ſeine Tugend und ſein Glück, ſo ſieht man, daß alle jene Zwecke, in deren Verfolgung er begriffen iſt, weil ſie ſeinen eigenen Vortheil beabſichtigen, eigennützig genennt werden können, und das gereicht ihnen keineswegs zum Tadel.

Pachter. Das Sprichwort ſagt ja ſchon, daß jeder ſich ſelbſt der nächſte ſey.

Pfarrer. Nun bin ich von Natur frey; ich ſoll alſo den Geſetzen meiner Vernunft folgend, unabhängig von der Einwirkung und dem Zwange anderer meine Zwecke verfolgen, und in der Erreichung derſelben ſo weit kommen, als es mir meine Kraft erlaubt. Dieſe Freyheit ſoll jeder andere anerkennen, und ſie ſo weit achten, daß er ſie nicht hindert. Dieſe Anerkennung meiner

vollkommenen Freyheit in beſondern Fällen, ſo fern ich ſie vermöge meiner Natur von andern fordern kann, nenne ich ein Recht, und ich beſitze alſo ſo viele Rechte, als ich frey beſondere Zwecke verfolge, ich beſitze z. B. ein Recht mir Güter zu erwerben, ein Recht den Ertrag meiner Felder zu genießen, ein Recht Bücher zu leſen, die mir nützlich ſind, u. d. gl. mehr.

Pachter. Wer wollte mir auch dieſes wehren?

Pfarrer. Aber nicht ich allein verfolge eigennützige Zwecke, auch ein jeder meiner Nebenmenſchen verfolgt welche. Nun iſt jeder andere ebenfalls frey, er darf im Nachjagen dieſer Zwecke nicht gehindert werden, ich ſoll ſeine Freyheit ſo gut anerkennen und ehren, als ich verlange, daß er die meinige achte. Er hat demnach ſeine Rechte ſo gut, als ich die meinigen habe. Dieſe Rechte ſind entweder perſönlich, d. i.,

jeder ,darf in Gemäßheit ſeines Vernunftge-ſetzes mit ſeiner Perſon anfangen, was er will, oder dinglich, d. i., jeder kann von ſeiner Habe einen beliebigen Gebrauch machen.

Pachter. Ich kann alſo meine Perſon in die Dienſte eines einzelnen Mannes, oder in die Dienſte des Staats geben, ich kann hier, ich kann anderswo leben, ich kann mein Haus vermiethen, verkaufen, verſchen-ken, niederreißen.

Pfarrer. Sie können alle ihre Rechte ausüben, lieber Herr Pachter, nur mit der einzigen Einſchränkung, daß Sie dabey die Rechte eines andern nicht verletzen. Weiſe hat es die Natur ſo eingerichtet, daß da, wo einer ein Recht gelten machen kann, alle andere von ihrer eignen Vernunft aufgefor-dert werden, es zu ehren; wo auf der einen Seite ein Recht iſt, da kömmt ihm auf allen andern eine Pflicht entgegen. Ich habe z. B.

ein Recht zu leben, ihr alle habt eine Pflicht mich leben zu laſſen. Wer nun eins ſeiner Rechte ausübt, der muß darauf ſehen, daß er in der Ausübung deſſelben ſeine Pflichten nicht verletze, oder, was ganz das nehmliche ſagt, den Rechten der andern nicht zu nahe trete. Und nun läßt es ſich leicht zeigen, was Ungerechtigkeit ſey. Ungerecht iſt derjenige, der, indem er ſeine Rechte ausübt, die Rechte anderer verletzt, oder der einen andern, welcher, wie er, ſein Selbſtzweck iſt, und als ſolcher angeſehen ſeyn will, zu einem bloßen Mittel herabwürdigt, welches ſeine eigenen eigennützigen Zwecke befördern ſoll.

Pachter. Aber wenn ich nun einen Dienſtboten annehme, ſo wird der ja offenbar auch ein Mittel zur Beförderung meiner Zwecke. Das dürfte ich nach Ihren Grundſätzen nicht?

Pfarrer. Das wehrt Ihnen niemand.

Denn Ihr Dienſtbote bleibt ja frey. Frey⸗willig trat er in Ihre Dienſte, freywillig op⸗fert er ſeine eigenen Zwecke den Ihrigen auf, und es ſteht ihm ebenfalls frey, Ihren Dienſt, wenn er will, zu verlaſſen. Wenn Sie ihn gezwungen hätten, Ihnen zu die⸗nen, ſo würde er Ihr Sklave, und Sie würden ungerecht geweſen ſeyn. Ihr ganzes Verhältniß beruht auf einem Vertrag, wel⸗chen beyde Theile frey ſchloſſen, und in wel⸗chem der Dienſtbote Ihnen gewiſſe Rechte gegen Erlangung anderer abtrat. Viele Rechte nehmlich, die wir beſitzen, können wir in einem Vertrag, welchen wir frey ſchließen, an andere abtreten, weil ſie von der Art ſind, daß wir ohne ſie noch immer Menſchen bleiben, und menſchliche Zwecke verfolgen können. Sie heißen daher veräu⸗ßerlich. Aber es giebt auch Rechte, welche unveräußerlich ſind, und die wir eben ſo we⸗nig freywillig an andere überlaſſen dürfen,

als ſie uns durch Gewalt oder Liſt entriſſen werden können, weil wir ohne ſie entweder gar nicht mehr, oder doch keine menſchlichen Weſen mehr ſind. Dahin gehören Leben und Freyheit.

Pachter. Freylich, wenn ein Menſch ſeine Freyheit hingiebt, ſo iſt er nicht beſſer, als das Pferd, oder das Rind, womit ich meinen Acker beſtelle.

Pfarrer. In einem etwas engern Sinne nennt man einen Richter ungerecht, wenn er mehr auf ſeinen Vortheil und auf die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften, als auf den Vortheil derer, deren Recht er entſcheiden ſoll, bedacht iſt, wenn er aus Habſucht, aus Zuneigung, aus Haß die Unſchuld unterdrückt, und die Bosheit der verdienten Strafe entzieht. Man ſieht aber, daß im Grunde jeder Menſch ungerecht ſeyn kann, und Klein war es in einem nicht geringen Grade. Auch er ſtrebte eigennützi=

gen Zwecken nach, er wollte in Saus und Braus leben, wollte ſich durch ſchönere Kleider, köſtlichere Speiſen, vermehrte Bequemlichkeiten aller Art von der ärmern und geringern Klaſſe der Einwohner unterſcheiden. Das konnte ihm niemand wehren, und geſetzt, es wäre manches in dieſer Lebensweiſe an ſich unſittlich geweſen; ſo konnte ihm doch, ſo lange er keinem andern ſchadete, niemand deswegen ein Wort ſagen, ſondern er war bloß vor ſeinem eignen Gewiſſen verantwortlich. Aber er hat, indem er ſeinen Zwecken nachjagte, die heiligſten Rechte anderer verletzt, und die frechſten Eingriffe in dieſelben gethan; er hat fremdes Glück zerſtört, um auf den Trümmern deſſelben das ſeinige zu gründen. Er war alſo ungerecht, und Ihr ſeht, welcher grober Verbrechen er dadurch fähig wurde. Zum Betrüger, der dem andern das Seine durch Argliſt entwendet, zum Diebe, der ſich der Habe

ſeines Nebenmenſchen mit Gewalt bemächti=get, zum Straßenräuber, der auf der öffentlichen Landſtraße, auf welcher, eben weil ſie für jeden iſt, auch jeder ſicher ſeyn muß, ſeinen argloſen Mitbürger anfällt, zum Mörder, der ſich ſogar an dem Leben des andern vergreift, wurde er, ſobald er die Achtung, welche er fremdem Rechte ſchuldig war, aus den Augen ſetzte.

Pachter. Es iſt billig, daß er ſeinen Lohn gefunden hat, denn es iſt in der That ein großes Unglück, neben einem ſolchen ungerechten Menſchen zu wohnen.

Pfarrer. Allerdings. Wir haben gehört, daß wir da, wo der andere ein Recht hat, eine Pflicht auf uns haben. Auf die Beobachtung dieſer Pflichten kann der andere dringen, es iſt ſo wenig unſerer Willkühr überlaſſen, ob wir ſie erfüllen wol=len, oder nicht, daß unſere Nebenmenſchen uns mit Gewalt zwingen können, ſie zu er=

füllen. Dieſe Gewalt giebt ihnen die Natur ſelbſt, die es ihnen auf's dringendſte anempfiehlt, die Rechte, ohne welche ſie ihre menſchlichen Vorzüge nicht erhalten können, auf's Standhafteſte zu vertheidigen, und jeden Unterdrücker derſelben zu züchtigen. Man nennt daher dieſe Pflichten auch Zwangs- oder Rechtspflichten, um ſie von gewiſſen andern Obliegenheiten, auf deren Beobachtung der andere weniger ſtreng dringen kann, zu unterſcheiden. Nun iſt der Menſch im Naturzuſtande oft zu ſchwach, als daß er ſeine Menſchenrechte gegen jeden Angriff ſeiner ungerechten Nachbarn behaupten könnte, weit entfernt das Ziel der Menſchheit zu erreichen, würden daher viele durch dergleichen räuberiſche Anfälle ihr Eigenthum, ihre Freyheit, ihr Leben oft verlieren, und es würde ein immerwährender Krieg aller gegen alle Statt finden. Um dieſe Uebel zu vermeiden, ſind die Menſchen in

Staaten zuſammengetreten, in welchen alle Bürger die Sache des Beleidigten zu ihrer eigenen machen, und ihn an dem Beleidiger rächen. In den Staaten dringt nun nicht mehr der einzelne, ſondern alle dringen auf Beobachtung der Rechtspflichten, die, weil ich ſie als Staatsbürger zu erfüllen auf's heiligſte verſpreche, nun auch bürgerliche Pflichten genannt werden. Um ſie noch beſſer einzuſchärfen, wird das Geſetz gegeben, welches der Wille aller iſt, und die Rechte eines jeden dadurch am kräftigſten beſchützt, daß es denjenigen, welcher ſie zu verletzen ſich erfrecht, ſeiner eignen Menſchenrechte verluſtig erklärt. Hier habt Ihr den Grund, warum der Staat ſich derer, welche durch Kleins Ungerechtigkeit ſo heftig gekränkt waren, annahm, und ihn ſeiner Rechte auf Freyheit, auf Ehre, auf Leben beraubte.

Wir aber, meine Freunde, wollen der Fürſehung danken, daß ſie uns in einem

Staate geboren werden ließ, in welchem das Geſetz für uns wacht. Wir wollen aller Ungerechtigkeit entſagen, und als gute, friedliche Bürger leben. Kleins Jammervolles Beyſpiel lehre uns gerecht zu ſeyn, d. i., unſer Herz mit Achtung gegen die Menſchenrechte unſerer Mitbürger zu erfüllen.

Die Umſtehenden entfernten ſich, denn die Kühlung des Abends ſank auf die Fluren hernieder. Und es war keiner, der nicht bey ſich im Stillen geſchworen hätte, dem Aufruf des würdigen Pfarrers zu folgen, und gerecht gegen ſeine Nebenmenſchen zu ſeyn.

2.

Liebe und Gehorſam gegen Eltern.

Im äußerſten Oſten von Aſien liegt das ungeheure Reich China, deſſen Inneres uns noch wenig bekannt iſt, weil die Einwohner, der Natur, die ſie reichlich beſchenkte, durch unermüdeten Fleiß zu Hülfe kommend, und was ſie gewinnen, mit Mäßigkeit genießend, Fremder entbehren gelernt haben, und ihnen die Zugänge zu ihrem reichen Lande ſorgfältig verſchließen. Wenn man aber auch ihren Stolz, ihr Mißtrauen gegen uns Europäer in vielen Rückſichten unverzeihlich finden ſollte, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die Menge geſelliger, ſtiller Tugenden, welche ſie zeigen, ſie zu einem ſehr intereſſanten und liebenswürdigen Volke macht. Ihre Bildung, ſo ſehr ſie auch in der übrigen Aſiatiſchen Völkerzucht vorausgeeilt iſt, kann ſich zwar mit der unſerigen in dieſem Augen-

blicke nicht mehr meſſen, aber ſie übertreffen uns darin, daß jener Luxus, welcher der Bildung in Europa auf dem Fuße gefolgt iſt, bey ihnen noch wenig gekannt wird. Es herrſcht daher bey dieſem Volke im Allgemeinen noch eine Einfachheit der Sitten, welche den Fremdling auf eine angenehme Weiſe überraſcht; es finden ſich bey ihm Tugenden, die bey uns immer ſeltner werden, und die eine lange Uebung auf's innigſte mit ihrer Natur verwebt hat.

Vorzüglich ſtark ſind in China die Bande, welche das Kind an ſeine Eltern feſſeln. Die Bevölkerung iſt groß, größer, als das Land bey aller ſeiner Fruchtbarkeit ſie in manchen Jahren zu tragen im Stande iſt *).

*) China iſt nicht das größte, (Rußland iſt größer) aber das bevölkertſte Reich, welches wir kennen. Es enthält 333 Millionen Einwohner, die ſich jährlich vermehren, weil es für ſchimpflich gehalten wird auszuwandern.

Man muß daher mit dem Raume geizen; ſo wie man jedem Fußbreit Landes einige nützliche Pflanzen abgewinnt, ſo wie man um des nehmlichen Zweckes willen auf kahle Felſen, ſelbſt auf Flöße, die man auf den Strömen erbaute, Fruchterde getragen, und alſo ſelbſt die Fluthen Erndten hervorzubringen gezwungen hat, ſo wohnen auch gewöhnlich der Großvater, der Vater, der Sohn und der Enkel auf einem einzigen Zimmer der in der Regel nur ein Stockwerk hohen Häuſer beyſammen. Weit entfernt, daß die Verſchiedenheit der Meinungen ſo vieler Einzelnen Zwiſt und Uneinigkeit veranlaſſen ſollte, erhält vielmehr die Achtung und Liebe der Jüngern gegen die Aeltern den vollkom-

Wenn daher in einem Jahre Mißwachs die Erndten ſchmälert, ſo ſterben die Bewohner in großen Zahlen dahin, und der Hunger öffnet vielen Verbrechen Thür und Thor, die ohne ihn nicht würden begangen worden ſeyn.

menſten Frieden unter ihnen. Der Vater ſieht auf den Großvater, der Sohn auf beyde, um ſie iſt er liebend beſchäftigt, für ſie lebt, für ſie arbeitet er, mit ihnen theilt er jeden Gewinn, und der zarte Enkel wächſt mit dem Verlangen, dies ſchöne Beyſpiel nachzuahmen, auf. Ein Kind, welches diejenigen, die es zeugten, im Alter verlaſſen kann, gilt für einen Unhold, und man fliehet es wie die Peſt. Die Alten ſterben endlich, der Tod reißt ſie aus der Mitte, von der Bruſt ihrer Kinder, aber die Liebe in den Herzen der letztern ſtirbt nicht; ſie iſt noch thätig, wenn die kühle Erde ſchon die Gegenſtände derſelben verbirgt. Sie bezeichnet den Ort, wo ſie ruhen, durch eine Erhöhung von Erde, und mögen ihre Gebeine längſt ſchon in Staub zerfallen ſeyn — ſo lange dieſer Erdhügel nicht von der Zeit zerſtört wird, darf kein zweyter Leichnam unter demſelben beerdiget werden. Daher

der groſse Umfang der Chineſiſchen Todtenäcker; man entzieht lieber den Lebenden einen Theil des Landes, das ihnen Nahrung giebt, um das Andenken der geliebten Todten zu ehren. An gewiſſen Tagen verſammeln ſich alle die, welche zu ihrer Familie gezählt werden, in feſtlichen Kleidern an dem Grabe; man erinnert ſich der Tugenden derer, welche darin ſchlummern, und die Thränen der Wehmuth entſinken dem Auge von neuem.

Fa-tang war ein Landmann in der niedrigen und ſumpfigen, aber fruchtbaren Provinz Kiangnan, welcher von dem Ertrage ſeiner Reisfelder lebte, und für wohlhabend gelten konnte. Zwar hatte er, ſo lange ſeine erſte Frau lebte, nie zu einigem Vermögen gelangen können, ſondern alles, was er durch die angeſtrengteſte Arbeit dem fruchtbaren Felde abgewann, reichte nur hin ihn zu nähren, ja, man würde nicht einmal die-

ſes haben ſagen können, wenn er ſich nicht der größten Sparſamkeit befliſſen hätte. Aber nach dem Tode ſeiner Gattin hatte er ſich feſt vorgenommen, nur dann zu einer zweyten Heyrath zu ſchreiten, wenn er dadurch ſeine Lage merklich verbeſſern könnte. Der Zufall war ihm hierin behülflich, und er fand endlich eine zweyte Frau, die ihm eine ſehr anſehnliche Ausſteuer zubrachte. Er war nun vor allen Dingen darauf bedacht, ſeine Landwirthſchaft zu verbeſſern; er kaufte zu dem, was er bereits beſaß, noch ein beträchtliches Stück Feld hinzu, er ſchaffte ſich beſſeres Ackergeräth an, er nahm einige Arbeiter in Dienſt, welche ihm in ſeinen Verrichtungen an die Hand gehen mußten. Was dieſe ökonomiſchen Einrichtungen übrig ließen, das beſchloß er an ſeine Kinder zu wenden.

Er hatte zwey Söhne. Ka=ſing war ihm von ſeiner erſten Frau geboren worden,

und jetzt ein Knabe von vier Jahren, Winſchan wurde noch an der Bruſt der zweyten geſäugt. So redlich aber Fa=tang auch in ſeinem Umgange mit den Menſchen, und ſo arbeitſam und verſtändig er als Landbauer war, ſo zeigte er doch als Vater eine Schwäche, welche ſich billig kein Vater zu Schulden kommen laſſen ſollte. Sein ganzes Herz hieng an dem ältern ſeiner Söhne, während ihm der jüngere von ſeinem Eintritt in die Welt an ziemlich gleichgültig zu ſeyn ſchien. Er verheelte dieſes auch ſo wenig, daß er vielmehr ſelbſt bey einer gewiſſen Gelegenheit laut ſagte: „Und warum ſollte ich meinen Ka=ſing nicht lieben? Iſt er nicht der einzige theure Ueberreſt meiner erſten Gattin, und hieng ſie nicht mit ſo ſeltener Zärtlichkeit und Treue an mir?“ — Der Thor! als wenn es die Vaterliebe geweſen wäre, welche man an ihm tadelte. Seine Ungerechtigkeit war es, die ſelbſt von ſeinen Freun=

den gemißbilligt wurde; daran, daß er dem älteſten alles, und dem jüngſten nichts ſeyn wollte, nahm man ein Aergerniß, und glaubte dieſes um ſo weniger verzeihen zu dürfen, da auch ſeine jetzige Gattin an Liebe zu ihm der vorigen nicht nachſtand.

Die beyden Knaben waren nicht von einerley Natur. Ka-ſing war lebhaft, ſtürmiſch und unbändig; in der Hütte ſeines Vaters war es ihm zu ſtill; er brachte den größten Theil ſeiner Zeit außerhalb derſelben zu, und da er auf dieſe Weiſe ohne Aufſicht blieb, ſo gewöhnte er ſich frühzeitig ſeinen Neigungen unbedingte Folge zu leiſten. Win-ſchan hingegen war ein ſanfter, ſtiller Knabe, der, als er größer wurde, entweder bey der Mutter blieb und ſich von ihr erzählen ließ, oder den Vater zu ſeiner Feldarbeit begleitete, und ihm darin, ſo viel es ſeine jungen Kräfte vermochten, an die Hand gieng.

Das verſchiedene Verhalten des Vaters

gegen beyde äußerte bald einen ſehr ſtarken und merkwürdigen Einfluß auf ihren Charakter. Wenn der erſtere am Morgen vom Schlafe erwachte, ſo mußte Ka-ſing zu ihm kommen, er hielt ihn auf ſeinem Schooß, ſo lange er Thee*) trank, und ſchäkerte mit ihm. Wenn er am Abend vom Felde ermüdet nach Hauſe zurückkam, ſo bemerkte er kaum den kleinen Win-ſchan, der ihm entgegenhüpfte, und ſein ungeduldiges Auge ſuchte nur den Liebling ſeines Herzens. So lange dieſer nicht da war, ſo hatte er keine Ruhe, und er ſuchte ihn daher nicht ſelten ſelbſt im ganzen Dorfe. Es war zwar kein Abend, an welchem nicht die Mutter irgend eine Klage gegen ihn vorzubringen gehabt hätte, aber der Vater verwies ihm ſeine Un-

*) Der Thee, welcher in China einheimiſch iſt, und daſelbſt in großer Menge gebaut wird, macht das Lieblingsgetränk ſowohl der Vornehmen, als der Geringen im Lande aus.

arten immer nur ſcherzend, oder bemerkte ſie gar nicht. Sehr bald hatte der Knabe ſeinem Vater dieſe Schwäche abgelauſcht, und nach dieſer Entdeckung verlor ſich die Achtung, welche er ſeinen Eltern ſchuldig war, allmählig ganz. Der Mutter gehorchte er nicht, weil dieſe keine Strafe weiter für ihn kannte, als daß ſie ſeine Vergehungen dem Vater anzeigte, der ſelbſt in dem ſeltenen Falle, da er aufgebracht auf ihn wurde, doch in ſeinen Vorwürfen äußerſt gelind gegen ihn blieb. Aber auch des Vaters Vorſchriften ſetzte er nach und nach ganz aus den Augen, und that bloß, was er ſelbſt für gut fand. Zwar wurde dadurch ſein Vater wirklich zuweilen ſo zornig, daß er ihn heftig ſchalt, aber er durfte ſich ihm alsdann nur nähern, durfte Unterwürfigkeit heucheln, und einen Kuß auf ſeine Hand drücken, ſo war er wieder erweicht, und nun erfolgten verdoppelte Liebkoſungen, Ge-

ſchenke, Verſprechungen aller Art, durch welche er wieder zufrieden geſtellt werden ſollte.

Ganz anders verhielt ſich der Vater gegen Win-ſchan. Er redete nicht mehr mit ihm, als was er mit ihm reden mußte, und ließ ihn dann ſeiner Wege gehen. Er vermißte ihn nicht, wenn er nicht zu Hauſe war, und er konnte ihn einen halben Tag lang nicht geſehen haben, er fragte doch nicht ein einzigesmal nach ihm. Für Kaſing hatte des Vaters Zunge ſtets ein Lob in Bereitſchaft, Win-ſchan erhielt von ihm keine Liebkoſungen, welche das kindliche Herz erfreuen, ſo ſehr er ſie auch zu verdienen ſuchte. Wenn er ſich ihm näherte, ſo wurde er nicht bemerkt, wenn er ihn anredete, ſo bekam er öfters keine Antwort, wenn er ſeine Händchen nach ihm ausſtreckte, ſo wich man ſeinen Umarmungen aus, wenn er ihm des Abends weit in das Feld entgegen kam, ſo

ſah er dieſe Liebe nicht einmal mit einem klei=nen Lächeln auf dem Geſicht des Vaters be=lohnt. Hatte er einen Fehler begangen, ſo wurde er ihm ſtreng verwieſen, oft wurde er deshalb beſtraft. Was er auch thun, und wie ſehr er ſich dabey anſtrengen mochte, den Beyfall des Vaters zu gewinnen, der letztere fand jederzeit etwas Tadelnswerthes darin; dagegen wurde vieles an ſeinem Bruder ge=prieſen, was ein anderer linkiſch, verkehrt, fehlerhaft genannt haben würde. Wenn zwi=ſchen den beyden Knaben ein Streit entſtan=den war, ſo entſchied der Vater allemal zum Vortheil des ältern, obgleich dieſer ſich ge=wöhnlich durch ſein Ungeſtüm zuerſt zu Be=leidigungen hatte verleiten laſſen. Wenn Win=ſchan einem Wunſche Fa=tangs zuvor=gekommen war, ſo wurde nichts verdienſtli=ches darin gefunden; es iſt, hieß es, die Pflicht eines jeden Kindes ſeinen Eltern Freude zu machen; wenn hingegen Ka=ſing

nach langem Ermahnen etwas that, was dem Vater angenehm war, ſo konnte er nicht Worte genug finden, um die Folgſamkeit und den Eifer des Kindes nach Würden zu loben.

Der unglückliche Vater täuſchte ſich hier= in ſelbſt. Denn wer die Knaben mit einem unbefangenerem Auge betrachtete, der ent= deckte ſehr bald an dem jüngern Züge, wel= che ihn unendlich weit über ſeinen Bruder er= hoben. Geſtattet einem Menſchen oft und ohne die mindeſte Einſchränkung den Genuß einer angenehmen Speiſe, und ſeine Natur wird ſich endlich ſo ſehr daran gewöhnen, daß er ſie nicht mehr ſchätzt, und das Ver= langen nach ihr verliert; aber gebt ſie ihm ſeltner, und als eine Belohnung, die er ſich erſt verdienen muß, und er wird nicht auf= hören ihr einen gewiſſen Werth beyzulegen. Ka = ſing wußte, daß er die Liebe ſeines Va= ters beſaß; ſie war ihm ohne Einſchränkung,

ohne Bedingung zu Theil geworden, ſie gab ſich ihm ganz, ohne von ſeiner Seite etwas zu fordern. Natürlich hatte das die Folge, daß er einem ſo leicht zu habenden Gute keinen ſonderlich hohen Werth beylegte, daß er ſich keine Mühe gab, ihrer würdig zu ſeyn. Wenn es zuweilen ſchien, als wollte ſie ſich von ihm zurückziehen, ſo war ſie ſo leicht wieder zu gewinnen, warum hätte er es ſich alſo angelegen ſeyn laſſen ſollen ſie zu befeſtigen? Der Vater hatte nie ein gewiſſes Anſehen, welches Väter ſelbſt dann, wenn ſie ihren Kindern Beweiſe von Liebe geben, nie verlaſſen muß, über ihn auszuüben gewußt, daher war auch jene Ehrfurcht, welche der Grund ſo vieler Tugenden des Kindes werden kann, aus ſeiner Seele ganz verſchwunden. Jener konnte ihm eine Sache mehreremale gebieten oder verbieten, er kehrte ſich nicht an den Willen deſſelben, ſondern that nur, was ihm gut

dünkte, und wenn der Vater ſeinem Gebot endlich Kraft verſchaffen wollte, ſo mußte er zu Drohungen ſeine Zuflucht nehmen, die aber zuletzt auch ihren Zweck verfehlten, weil ſie ſelten ausgeführt wurden. Erfolgten endlich Strafen — denn wirklich war der Vater zuletzt gezwungen, durch dieſes Mittel Gehorſam zu erzwingen — ſo that er freylich das, was ihm befohlen war, aber mit Widerwillen, und im Ganzen wurde er dadurch nur ſtörriſcher und verſtockter. Denn weil er an ein ganz anderes Betragen von Seiten des Vaters gewöhnt war, ſo glaubte er ſich dadurch höchlich beleidiget; daß er ſich durch eigne Schuld die Strafe zugezogen hatte, das bedachte er nicht. Er war nur gewohnt, von ſeinem Vater Liebe zu erwarten, daß er auch Liebe dafür geben, daß er durch Gehorſam erfreuen müſſe, das kam ihm nicht ein einzigesmal in den Sinn. Noch viel weniger war er fähig, den Zu=

ſammenhang ſeiner Jugend mit dem übrigen Leben zu faſſen, und ſich Verhaltungsregeln aus demſelben zu bilden.

Ganz anders verhielt es ſich mit Win-ſchan. Dem armen Knaben waren Liebkoſungen von ſeinem Vater etwas Seltenes, und da er nicht Einſichten genug hatte, um den wahren Grund dieſes Uebels zu begreifen, ſo hielt er ſich in ſeiner Unſchuld ſelbſt für den Urheber deſſelben, und glaubte, daß in ſeinem Betragen etwas liegen müſſe, was das Herz des Vaters von ihm entfremdete. Dieſes hatte die nothwendige Folge, daß er es ſich eifrig angelegen ſeyn ließ, ſeine Liebe zu verdienen. Womit aber wird Liebe wohl leichter und gewiſſer erworben, als durch Liebe? — Win-ſchan that alles mögliche, wovon er wußte, daß es ſeinen Vater erfreuen würde, und er ſann ganze Stunden nach, um Dinge ausfindig zu machen, welche ihm Freude bringen konnten. Wenn der

Vater früh erwachte, und ſein Lager verlaſſen wollte, ſo lief er emſig im Zimmer herum, und ſuchte ihm die Kleider zuſammen; wenn er auf das Feld gieng, ſo hüpfte er neben ihm her mit einem Körbchen, in welchem ſich das Frühſtück derſelben und verſchiedene Geräthſchaften befanden. Er erinnerte die Mutter daran, wenn ſie zu lange ſäumte, daß ſie das Mittagseſſen für den Vater bereiten möchte, und während er ſie damit beſchäftiget ſah, ſo ſchnitzte er zwey niedliche, reinliche Eßſtäbchen *) für ihn, welche er für jede ſeiner Mahlzeiten erneuerte. Und dann mochte der Regen in Strömen auf die Erde fallen, oder die glühende Mittagsſonne die Haare des Scheitels ſengen, er

*) Die Chineſer eſſen nicht mit Meſſer und Gabel, ſondern mit zwey kleinen Stäbchen, die bey dem gemeinen Mann von Holz, bey den Vornehmen von Elfenbein oder edlem Metall ſind.

ließ ſich durch nichts abhalten, die Speiſe ihm ſelbſt auf das Feld zu bringen. Freundlich und gefällig war er ſonſt gegen jeden ſeiner Geſpielen, aber auf dieſem Wege ſtand er keinem Rede, welcher ſich mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen wollte, ſondern rief ſchon von fern: „Laß mich! laß mich! mein guter Vater hat es ſich den ganzen Morgen um unſertwillen ſauer werden laſſen, und wird nun hungern.“ Wenn er bey ihm angelangt war, ſo nahm er, während dieſer das Ueberbrachte verzehrte, den Krug, eilte damit an den nächſten Quell, füllte ihn mit friſchem Waſſer, und ſtellte ihn vor den Vater hin. Erſt wenn er dieſe heilige Pflicht erfüllt hatte, und nach Hauſe zurückgekommen war, ließ er es ſich einfallen, ſeinen eignen Hunger zu ſtillen. Ach, um dieſe Zeit hatte ſein Bruder die längſt genoſſene Speiſe gewöhnlich ſchon wieder verdaut.

Zeigte am Abend die Sanduhr den Theil

des Tages an *), an welchem der Vater ſeiner Arbeit ein Ende zu machen pflegte, ſo verließ er Spiel und Freunde, und eilte ihm auf halbem Wege entgegen. Da küßte er ihm die Hand, da lief er frölich neben ihm her, und berichtete ihm, was zu Hauſe Neues vorgegangen war, und was ihm die Mutter weitläuftiger erzählen würde. Aber was ihm auch ſein ungeſtümer Bruder zu Leide gethan haben mochte, er beklagte ſich nie über ihn, denn er wollte lieber dulden, als den geliebten Vater kränken. War dieſer im Zimmer angelangt, ſo fand er ſchon das Waſchgefäß zurechtgeſtellt, in welchem er ſich von Schweiß und Staub zu reinigen pflegte, ſo waren ſeine Hauskleider über die

*) In China theilt man Tag und Nacht in zwölf gleiche Theile, wovon ein jeder nach unſerer Zeitberechnung die Länge von zwey Stunden hat. Man hat Sand- und Waſſer- aber keine Taſchen- und Pendeluhren.

Lehne des Seſſels gelegt, welchen er im Kreiſe der Seinigen gewöhnlich einnahm, ſo war ſchon das Pfeifchen geſtopft, welches er während der Geſpräche, die er mit ihnen führte, rauchte. Alles das hatte Win=ſchan gethan, und er goß ihm nun auch den Thee in die Taſſe, welchen die Mutter für ihn in Bereitſchaft hatte.

Der Bedauernswürdige! Wie ſehr irrte er, wenn er glaubte, durch alle dieſe Beweiſe kindlicher Liebe, denen ein frommes Kind noch unzähliche andere hinzuzugeſellen verſteht, einen freundlichen Blick, ein Beyfallslächeln, ein flüchtiges Lob davon zu tragen! Der Vater fragte nur nach ſeinem Ka=ſing, und der Arme, um keinen Wunſch deſſelben unbefriedigt zu laſſen, eilte ſogleich hinaus, ſuchte den glücklichern Bruder im ganzen Dorfe, beſchied ihn nach Hauſe, weil der Vater nach ihm verlange, und zog ſich dann ſtill in einen Winkel des Zimmers zu=

rück, aus welchem er wehmüthig froh den Liebkoſungen zuſah, welche der getäuſchte Vater an den Undankbaren verſchwendete.

Die Liebe zu ſeinem Vater, welche täglich ſo viele Hinderniſſe bekämpfte, flößte ihm auch den pünktlichſten Gehorſam gegen ſeinen Willen ein. Fa=tang ließ, das mußte man ihm zum Ruhme nachſagen, keine Gelegenheit ungenützt, wo er ſeinen Kindern eine weiſe, nützliche Lehre geben konnte, und nur in dieſem einzigen Punkte unterdrückte er ſeine Ungerechtigkeit. Win=ſchan befolgte ſie mit Kräften, nicht weil er die heilſamen Folgen, die die Erfüllung ſolcher Vorſchriften für ihn haben konnte, einſah, ſondern weil ſie aus dem Munde ſeines Vaters kamen, weil es Wunſch deſſelben war, daß ſie erfüllt werden ſollten, und weil er ihn zu zärtlich liebte, als daß er ihm einen einzigen Wunſch hätte verſagen ſollen. Nach

und nach machte er wohl auch die Erfahrung, daß die Erfüllung des våterlichen Willens zu ſeinem eigenen Beſten ſey, und dieſes bewirkte, daß er noch williger wurde in dem zeither bewieſenen Gehorſam fortzufahren.

Fa = tang war nicht ohne Stolz. Er wåre gern ſelbſt noch etwas mehr geweſen, als bloßer Landbauer, wenn er ſich jene Kråfte håtte zutrauen dürfen, die derjenige beſitzen muß, welcher ſich aus der Tiefe zu einem höhern Range emporſchwingen will. Da er alſo für ſeine Perſon auf Ehrenſtellen Verzicht leiſten mußte, ſo beſchloß er wenigſtens einem ſeiner Söhne eine ſolche Bildung geben zu laſſen, die ihm die Gewißheit ertheilte, einſt in ſeinem Vaterlande zu Ehre und Anſehen zu gelangen. Nur war die Frage, welcher dies ſeyn ſollte? Zwar ſein Herz hatte långſt entſchieden; ſein Liebling Ka = ſing war es, welchem er ein ſolches Lebensglück zuzuneigen geſonnen war, wäh=

rend ſein Bruder einſt, wie er ſelbſt, in dunkler Unbemerktheit vom Ertrage der Felder leben ſollte. Da inzwiſchen die Koſten einer ſolchen gelehrten Bildung von nichts anderm, als von dem Vermögen ſeiner zweyten Frau beſtritten werden konnten, dieſe aber es durchaus nicht zugeben wollte, daß der Stiefſohn vor ihrem leiblichen Kinde einen, ihrer Meinung nach ſo hohen Vorzug haben ſollte, ſo war er in nicht geringer Verlegenheit. Am Ende vereinigten ſich beyde dahin, daß Win=ſchan an der Ehre, welche der Vater im Sinne hatte, und Ka=ſing an dem Vermögen, welches die Mutter beſaß, Theil nehmen, mit einem Worte, daß beyde auf einer hohen Schule des Reichs diejenigen Wiſſenſchaften *), welche der Staat von denen, die zu Aemtern befördert zu werden

*) Dieſe Wiſſenſchaften ſind die Geſchichte des Chineſiſchen Reichs, (denn um andere Staaten und ihre Geſchichte bekümmern ſich die

wünſchen, am meiſten verlange, erlernen ſollten.

Kaum war man hierin in's Klare gekommen, als Fa-tang auch ſogleich Anſtalten traf, ſeinen Plan auszuführen. Er reiſte ſelbſt nach Nankin *), redete daſelbſt mit einigen Lehrern, und ſie verſprachen, ihm nach beſten Kräften zur Erreichung ſeiner Abſichten behülflich zu ſeyn. Der Tag, an welchem beyde das väterliche Haus verlaſſen, und auf die Schule gebracht werden ſollten, war bereits feſtgeſetzt; Ka-ſing ſah ihm mit

Chineſer nicht,) Regierungskunſt, Moral und Chineſiſche Sprachkunde.

*) Nankin, Hauptſtadt der Provinz Kiangnan und ehemals Reſidenz des Chineſiſchen Kaiſers, die jetzt nach Pekin verlegt iſt. Sie iſt ſehr groß, hat blühende Fabriken, einen ausgebreiteten Handel und eine Million Einwohner.

Wonne, Win=ſchan mit ſtillem Schmerz entgegen; jener freute ſich, der Aufſicht ſei=ner Eltern entzogen, und ſich ſelbſt mehr überlaſſen zu ſeyn, dieſem that es weh, von denjenigen, an welche ſein Herz mit ſo feſten Banden gekettet war, ſcheiden, und allen den zärtlichen Bemühungen, durch welche er ihnen zeither ihr Leben zu verſüßen geſucht hatte, ein Ende machen zu müſſen. Fa=tang ſpürte ein geheimes Mißvergnügen, das ihn lange Zeit nicht verließ, wenn er bedachte, daß nun bald ſein Ka=ſing nicht mehr um ihn ſeyn werde; ſeine Gattin, obgleich die Stiefmutter des letztern, beklagte die Tren=nung von beyden, und Win=ſchan war nur darum ihrem Herzen theurer geworden, weil ſie ihn vom Vater überall ſo ungerecht zu=rückgeſetzt und vernachläſſiget geſehen hatte. Alle, und beſonders auch die kleine Lu=ta, Win=ſchans leibliche Schweſter, die wir hier zum erſtenmale erwähnen, ſahen der

Trennungsſtunde mit Zittern entgegen, nur Ka-ſing erwartete ſie mit Sehnſucht.

Sie kam endlich. Der Vater betrachtete die Scheidenden mit feuchten Blicken, und ſagte: „Meine Söhne, Ihr werdet mir und Eurer Mutter viel koſten, aber wir wollen uns gern Freuden verſagen, wenn wir Euch nur dereinſt glücklich wiſſen. Um dies zu werden, befolgt was ich Euch aus wahrer Liebe ſage. Die Jahre der Jugend ſind ſchön, aber ſie ſind flüchtig. Sie entſcheiden für die ganze Folgezeit, von ihrer Anwendung hängt das Wohl oder Weh des übrigen Lebens ab. Benutzt ſie wohl, meine Kinder, aufdaß Ihr glücklich ſeyd, aufdaß wir Freude an Euch ſehen! Seyd aufmerkſam in den Lehrſtunden, gehorcht Euern Lehrern, ſeyd thätig auf Eurem einſamen Zimmer, und laßt keine Stunde verſtreichen, ohne Euch eine nützliche Kenntniß erworben

zu haben, denn viel iſt es, was das Vaterland einſt von Euch fordern wird. Ihr ſollt nicht hungern, Ihr ſollt anſtändig leben, aber bedenkt, daß Ihr durch einen unnöthigen Aufwand mich und Euch zu Grunde richten würdet. Noch eins! Ihr werdet junge Leute finden, die mit Euch nach einem und demſelben Ziele ringen. Einige davon ſind gut, andere ſind leichtſinnig, dem Müßiggange, der Verſchwendung ergeben. Zu den Guten haltet Euch, der Umgang mit ihnen wird Euch zur Erholung, zur Aufmunterung dienen, aber die Leichtſinnigen flieht, ihre Sitten ſind ein Gift, das Eure noch ſchwache Tugend tödtet. Dies war das letzte Wort, welches Euch Euer Vater zu ſagen hatte. Aber ich bitte Euch, laßt ihn Eurer Seele gegenwärtig ſeyn, wenn Euer Auge ihn nicht mehr ſieht. So werdet Ihr Neigung und Muth in Euch fühlen, Eure Pflichten zu vollbringen, und der Se-

gen aller Götter *) wird Euch auf Euern Wegen begleiten.“

Er ſprach’s, und umarmte ſie, um Ihnen den Abſchiedskuß zu geben. Win = ſchan vergoß Thränen der innigſten Rührung, und ſank aus den Armen des Vaters in die der betäubten Lu = ta, deren Schmerz grenzenlos war. Ka = ſing, an deſſen Herz der Vater am längſten verweilte, ſtellte ſich nur, als wenn er weinte, im Grunde aber war ſein Geiſt nicht bey dem, was vorgieng, gegenwärtig, ſondern durchflog ſchon die neuen Verhältniſſe, welche in Nankin angeſponnen werden ſollten. Als ſie ſich mit der

*) Die Chineſer verehren ſämmtlich eine große Menge von Göttern, ob ſie ſich gleich der Religion nach in vier Sekten theilen, unter denen die des Konfucius und des Fo die zahlreichſten ſind. Durch die Bemühungen katholiſcher Miſſionarien hat ein kleiner Theil dieſes Volks das Chriſtenthum angenommen.

Mutter, welche ſie nach Nankin begleitete, um ſie der Aufſicht und Güte ihrer Verwandten zu empfehlen, entfernt hatten, ſo war er der erſte, deſſen Sinn für neue Eindrücke offen war, und er legte den Weg mit großer Heiterkeit zurück, auf welchem es Win-ſchans einzige Wonne war, dem Schmerz, der Sehnſucht nach den Lieben, die er in immer größer werdender Ferne daheim gelaſſen hatte, nachzuhängen.

Nachdem ſie ſich in Nankin eingerichtet hatten, und nun auch ihre gute Mutter nach Hauſe zurückgekehrt war, ſo fiengen ſie an die Lehrſtunden zu beſuchen, in welchen ihr Geiſt ſeine erſte Nahrung finden ſollte. Win-ſchan war eilf Jahr alt, ſein Bruder war noch älter. Der Verſtand beyder war ſo weit entwickelt, daß ſie das, was vorgetragen wurde, begreifen konnten. Aber nur der jüngere Bruder gab ſich die Mühe, welche nothwendig iſt, wenn ein Studirender

Fortſchritte in den Wiſſenſchaften machen will. Er war aufmerkſam in den Lehrſtunden, er wiederholte zu Hauſe das Gehörte, und dachte darüber nach, er bereitete ſich auf die Stücke, welche zunächſt geleſen und erklärt werden ſollten, vor, und las auch für ſich nützliche Bücher, die ihm von ſeinem Lehrer anempfohlen worden waren. Alles dieſes that er noch aus keiner andern Urſache, als weil es ihm ſein Vater, deſſen letzte Worte in ſtetem Andenken bey ihm blieben, befohlen hatte, und weil die erſten Ermahnungen des Lehrers nur eine Wiederholung ſeiner Winke geweſen waren; daß dieſer Fleiß, dieſe Eingezogenheit ihm an ſich Vortheile bringen würden, das war er noch zu kurzſichtig einzuſehen.

Aber es fieng an in ſeiner Seele zu tagen, als er einſt vom Lehrer den Gehorſam als eine der erſten und wichtigſten Pflichten ſchildern hörte. „Viele junge Leute glau=

ben, ſprach er, daß ſie dasjenige, was ihnen von ihren Eltern geboten wird, aus bloßer Liebe zu denſelben erfüllen müſſen. Das iſt aber offenbar falſch. Vielmehr müſſen ſie die Vorſchriften aus Liebe zu ſich ſelbſt erfüllen. Jeder Menſch ſoll gut werden, jeder Menſch will glücklich ſeyn. Das iſt bald geſagt, aber die Kenntniß deſſen, was in jedem beſondern Falle gut iſt, und was uns glücklich macht, iſt nicht ſo leicht erworben. Vorzüglich iſt bey einem jungen Menſchen die Vernunft nicht ſtark und geübt genug, um bey jeder Gelegenheit das, was gut iſt, leicht aufzufinden. Auch fehlen ihm noch Millionen Erfahrungen von den Folgen, welche der Gebrauch oder der Mißbrauch der Dinge, die uns umgeben, haben kann. Da dieſe Folgen nicht gleich in dem Augenblicke, in welchem wir uns deſſen, was ſie veranlaßt, bedienen, ſondern oft viele Jahre nachher eintreten, ſo liegt es am Tage, daß ſie

dem Jüngling, der nur erſt wenige Jahre lebte, nicht bekannt ſeyn können. Dieſem nach würde er in ſteter Gefahr ſeyn, ſich zu irren, das Gute zu verfehlen, ſich Schmerz und Unglück zuzuziehen, wenn nicht die Natur ſelbſt für ihn geſorgt hätte. Sie gab ihm Eltern, welche lange genug gelebt haben, um ihrer Vernunft eine gewiſſe Stärke im Denken zu geben, und eine Menge von jenen Erfahrungen einzuſammeln, ohne welche das Glück unſeres Lebens dem bloßen Ohngefähr überlaſſen bleibt. Sie that noch mehr, ſie kettete die Eltern an ihre Kinder durch die unauflößlichſten Bande der Liebe; das Glück der Kinder liegt ihnen nicht weniger am Herzen, als ihr eignes, und alles, was denſelben ſchaden kann, das ſind ſie eben ſo beſorgt zu entfernen, als wenn es ihnen ſelbſt ſchadete. Dieſe hat ſie den Kindern an die Seite geſtellt, damit ſie über ihr Betragen wachen, und ſie von Fehltrit=

ten zurückhalten. Da nehmlich die denkenden Kräfte der Kinder noch ſchwach und unbehülflich ſind, ſo ſollen die Erfahrungen der Eltern denſelben zu Hülfe kommen, die entwickelte, ſtarke Vernunft der letztern ſoll das Eigenthum der erſtern werden, die noch keine Vernunft, ſondern nur Vernunftfähigkeit, Anlage vernünftig zu werden, beſitzen, ſo lange, bis dieſe Anlage ſich weit genug entwickelt hat, um ihres Stellvertreters entbehren zu können. Die Eltern ſind auch ſo weit entfernt, den Kindern etwas Willkührliches, nur für ihr eignes Wohl berechnetes zu gebieten (ſo wie etwa der Herr ſeinem Knecht gebietet), daß ſie ihnen vielmehr nur das vorſchreiben, was die Kinder, wenn ſie ihre Vernunft gebrauchen könnten, ſich unfehlbar ſelber vorſchreiben würden."

„Aus den Kindern wirkt alſo die Vernunft der Eltern, ſo lange bis ihre eigne aus ihnen wirken kann. Wenn aber dies ge-

ſchehen ſoll, ſo muß ſie vorher erſt in dieſelben übergehen, d. i., die Eltern müſſen den Kindern zeigen, was in einem jeden einzelnen Falle vernünftig und menſchlich iſt, wie ſie ſich zu verhalten haben, um gut und glücklich zu werden, welches die Folgen einer jeden ihrer Handlungen ſeyn werden. Aber dadurch iſt der Zweck der Eltern, ihre Vernunft wohlwollend zur Vernunft ihrer Kinder zu machen, immer nur erſt halb erreicht. Soll er ganz gewonnen werden, ſo muß zu den Bemühungen der Eltern, ihre ſtärkere und geübtere Vernunft in die Seelen der Kinder überzutragen, auch noch von Seiten der letztern eine unbedingte Willigkeit, dieſe fremde Vernunft in ſich aufzunehmen, und ſie zur Stellvertreterin ſowohl als Leiterin ihrer eigenen, mehr oder weniger noch im Keime liegenden zu machen, hinzukommen. Dieſe Willigkeit iſt es, welche wir mit dem Worte Gehorſam bezeichnen.

Ein Kind, welchem ſie fehlt, und das der Lehre und dem guten Rath der Eltern den Eingang in ſein Herz, die Herrſchaft über ſeinen Willen verſagt, macht ſich des Ungehorſams ſchuldig.“

„Hieraus ſieht man, warum der Gehorſam die erſte und wichtigſte aller kindlichen Pflichten zu nennen ſey. Da nehmlich das Kind ein Weſen iſt, welches allgemach der Thierheit abgeſtritten werden, und zur Menſchlichkeit, die auf dem allerfreyſten Vernunftgebrauche beruht, hingeleitet werden ſoll, ſo darf es ſich nur dann verſprechen, zu dieſem Ziele zu gelangen, wenn es ſich bey ſeinem Mangel an eigener Kraft einer fremden, die ſich ſeine Führerin zu ſeyn bemüht, überläßt. Das Kind wird nur dann ſeine Pflichten erfüllen, wenn es bey ſeiner Unbekanntſchaft mit denſelben die des Gehorſams erfüllt, es wird nur dann glücklich zu werden hoffen dürfen, wenn es, des

Wegs unkundig, wie ein Wanderer, der ſich in einer unbekannten Gegend befindet, den Fingerzeigen, welche ihm von den Eltern, die dieſen Weg kennen, weil ſie ihn giengen, oder wenigſtens einſehen, daß ſie ihn hätten gehen ſollen, nachgeht und folgt. Von dem letztern Bilde iſt der Ausdruck Folgſamkeit hergenommen, womit man häufig den Gehorſam bezeichnet. Es darf kaum bemerkt werden, daß das Kind, wenn die Eltern aus Mißtrauen in ihre eigene Kraft, es für gut finden, ihm in der Perſon eines Lehrers einen Mann zu geben, der es mit ſeinen Kenntniſſen und Erfahrungen zu jenem herrlichen Ziele der Menſchlichkeit an ihrer Stelle hinleite, dieſem denſelben Gehorſam zu leiſten verbunden ſey, den es den Eltern zu beweiſen gewohnt iſt. Denn was die Redlichkeit und den guten Willen eines Lehrers betrifft, ſo muß er denſelben wohl beſitzen, weil er dafür nicht nur den Eltern,

ſondern dem ganzen Staate verantwortlich iſt; ſeine Bemůhungen kônnen aber nicht eher von Erfolg ſeyn, als wenn ſich das Kind von ihm leiten und bilden laſſen will.“

„Und warum ſollte es dieſen Willen nicht beſitzen? Ungeachtet der Schwäche ſeiner Vernunft kann ihm doch eine Bemerkung nicht entgehen, nehmlich die, daß ſeine denkenden Kräfte wirklich noch ſchwach ſind. Es hat an einem einzigen Tage hundertmal Gelegenheit, die beſonnene Handlungsweiſe der Erwachſenen mit ſeiner Unůberlegtheit, ſeinem Leichtſinn, ſeiner Fahrläſſigkeit zu vergleichen, und die Vortheile derſelben kennen zu lernen. Es muß alſo den Wunſch thun, daß es dieſer Beſonnenheit auch theilhaft werde, und daß es, ſo lange es dieſelbe noch nicht beſitzt, ein fremder Verſtand mit ſeiner Kraft erbarmend führe, und es vor tauſendfältigem Schaden, und vor dem Heere von Gefahren, die es auf dem Lebenswege

umgeben, ſichere und wahre. Nun aber — wem könnte es wohl dieſes Erbarmen mit größerem Recht zutrauen, als denjenigen, welche es von ſeiner Geburt an mit Beweiſen von Güte überhäuften, durch deren Wohlwollen es allein lebt und ſich wohlbefindet, und deren mit jedem Tage neue Liebe ſich in ihren Aeußerungen keine Schranken erlaubt, den Eltern, oder denjenigen, welche ihre Weisheit wählte, um an ihrer Stelle das heiligſte Amt auf Erden, das Amt eines Erziehers, zu verwalten, den Lehrern? — Dies, Jünglinge, beherziget, und laßt Euch jeden Augenblick den Gedanken gegenwärtig ſeyn, daß es Euch ohne Gehorſam unmöglich iſt, einſt Eure eigenen freyen Leiter und Regierer, einſt gute und glückliche Menſchen zu ſeyn.“

Dieſe letztere Aufmunterung war für Win-ſchan, welcher jetzt von dem Werthe des Gehorſams auf's innigſte überzeugt

war, und ſich feſt vornahm, ihn bey dem, was ihm von ſeinen Eltern und Lehrern geſagt werden würde, nie aus den Augen zu ſetzen, nicht nöthig. Für Ka=ſing hingegen war die Sprache des Lehrers noch immer nicht eindringend genug geweſen. Dieſer hatte vielmehr alle die Ermahnungen, die er von ihm und ſeinem Vater empfangen hatte, in kurzer Zeit ſo ſehr vergeſſen, daß er ſich mit nichts, als mit Dingen abgab, welche zwar ſeinem Sinn ſchmeichelten, ihn aber von der eigentlichen Beſtimmung ſeines zukünftigen Lebens immer mehr entfernten. Er beſuchte zwar die Lehrſtunden, aber nur weil er wußte, daß Strafe darauf ſtand, wenn man ſie ohne Noth verſäumte. Sobald als ſie geendet waren, ſo eilte er hinaus in den Wald oder auf die Wieſen, um Vogelneſter oder Raupen und Schmetterlinge aufzuſuchen, oder an den Fluß, um Fiſche zu fangen, mit welchen mehrere Fa=

milien verſorgen zu können er ſich zur beſondern Ehre anrechnete. Wenn ein anderer Jüngling die beyden Brüder zu beſuchen kam, ſo fand er in der Regel nur den jüngern zu Hauſe, welcher mit den Wiſſenſchaften eifrig beſchäftiget war; wollte er den ältern auf ſeinem Zimmer ſehen, ſo mußte er ſich nur bey ſehr ſchlechter Witterung, welche ihm ſeine täglichen Streifereyen unmöglich machte, zu ihm begeben, und auch dann fand er ihn nie bey den Büchern, ſondern er ſchnitzte etwas, oder verfertigte eine Arbeit von Pappe, oder beluſtigte ſich mit ſeinen Vögeln, deren er eine große Menge in einer Kammer unterhielt, oder er fütterte ſeine Seidenwürmer, oder er beſchäftigte ſich mit irgend einer andern Sache, nur nicht mit der, mit welcher er ſich beſchäftigen ſollte.

Oft machte ihm ſein Bruder wegen dieſes zweckwidrigen Betragens liebreiche Vorſtellungen, aber ſie blieben eben ſo ſehr ohne

Erfolg, als die Verweiſe der Lehrer, welche immer nachdrücklicher wurden, und endlich in Drohungen übergiengen. Kein Wunder, daß er den Gehorſam vergaß, da er das, was noch tiefer in die kindliche Seele eingedrückt ſeyn ſollte, die Liebe gegen ſeine Eltern vergeſſen konnte. Es war Win-ſchans angenehmſte Unterhaltung, wenn er am Abend einige Augenblicke der Erholung widmete, ſeine Seele hinüberſchweben zu laſſen zu den Theuren, welche er in ſeinem geliebten Dörfchen zurückgelaſſen hatte. Da ſaß er in der Einbildung zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner Mutter, die kleine Lu-ta auf dem Schooß haltend, hörte ihre Geſpräche, nahm an denſelben Theil, und brachte ihnen, um ihnen den Gang zu erſparen, das, was ſie bedurften. Ein ewiges Sehnen nach der Heimath füllte ſein Herz, und mit Ungeduld erwartete er denjenigen Theil des Jahres, in welchem die Lehrſtunden auf einige Zeit

geſchloſſen wurden, und jeder der Studiren-den die Erlaubniß erhielt, die Seinigen zu ſehen und zu umarmen. Bis zu dieſem er-wünſchten Augenblicke ließ er keine Gelegen-heit ungenützt, welche ſich ihm darbot, einen Brief in die Hände ſeiner Eltern zu bringen, und kein Brief gelangte an ſie, welchem nicht ein kleines Geſchenk an das eine oder das andere von ihnen, das er von ſeinem Taſchengelde erkaufte, beygefügt war. Ein wahrer Feſttag, vom Morgen bis zum Abend in ſtetem Jubel des Herzens zugebracht, war für ihn derjenige, an welchem er einen Brief von Hauſe erhielt; er führte ihn unter dem Leſen wohl zehnmal an ſeine Lippen und legte ihn dann den übrigen bey, die er ſich ſorgfältig ſammelte, und von Zeit zu Zeit auf's neue durchlas.

Ganz anders verhielt ſich auch hierin ſein Bruder. Die vielfachen Zerſtreuungen, in welchen er lebte, machten, daß er ſehr ſel-

ten an die Seinigen dachte, ja er entfernte ſogar den Gedanken an ſie gefliſſentlich aus ſeiner Seele, weil er in ſeinem Vater immer nur einen Zuchtmeiſter erblickte, der er freylich in den letzten Tagen vor der Trennung ſeiner Ungezogenheit wegen öfters hatte ſeyn müſſen. Nach Hauſe ſchrieb er höchſt ſelten, und wenn es geſchah, nur in wenigen Zeilen. Sein Herz kannte die Wonne nicht, ſich mit den zärtlichſten Vertrauten ſeiner Bedürfniſſe zu unterhalten, und ihnen eine jede ſeiner Falten zu enthüllen. Ob er gleich über mehr Baarſchaft zu gebieten hatte, als ſein Bruder, weil der Vater zu dem, was die Mutter ihren Söhnen ſchickte, für ihn noch insgeheim hinzulegte, ſo dachte er doch nicht im Geringſten darauf, den Seinigen eine Freude zu machen, ſondern alles verwendete er auf ſein eigenes Vergnügen, und die Ausgaben, welche er machte, waren großentheils ſehr unnöthig. Die Briefe von

ſeinem Vater las er flüchtig durch, und dann brauchte er ſie zum Einwickeln.

Nicht ein einzigesmal hatte er in dem ganzen Jahre die Sehnſucht empfunden, die Seinigen zu ſehen, und als der Tag endlich erſchien, an welchem die Jünglinge auf einige Zeit entlaſſen wurden, ſo würde er gewiß nicht nach Hauſe gereiſt ſeyn, wenn ihn ſein Bruder nicht mit Bitten und Vorwürfen beſtürmt hätte. Ein anderes Anliegen, welches der letztere an ihn hatte, blieb indeſſen unerfüllt. Es traf ſich nehmlich, daß in der Zeit, welche ſie im Schooß ihrer Familie zuzubringen gedachten, der Geburtstag des Vaters einfiel. Nun iſt dieſer Tag feyerlich in ganz China, und derjenige, welcher an demſelben der Erde gegeben wurde, wird von allen Verwandten mit Geſchenken und guten Wünſchen überhäuft. Win=ſchan freuete ſich inniglich auf denſelben; er hatte ſeit einem Vierteljahre ſich ſtrenger, als je,

koſtbare Vergnügungen unterſagt, und das Geld geſpart, um ſeinen Vater auf eine angenehme Weiſe zu überraſchen. Zugleich hatte er ſeinen Bruder oft erinnert, auch ſeine Kaſſe darauf einzurichten. Aber dieſer hatte nicht darauf gehört, und ſo wie Winſchan das Sümmchen, das er zu dieſer Feſtlichkeit erſpart hatte, wo möglich, gern verdoppelt, verdreyfacht geſehen hätte, ſo legte Ka=ſing auch nicht einen einzigen Li *) zu=

*) Gold wird in China nicht ſehr geachtet, und am wenigſten zu Münzen gebraucht. Auch gemünztes Silber hat man nicht, ſondern man rechnet dieſes Metall nach Unzen. Wohl aber hat man eine Kupfermünze, nehmlich den Li, der den tauſendſten Theil einer Unze Silbers ausmacht, und alſo zur Scheidemünze dient. Er iſt rund, und hat in der Mitte ein Loch, um an eine Schnur gehangen zu werden. Es ſind allemal zehn Li an eine ſolche Schnur gereiht, und hundert Schnuren werden einer Unze Silbers gleich geachtet.

rück, um mit ihm an dem bevorſtehenden Feſte in der kindlichen Liebe zu wetteifern. Nachdem Win-ſchan die Geſchenke eingekauft, und ſie zuſammengepackt hatte, um ſie auf dem langen Wege ſelbſt zu tragen, und ſie durchaus nicht in andere Hände zu geben, ſo traten ſie endlich ihre Reiſe an, und gelangten in wenig Tagen in die wohlbekannten Fluren der theuren Heimath.

O, von welchen ſeligen Empfindungen ſchwoll das zärtliche Herz Win-ſchans, als er nach einer ſo langen Trennung wieder zum erſtenmale an der Bruſt ſeines Vaters lag, ſeine Mutter umarmte, ſeine kleine Lu-ta küßte. Die Thränen der Freude floſſen heiß über ſeine Wangen, und er riß ſich in dem Beſtreben, dieſe köſtlichen Augenblicke zu verlängern, nur aus der einen Umarmung los, um ſogleich in die andere zu eilen. Hierauf brachte er Konfekt herbey, gab jedem ſein beſchiedenes Theil, erzählte,

während ſie es verzehrten, alles, was er in Nankin geſehen und erfahren hatte, freute ſich der zärtlichen Theilnahme ſeiner Eltern, die erwartend an ſeinen Lippen hiengen, ließ ſich hinwiederum das, was im verwichenen Jahre zu Hauſe vorgefallen war, ausführlich berichten, und empfand ein inniges Vergnügen, als er erfuhr, daß alles noch wohlauf war. Von dieſer ſchönen, lebendigen Unterhaltung war Ka=ſing nicht Zeuge. Er hatte ſein ganzes Bezeugen bey dieſer Scene des Wiederſehens in einigen froſtigen Beweiſen von Unterwürfigkeit beſtehen laſſen, und ſo heftig auch der Kuß geweſen war, mit welchem ihn der Vater bewillkommt hatte, ſo hatte er ſich doch geſchämt ihn zu erwiedern, als wenn Zärtlichkeit gegen diejenigen, die ſich unſterblich um daſſelbe verdient machten, einem Kinde je zur Schande gereichen könnte! Ueberhaupt hatte er dieſe Ergüſſe der Liebe abzukürzen geſucht, er

hatte nicht umarmt, er hatte ſich umarmen laſſen, er hatte nicht gegeben, er hatte nur das, was die Seinen, von ſchönen Gefühlen überwältiget, ihm gaben, nicht ausgeſchlagen, und kaum durfte er hoffen, daß die ungeſtümen Herzen ihre erſte Befriedigung erhalten haben würden, als er das Weitere ſeinem Bruder überließ, und davon eilte, um einem ſeiner ehemaligen Geſpielen die Namen der Vögel herzuzählen, die er zu Nankin unterhielt, und mit ihm die Neſter derſelben in der umliegenden Gegend aufzuſpüren.

Der Mutter fiel dieſes Betragen gewaltig auf, aber der Vater nahm noch immer den Liebling in Schutz, und nannte das männlichen, feſten Sinn, was derjenige, der das Innere des Menſchen beſſer zu enthüllen verſteht, ohne Bedenken Kälte, Gefühlloſigkeit genannt haben würde. Indeß ließ er ſich doch während ſeines diesmaligen

Aufenthalts einige Züge entſchlüpfen, die ſelbſt die innigſte Liebe ſeines Vaters nicht zu entſchuldigen vermochte.

Es lag nicht weit vom Dorfe mitten in einem Walde ein kaiſerliches Jagd- und Sommerſchloß, auf welchem ſich die Kaiſer ehemals, als ſie noch zu Nankin wohnten, im Jahre einigemale aufzuhalten gewohnt geweſen waren. Seitdem man die Reſidenz nach Pekin verlegt hatte, war zwar ein großer Theil ſeiner Herrlichkeit verſchwunden, aber dennoch wurde es noch von einigen kaiſerlichen Beamten bewohnt. Einer derſelben, welcher die Aufſicht über die darin befindlichen Jagdgeräthſchaften und Gewehre führte, hatte einen Sohn, der mit Ka-ſing in einem Alter war. To-ang, ſo hieß er, hatte ſich von ſeiner Jugend auf durch eine beyſpielloſe Unbändigkeit und durch einen gränzenloſen Leichtſinn ausgezeichnet, und ſich durch eine Menge ſolcher Handlungen,

deren Unſittlichkeit ſelbſt dem Knaben ein= leuchten mußte, um ſeinen guten Ruf ge= bracht. Sein Vater, welcher täglich Be= ſchwerden über ihn hören mußte, hatte ſich in ſeiner Noth nicht anders helfen können, als daß er ihn eine Zeitlang an einem andern Orte, wo er unter ſtrenger Aufſicht ſtand, erziehen ließ. Es waren nur erſt wenige Wochen verfloſſen, ſeitdem er ihn zu ſich hatte zurückkommen laſſen, und um ihn ab= zuhalten, ſich neuer Vergehungen gegen die guten Sitten ſchuldig zu machen, ließ er ihn nicht aus den Augen. Der liſtige Jüngling, der — zu ſeiner Entſchuldigung ſey es ge= ſagt — mehr unbeſonnen, als boshaft war, hatte indeß die väterliche Wachſamkeit zu täuſchen gewußt, und es hatten ſich bereits mehrere davon überzeugt, daß er ungeachtet der langen Entfernung noch immer der alte war.

Ka=ſing lernte ihn gleich in den erſten

Tagen ſeines Aufenthalts in dieſen Gegenden kennen, und fand ſo viel Vergnügen in dem Umgange mit ihm, daß er ſich auf das feſteſte an ihn kettete, und ganze Tage mit ihm zuſammen war. Der Vater bemerkte dieſes kaum, als er ihm To=ang und ſeinen üblen Ruf ſchilderte, und ihm den Umgang mit demſelben unterſagte. „Wenn Du, ſprach er unter andern zu ihm, auch nicht zu frechen und unbeſonnenen Handlungen verführt werden ſollteſt, ſo bleibt es doch immer gefährlich mit einem Menſchen umzugehen, welcher ſeinen guten Ruf verloren hat, denn man verliert dabey den ſeinigen, indem nur gar zu leicht das Urtheil gefällt wird, daß Gleiches ſich zu Gleichem geſelle. Nun aber iſt in der Welt nichts ſo ſchwer wieder herzuſtellen, als ein verlorner guter Ruf.“ Ob ihm der Vater gleich durch Beyſpiele, die er aus ſeiner eigenen Erfahrung hernahm, bewies, wie übel ſich der befinde,

welcher ſeinen guten Ruf Preis zu geben kein Bedenken trage, ſo war es doch ſo gut, als hätte er Ka-ſing gar nichts geſagt, und er ſchlenderte ſchon in der nächſten Stunde hinüber auf's Schloß zu To-ang. Seine Verhältniſſe zu ihm litten auch nicht die allergeringſte Veränderung. Wie ganz anders verhielt ſich hierin Win-ſchan! Auch ſeine Freundſchaft wurde von dem verrufenen Jüngling geſucht, aber eingedenk der Worte des Vaters, hütete ſich dieſer, ſich in eine genauere Verbindung mit ihm einzulaſſen, ob er ihm gleich mit dem Anſtande begegnete, welchen man gegen keinen Menſchen aus den Augen ſetzen muß. Der Vater ſah ſich endlich genöthigt, ſeinem ältern Sohne den vertrauten Umgang mit To-ang, über welchen man ſchon ziemlich ungünſtig zu urtheilen anfieng, auf's ſtrengſte zu verbieten. Ka-ſing befolgte zwar dieſes Verbot nicht, aber er wurde behutſamer, beſuchte ſeinen Freund

im Stillen, und läugnete es zu Hauſe, daß er bey ihm geweſen war.

Junge Leute werden oft durch Kleinigkeiten zuſammengehalten, die gleichwohl in ihren Augen einen großen Werth haben. Die erſte Veranlaſſung zu der Freundſchaft zwiſchen Ka-ſing und To-ang war, daß dieſer ihm von Zeit zu Zeit einen ausgeſtopften Vogel oder ein Werkzeug um die Vögel zu überliſten brachte, und ihm für einen geringen Preis abließ, oder ihm wohl gar ein Geſchenk damit machte. Woher dieſer dergleichen Schätze — denn für ſolche galten ſie in den Augen Ka-ſings — nahm, das kümmerte ihn nicht, wohl aber machte die Hoffnung, mehr zu erhalten, die auch nicht unbefriedigt blieb, ihn auf immer zu ſeinem Ergebenen.

Der Erfolg zeigte endlich, daß der Vater nicht Unrecht gehabt hatte. Ein Hauptfehler To-angs war die Genäſchigkeit. Er

wußte, daß in dem Garten, der am kaiſerlichen Schloſſe war, ſehr ſchöne Früchte gezogen wurden, und er hatte ſich daher ſchon mehreremale während der Abenddämmerung in denſelben geſchlichen, um die Bäume zu plündern. Mehr noch als dieſer Verluſt hatten die Baumbeſchädigungen, welche bey dieſer Gelegenheit vorfielen, den Raub ahnen laſſen, und man wurde alſo aufmerkſamer. Eines Abends, da To-ang ſich um eines neuen Raubes willen in den Garten begab, hatte Ka-ſing ſeinen Ermunterungen ihn zu begleiten nicht widerſtehen können. Sie hatten ſchon mit einer Menge köſtlicher Früchte die Taſchen und die Körbe, welche ſie bey ſich hatten, gefüllt, als der Mandarin*), welcher auf

*) Mandarinen heißen in China die vornehmern Staatsbeamten, die Offiziere, die Gelehrten, und ſie machen den eigentlichen Adel von China aus. Doch iſt dieſer nicht erblich, auch kann ein jeder aus dem niedrigſten

dem Schloſſe kommandirte, von einigen ſeiner Diener begleitet, unvermuthet vor ihnen ſtand. An eine Flucht war nicht zu denken, am wenigſten von Seiten To=angs, der ſich gerade auf den Aeſten eines Baums befand. Ka=ſing ſtotterte in der Angſt die Entſchuldigung her, daß er kein Obſt gepflückt, ſondern nur die heruntergeworfenen Früchte geſammelt habe, aber das half ihm zu nichts. „Du magſt gethan haben, was Du willſt, ſprach der Mandarin, ſo haſt Du doch an dem Raube Theil genommen. Dieſer iſt

Stande ſich durch Kenntniſſe zur Würde eines Mandarin emporſchwingen, und zu den höchſten Staatsämtern gelangen. Unter den Mandarinen ſelbſt finden acht verſchiedene Rangordnungen Statt, die ſich im Aeußern durch die Farbe des Knöpfchens auf ihrer Mütze unterſcheiden, und von denen die niedern Klaſſen eine große Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen die Höhern beweiſen müſſen.

zwar an ſich nicht ſehr beträchtlich, aber zu geſchweigen, daß Ihr die Bäume verletzt, ſo lehrt auch die Erfahrung, daß derjenige, der Kleinigkeiten zu ſtehlen anfängt, ſehr bald ein Dieb im Großen wird, und daß man, wenn man ſich in der Jugend an unrechtmäßigen Beſitz gewöhnt, ſehr leicht ſein ganzes Leben hindurch von dem Hange, diebiſch und betrüglich gegen ſeine Nebenmenſchen zu handeln beherrſcht werden kann.“

Ka-ſing flehte mit Thränen um Schonung. Umſonſt, der Mandarin blieb unbeweglich. „To-angs Leichtſinn, ſprach er, wodurch er ſeinen armen Vater ſo oft bekümmert hat, kenn' ich von Alters her. Dich, fuhr er fort, indem er ſich zu Ka-ſing wendete, kenn' ich zwar nicht, aber der Umſtand, daß Du Dir To-ang zu Deinem Freunde gewählt haſt, und ihm in einem ſo ehrloſen Unternehmen hülfreiche Hand leiſteſt, verräth mir, daß an Dir ſo wenig

Gutes iſt, als an dieſem. Denn wer ſich mit übel berüchtigten Menſchen abgiebt, der zeigt, daß ihm an ſeinem eignen guten Ruf nichts gelegen iſt, und wer dieſen nicht liebt, wer gegen Ehre und Schande gleichgültig iſt, der iſt zu allen Verbrechen und Laſtern reif.“ Die beyden jungen Verbrecher wurden jeder auf ein beſonderes Zimmer im Schloſſe gebracht, und hier blieben ſie zwey Tage eingeſperrt, ohne daß ihnen in dieſer Zeit etwas weiter als Reis und Waſſer gereicht wurde.

Als am Morgen des dritten Tages Ka-ſing zu ſeinen Eltern, die bereits von dem unſeligen Vorgange unterrichtet waren, und von Angſt und Schaam gequält wurden, zurückkehrte, ſo wurde er mit heftigen und bittern, aber verdienten Vorwürfen empfangen. Als wenn das vollſte Recht in ſeinen Händen geweſen wäre, wagte es der Unbeſonnene zu widerſprechen, und er hatte ſo wenig Ach-

tung gegen ſeinen nur allzugůtigen Vater, daß er ſich mit einer nur bösherzigen Kindern eigenen Frechheit die ungeziemendſten Reden gegen ihn erlaubte, und jedes harte Wort, das er ihm in ſeinem gerechten Zorn ſagte, noch härter und beleidigender zurückgab, ſo daß ein ſchlichter Landmann, der gerade in dieſen Augenblicken in das Zimmer trat, ſich über die Unverſchåmtheit des jungen Menſchen hôchlich wunderte, und, ſo wenig ihn die Sache auch angieng, ſich doch nicht enthalten konnte auszurufen: „Du ſollteſt mein Sohn ſeyn, ich wollte mit dir wohl fertig werden!" Dieſe Aeußerung brachte Fa-tang, welcher mit Recht befürchtete, daß man noch weit mehr ſeine unweiſe Duldſamkeit, als die Ungezogenheit ſeines Sohnes tadeln würde, in die größte Wuth; ſeine Wange glühte, ſein Auge funkelte; er ergriff einen Stab, und züchtigte den Verwegenen. Kaum aber war Ka-ſing den

Händen des Vaters entronnen, als er davoneilte, die Thür mit Heftigkeit hinter ſich zuſchlug, und den ganzen Tag nicht wieder zum Vorſchein kam. So aufgebracht aber auch der Vater auf ihn geweſen war, ſo wurde er doch ganz andern Sinnes, als der trotzige Bube nicht zum Mittagsmahl erſchien, und als er auch das Abendeſſen verſchmähte, ſo verwandelte ſich ſein Unwille, der dadurch hätte vermehrt werden ſollen, in Mitleid und Bedauern. „Wie ſehr wird mein armer Ka-ſing hungern!" ſagte er einmal über das andere, als wenn er nicht dieſen Hunger ſogleich hätte befriedigen können, wenn er ſich nur hätte entſchließen können, zu ſeiner Pflicht zurückzukehren. Ja, ſeine Schwäche gieng endlich ſo weit, daß er, als es dunkel geworden, und ſein Sohn noch immer nicht erſchienen war, hinausgieng, und ihn in einem halb bittenden, halb drohenden Tone zur Rückkehr ermunterte, ob

er gleich ſchon vor der Thůr ſtand, und gewiß ohne dieſe Einladung gekommen ſeyn wůrde. Junge Leute, die ſich erfrechen ihren Eltern zu trotzen, verdienen nicht, daß dieſe ihnen je wieder einen Beweiß von Liebe geben, und weit entfernt ſie zu bemitleiden, můſſen ſie vielmehr dem Gelåchter Preis gegeben werden, wenn Bedůrfniſſe aller Art ihnen zeigen, daß ſie der Eltern in ihrer Hůlfloſigkeit keinen Augenblick entbehren kõnnen.

Es zeigte ſich ůbrigens wenige Tage nachher, wie gegrůndet die Bemerkungen Fa-tangs in aller Růckſicht geweſen waren. Die ausgeſtopften Võgel und die Geråthſchaften, welche To-ang an Ka-ſing ůberlaſſen hatte, gehõrten dem Kaiſer. Da das Schloß, auf welchem der Vater des erſtern wohnte, ehedem zur Jagd beſtimmt geweſen war, ſo wurde ein Vorrath von Jagdwerkzeugen nicht nur, ſon-

dern auch von Vögeln und andern Thieren, die der Kaiſer und ſein Hof in der umliegenden Gegend erlegt hatten, und die zum Andenken an jene frohen Tage in allerhand Stellungen ausgeſtopft worden waren, auf demſelben aufbewahrt. Da To-ang zur Verhütung ſeiner Ausſchweifungen von ſeinem Vater kein Geld in die Hände bekam, ſo hatte er ſich auf unerlaubten Wegen die Taſche zu füllen geſucht, und ein Stück nach dem andern entwendet. Er blieb nicht ohne Strafe, und ſein Vater ſah ſich genöthiget, ihn auf's neue von ſich zu entfernen. Kaſing mußte alles, was er von ihm an ſich gebracht hatte, zurückgeben, und nur der Fürſprache einiger Gönner ſeines Vaters hatte er es zu verdanken, daß man nicht noch ſtrenger gegen ihn verfuhr. Uebrigens tadelte man ihn allgemein, daß er nicht vorſichtiger in dem Umgange mit einem ſehr verdächtichen Menſchen geweſen war, und er

ſelbſt ſchämte ſich, wenn er bedachte, daß man urtheilen könne, er habe um die Diebereyen To=angs gewußt, und ihn dazu verleitet, ein Urtheil, welches allerdings durch den Schein ſehr begünſtiget wurde. So hatte er doch nun den Beweis, daß die Eltern, wenn ſie Kindern irgend etwas verbieten, weniger ihren eignen Vortheil, als das Wohl der letztern im Auge haben, und daß Ungehorſam keine andern, als die ſchlimmſten Folgen nach ſich zieht.

Unterdeſſen war der Geburtstag des Vaters herbeygekommen, und noch am Morgen deſſelben beſann ſich der Vater nicht, welch ein wichtiger Tag es war. Win=ſchan öffnete jetzt das Päcktchen, welches er zeither den Blicken ſeiner Eltern entzogen hatte. Beyde waren auf dem Felde, auch Ka=ſing war ausgegangen. Da legte er auf den ſorgfältig geſäuberten Tiſch einen dunkel=

farbigen Anzug von Baumwolle *), ein porzellanenes Gefäß **), worinnen ihm mit großer Bequemlichkeit das Eſſen auf das Feld getragen werden konnte, und eine Mütze von koſtbarem Pelzwerk. Eine Menge Lichter ***) brannten zwiſchen den Ge-

*) Der gemeine Chineſer geht größtentheils in dunkelfarbige (meiſt blaue) baumwollene Zeuge gekleidet. Er trägt ſehr weite und viel Kleider, denn es wird für unanſtändig gehalten, außer dem Geſicht und den Händen, einen Theil des Körpers zu entblößen.

**) Die Chineſer verfertigten weit früher, als die Europäer, Porzellän. Dies letztere iſt ſchöner, als das Europäiſche, und dient zu ſehr gemeinem Gebrauch, weil es, wie alle Fabrikartikel, in China ſehr wohlfeil iſt, indem die Arbeiter ſich mit geringem Lohn begnügen.

***) Der Talgbaum, der in großer Menge gezogen wird, liefert in China den Stoff zu Kerzen.

ſchenken. Hiermit noch nicht zufrieden, ließ er dem Vater auch, um ihn noch mehr zu erfreuen, durch die kleine Lu = ta eine Büchſe voll des trefflichſten Tabacks, ein neues Feuerzeug *) und eine Schüſſel mit Konfekt überreichen. Sie gab ihm zwar dieſe Sachen in ihrem eigenen Namen, allein der liebevolle Bruder hatte ſie aus ſeinen Mitteln gekauft, und ſie ihr abgetreten.

Als Fa = tang eintrat, ſo wurde er durch die Liebe ſeiner Kinder nicht wenig überraſcht. Win = ſchan ließ ihm keine Zeit ſich zu erholen. Er ergriff ſeine Hand, drückte einen brennenden Kuß darauf, und ſprach: „mein Vater, Du biſt heute geboren worden. Wir freuen uns dieſes Tags, ſo wie wir uns Deiner ſelbſt freuen. Sey immer glücklich und liebe uns! Wir wollen Dich auch lieben,

*) Jeder Chineſer trägt ein Feuerzeug am Gürtel.

und uns bemühen gute Kinder zu ſeyn.“ Er wollte weiter reden, ein Strom von Thränen erſtickte ſeine Worte. Der Vater, im Innerſten gerührt, zog ihn empor, drückte ihn mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit an ſein Herz, und ſprach: „mein guter Sohn, ich weis, wie ſehr Du mich liebſt!“ Es war die seligſte Minute, welche der frohe Win-ſchan je gelebt hatte. Nachdem die Geſchenke von dem Vater betrachtet und bewundert, und ſeine Kinder noch einmal von ihm umarmt worden waren, ſo fragte er: „und wo bleibt Ka-ſing? Hat er mir den an einem ſo wichtigen Tage nichts zu ſagen? — Ka-ſing trat eben mit einem ſeiner Freunde in das Zimmer, auf welches er gewiß nicht gekommen wäre, wenn er gewußt hätte, was in dieſem Augenblick darin vorgieng. Er ſah dieſes jetzt, er begriff den Zuſammenhang, und blieb ſtumm. „Haſt Du mir an einem ſo wichtigen Tage nichts

zu ſagen?“ wiederholte der Vater. Er ſchwieg, und begab ſich in den hintern Theil des Zimmers, aus welchem er verſtohlene Blicke auf das, was am Tiſche vorgieng, warf. „Du haſt wenig Liebe zu mir, ſprach endlich der Vater, da ſich nicht einmal ein guter Wunſch in Deinem Herzen aufdrängt.“ Nach einiger Zeit entfernte ſich Ka=ſing wieder mit ſeinem Freunde, und ſprach zu dieſem, als ſie allein waren: „was hätte ich's denn nöthig, mein Geld für andere Leute wegzugeben, wie mein einfältiger Bruder? — Unſer Vater hat mehr Geld als wir, und wird ſich ſchon ſelbſt kaufen was er braucht. Und was den Wunſch betrifft, ſehe ich nicht ein, warum ich mir den Kopf zerbrechen ſollte. Mein Vater muß wohl ohne einen ſolchen geben, was nöthig iſt, denn wofür wäre ich ſonſt ſein Kind?“

Der Tag der Rückkehr nach Nankin, war endlich erſchienen, aber Win=ſchan mußte

dieſelbe allein antreten, und ſeinen Bruder in einem traurigen Zuſtande zurücklaſſen. Hundertmal hatte der Vater dieſem letztern das Klettern verboten, aber nie war ihm Gehör gegeben worden. Kein Bau.n war ſo hoch, keiner hatte einen ſo glatten Stamm, auf welchen Ka=ſing nicht hinaufzukommen verſucht hätte, ſobald er ein Vogelneſt darauf ahnete. Nun iſt zwar das Klettern unter den nöthigen Einſchränkungen, und wenn es unter der Aufſicht eines Verſtändigen geſchieht, als eine gute Körperbewegung jungen Leuten anzuempfehlen, auch hatte Kaſing durch lange Uebung die dabey nöthigen Kunſtgriffe ſich zu eigen gemacht, aber das Uebel war, daß er, ſobald er ſich in einer gewiſſen Höhe befand, von einem Schwindel angegriffen wurde, der für ſeine Geſundheit und für ſein Leben gefährlich werden konnte. Noch am Tage vor der Abreiſe war er auf einen Baum geklettert, der nicht weit

vom Hauſe ſeines Vaters ſtand. Sein Uebel überfällt ihn; er verliert das Gleichgewicht und ſtürzt herab. Sein Geſchrey zieht ſeinen Bruder, ſeine Schweſter herbey; ſie bringen den Unglücklichen auf's Zimmer, und ſehen, daß ſein Geſicht von den Zweigen auf eine jämmerliche Weiſe zerriſſen worden iſt. Er klagt über einen ſchrecklichen Schmerz am Arme. Win=ſchan läuft in der Angſt zu den Eltern auf's Feld, und berichtiget ihnen den Unfall des Bruders. Erſchrocken eilen ſie nach Hauſe, und finden, daß die Röhre des linken Arms einen doppelten Bruch erlitten hat. Ihr Jammer iſt ohne Gränzen. Ein Arzt muß aus großer Entfernung herbeygeholt werden. O, wie viel Schmerzen brachte dieſer neue Ungehorſam über den Elenden! Wie viel Kummer, wie viel ſchlafloſe Nächte, wie viel Koſten verurſachte er ſeinen Eltern!

Als er endlich wieder hergeſtellt war, ſo

reiſte er ſeinem Bruder nach. Ob ihm gleich der Vater die Ermahnung mit auf den Weg gegeben hatte, durch ſo viel traurige Erfahrungen ſich beſſern zu laſſen, und die Pflicht des Gehorſams genauer, als bisher, zu erfüllen, ſo fiel er doch zu Nankin in das vorige, zweckloſe Leben zurück. Zwar waren es nicht immer Vögel und Schmetterlinge, welche ihn beſchäftigten, ſondern mit zunehmenden Jahren fieng er an auch andern Vergnügungen Geſchmack abzugewinnen, welche den Jüngling zu unterhalten pflegen. Allein im allzueifrigen Jagen nach denſelben vergaß er den Zweck, um deſſen willen ihn ſein Vater nach Nankin geſendet hatte. Die Lehrer beklagten ſich von Zeit zu Zeit über ſeinen Unfleiß bey dem getäuſchten Vater, allein ſie bewirkten dadurch nichts. Zwar ſah man ihn allerdings, wenn einmal von allen Seiten auf ihn geſtürmt worden war, wenn ſeine Lehrer ihm in Gegenwart anderer Vor=

würfe gemacht, und ſeine Eltern ihre Hände ganz von ihm abzuziehen gedroht hatten, einige Wochen lang, den Wiſſenſchaften anhaltender obliegen, aber dieſe Folgſamkeit war ſo wenig von Dauer, daß er ſehr bald wieder in ſeinen vorigen Müßiggang ſank.

So verfloſſen nach und nach die zehn Jahre, welche er auf der Bildungsanſtalt zu Nankin zubrachte. Man konnte wohl mit Recht von ihm ſagen, daß die Geſelligkeit, welcher er immer nachgehangen, ſeinen Sitten einen gewiſſen Schliff gegeben hatte, und daß er ſich im Umgange mit andern mit Feinheit und Anſtand genug zu benehmen wußte, was aber ſeinen Geiſt betrifft, ſo hatte dieſer an Bildung ſehr wenig gewonnen, und ſeine grobe Unwiſſenheit wurde ſelbſt denen oft zum Gelächter, welche er durch ſeine Manieren entzückt hatte. Ganz anders war es mit Win-ſchan. Er hatte, folgſam den Winken ſeiner Eltern und Lehrer,

die Zeit auf'ſ beſte benutzt, und während ſich alle über ſeine ſtille, eingezogene Lebensart, ſeine Ordnungsliebe, ſeine Beſcheidenheit und Gefälligkeit freuten, hatten ſie zugleich Urſache die großen Kenntniſſe, mit welchen ſein Verſtand ausgeſtattet war, zu bewundern.

Dieſe letztern waren aber auch in der That nothwendig, denn der Zeitpunkt, an welchem durch die öffentlich anzuſtellende Prüfung der bürgerliche Werth oder Unwerth beyder Jünglinge von den Mandarinen in Pekin, welche der Kaiſer dazu verordnet hatte*), anerkannt werden ſollte, näherte ſich mit Rieſenſchritten. Win = ſchan ſah ihm ohne Furcht entgegen, Ka = ſing zitterte, wenn er daran gedachte, und eine geraume

*) Alle diejenigen, welche auf Chineſiſchen Schulen ſtudiert haben, müſſen ſich, ehe ſie zu einem Amte gelangen können, wie bey uns, einer öffentlichen Prüfung unterwerfen.

Zeit vor demſelben ſtudirte er Tag und Nacht. Aber er machte nur zu bald die Bemerkung, daß das, was in einem Jahrzehend verſäumt worden war, im Laufe weniger Monate nicht nachgeholt werden konnte, und mit ängſtlichen Gefühlen reiſte er daher mit ſeinem Bruder nach Pekin ab.

Was man leicht hatte vorausſehen können, das geſchah. Win-ſchan blieb denen, welche ihn prüften, nicht eine einzige Antwort auf ihre Fragen ſchuldig, und ihre Zufriedenheit mit ſeinen Kenntniſſen war ſo groß, daß ſie in dem Zeugniß, welches ſie ihm gaben, geſtanden, ſeit langer Zeit habe kein Jüngling ihre Erwartungen in einem ſolchen Grade befriediget. Ganz anders lautete ihr Urtheil über Ka-ſing. Sie erklärten, daß ſeine Kenntniſſe in aller Rückſicht zu beſchränkt wären, als daß er auf eine Beförderung im Staate rechnen könnte, der von denjenigen ſeiner Diener, die einmal

eine gelehrte Bildung genoſſen haben wollten, ungleich mehr forderte, als er zu leiſten vermöchte. Um ihn jedoch nicht ganz troſtlos zu laſſen, wurde ihm die Weiſung ertheilt, daß er noch einige Jahre den Wiſſenſchaften mit allem Ernſte obliegen, und ſich dann einer neuen Prüfung unterwerfen ſollte.

In den erſten Augenblicken nach dieſer Beſchimpfung war Ka=ſing außer ſich, und ſeine Schaam war ſo groß, daß er ſelbſt ſeinem Bruder aus den Augen zu gehen eilte, ſo liebreich dieſer ihm auch Muth zuzuſprechen verſuchte, und ihm in ſeinem Studieren hülfreiche Hand zu leiſten verſprach. Aber wo ſollte er ſich hinwenden? Nach Nankin, wo ihn die Vorwürfe der Lehrer wegen ſeines nur allzuſehr beſtraften Ungehorſams, und das Gelächter und der Spott oder auch das herabwürdigende Bedauern derer, welche ihn gekannt hatten, erwarteten, konnte er unmöglich zurückgehen. Am allerwenigſten

wagte er es, vor ſeinen Eltern zu erſcheinen, deren ſchöne Hoffnungen er ſo grauſam getäuſcht hatte. Nach Ueberlegung aller Umſtände begab er ſich am nächſten Morgen in aller Frühe auf eine Junke *), welche den Pei-ho **) hinabſchiffte, und nahm ſeinen Aufenthalt zu Tien-ſing ***), wo er ſich eine Zeitlang in eine düſtere Einſamkeit

*) So heißen die Chineſiſchen Fahrzeuge, die, ſie mögen auf Flüſſen oder auf der See gehen, immer einen ſehr flachen Kiel haben, und daher zwar leicht über Untiefen gelangen, aber ſich nicht weit in die hohe See hinauswagen dürfen. Ihre Segel ſind von Binſen geflochten, und ihre Größe zum Theil ſehr beträchtlich.

**) Der Pei-ho iſt ein großer Strom, der an den Gränzen der Tatarey entſpringt, und die nördlichſte aller Chineſiſchen Provinzen, Petſcheli, bewäſſert.

***) Ein Hafen und eine große Handelsſtadt in der Provinz Petſcheli am Pei-ho.

vergrub. Erſt von hieraus erließ er einen Brief an ſeinen Bruder — ach, er würde ihm den Winkel des Reichs, in welchem er ſich mit ſeiner Schaam verborgen hatte, gern verheimlichet haben, hätte er nicht der Unterſtützung ſeiner Eltern bedurft, und hätte er einen andern, als ſeinen Bruder gehabt, der ihn liebend bey denſelbigen entſchuldiget, und ihn ihrer Güte auf's neue empfohlen hätte.

Es war wirklich die ganze Zärtlichkeit eines Bruders, und die wirkſame Ueberredungskunſt eines wohlgerathenen, den Eltern Freude machenden Sohnes nöthig, um den erzürnten Vater zu beſänftigen. Fatang vergaß, als er von dem Schimpf, den Ka=ſing über ſich und über ihn gebracht hatte, benachrichtiget wurde, daß er ſein Lieblingsſohn war; er überließ ſich eben ſo ſehr einen heftigen Zorn, als die Mutter in einen ſtillen Gram verſank, und ſchwur, ſich um

den Nichtswürdigen nie wieder zu bekümmern. Es gelang jedoch Win=ſchan, der durch ſeine öffentlich anerkannte Geſchicklichkeit zu einigem Anſehen bey ſeinem Vater gelangt war, dem letztern ſanftere Geſinnungen einzuflößen, und ſeinem Bruder die Hülfe zu ſichern, ohne welche es ihm zu beſtehen unmöglich war.

Win=ſchan hatte auf die kaiſerlichen Beamten einen zu vortheilhaften Eindruck gemacht, als daß ſie nicht aus allen Kräften hätten ſuchen ſollen, dem Staate die Vortheile, welche aus ſeinen Talenten herfließen konnten, zu verſchaffen. Er wurde, ohne ſich noch um ein Amt beworben zu haben, zum Mandarin der letzten Klaſſe ernannt, und als Richter in der Provinz Ko=an=ſi *)

*) Um Partheylichkeit zu vermeiden, werden in China diejenigen, die ein Richteramt erhalten, nie in der Provinz angeſtellt, in welcher ſie geboren ſind.

angeſtellt. Seine Gerechtigkeit vermehrte hier in kurzem die Achtung, welche er ſich bereits durch ſeine Weisheit erworben hatte. Die unterdrückte Unſchuld freute ſich, wenn ſie vor ſeinen Richterſtuhl trat, und die Bosheit zitterte, denn ſo klug ſie auch zu Werke gehen mochte, ſo war ſie doch nie ſo glücklich, einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem ſie das Herz des unpartheyiſchen Richters hätte beſtechen können. Da ſein Poſten einträglich genug war, und er allen überflüßigen Aufwand ſorgfältig vermied, ſo erſparte er ſehr anſehnliche Summen, und von dieſen gab er den einen Theil den Armen, den andern widmete er bloß ſeinen Eltern und ſeinen Geſchwiſtern. Alles, wovon er abſehen konnte, daß es ihnen einiges Vergnügen machen würde, wurde hervorgeſucht, und es trafen daher von einer Zeit zur andern ſehr beträchtliche Sendungen von Geſchenken bey Fa=tang ein, ſo wie er hin=

wiederum auch ſeinem Bruder manchen Bey- trag, der ihm ſein Leben in Tien-ſing ange- nehmer machen ſollte, zuſchickte.

Die Zeit war jedoch herangekommen, in welcher Ka-ſing dieſe Hülfsleiſtungen nicht mehr brauchte, und ſie ſowohl ſeinem Bru- der, als ſeinen Eltern für immer erließ. Seine Manieren empfahlen ihn mehr, als ſein Wiſſen, das Glück begünſtigte ihn. Es lebte zu Tien-ſing eine junge Kaufmanns- wittwe, welcher von ihrem Gatten ein ſehr beträchtliches Vermögen hinterlaſſen worden war. Ka-ſing, der in ihrem Hauſe wohnte, wurde bald von ihr bemerkt. Er gefiel ihr, er wurde häufig zu ihren Mahlzeiten einge- laden; es wurden ihm ſogar mehrere ihrer Geſchäfte zur Verwaltung übertragen. Ka- ſing merkte ſehr bald, daß er der liebenswür- digen Frau nicht gleichgültig ſey, und da auch ſie ſeinem Herzen immer theurer zu werden anfieng, ſo ſuchte er ihr auf alle

Weiſe gefällig zu ſeyn, um ſich ihr unentbehrlich zu machen. Es kam zu Erklärungen, und Ka=ſing war ſehr froh, daß er von der Beſchwerde, ſeinen Verſtand zu bilden — denn wirklich war dies eine Beſchwerde für ihn geworden — befreyt wurde; er bedachte ſich nicht lange, und wurde der Gatte der ſchönen Wittwe, und zugleich der Herr großer Güter.

Jetzt zeigte ſich die Schwäche Fa=tangs auf die unverkennbarſte Weiſe. Er hatte zeither von ſeinem ältern Sohne im Geſpräch mit andern ſchweigen müſſen, weil das Reden von ihm nicht viel Ehre brachte, hingegen konnte man es ihm an der Miene anſehen, daß das Lob, welches allgemein dem jüngern ertheilt wurde, ihm nicht angenehm war, und wenn er gleich nicht zu widerſprechen wagte, ſo ſtimmte er doch auch nur auf eine kalte, gezwungene Weiſe ein. Aber kaum hatte ihm Ka=ſing ſein Glück gemel=

det, ſo wurde er wieder der Gegenſtand aller ſeiner Geſpräche. Konnte er gleich nicht von der Ehre, welche ihn umgab*), reden, ſo konnte er doch deſto mehr ſeine Reichthümer rühmen, und die Verdienſte Win-ſchans geriethen dabey faſt in eine gänzliche Vergeſſenheit. Dieſe Ungerechtigkeit war um ſo größer, da Win-ſchan ſich ſo eifrig um die väterliche Liebe zu bewerben fortfuhr, während Ka-ſing ſie als eine ganz entbehrliche Sache betrachtete. So lange er von den Eltern abhieng, hatte er ihnen doch zuweilen von ſeinem Befinden Nachricht gegeben; ſeit ſeiner Heyrath hingegen fragte er nicht mehr nach ihnen, und es verfloſſen Jahre, ohne daß ſie erfuhren, wie es ihm in ſeiner gegenwärtigen Lage gieng.

Es war den Eltern noch eine dritte Freu-

*) In China wird dem Kaufmannsſtande nur wenig bürgerliche Ehre zugeſtanden.

de vorbehalten. Ein Regierungsbeamter zu Pekin, der ſich lange in der Provinz Kiang=nan aufgehalten, und die fröhliche Lu=ta, die wie eine Roſe des Mais blühte, kennen gelernt hatte, kam jetzt, nachdem er ſich ihrer Liebe und der Einwilligung der Eltern verſichert hatte, um ſeine Verbindung mit ihr zu feyern. Der Vater, der gern die Seinigen noch einmal in einen Kreis um ſich verſammelt ſehen wollte, hatte ſeine Söhne nicht bloß von dieſem frohen Tage benachrichtiget, ſondern ſie auch einladen laſſen, an demſelben in ſeiner Hütte zu erſcheinen, und ſich mit Lu=ta zu erfreuen. Nun hatte Win=ſchan zwar damals ſehr dringende Geſchäfte, aber in der Abſicht, dem väterlichen Rufe Folge zu leiſten, war er einige Wochen thätiger, als gewöhnlich, und nahm die Nächte zu Hülfe. So gelang es ihm, zur beſtimmten Zeit abreiſen, und die Freude der Seinigen durch ſeine Gegenwart ver=

mehren zu können. Ka=ſing hingegen kam nicht nur nicht, ſondern ließ auch nicht das geringſte von ſich hören, Beweiſes genug, daß ihm das Glück der Seinigen ſehr gleich=gültig geworden war.

Win=ſchan widmete einige Tage ganz der Wonne, und er that Recht, denn ſie ſchied jetzt auf lange Zeit von ihm. Er hatte erſt neuerlich einen Steit entſchieden, der in der ganzen Gegend, in welcher er lebte, großes Aufſehen gemacht hatte. Ling=fu war ein armer, aber redlicher Chineſer, der ſich von dem Ertrage eines kleinen, von ſei=nen Vätern ererbten Feldes nährte. Schon öfters hatte ihm An=kien, einer der reichſten Männer in der Provinz den Antrag gemacht, ihm dies Feld gegen eine Summe, die er bey jedem neuen Gebot vermehrte, zu über=laſſen, allein alles Bitten, alles Zureden war vergeblich. An=kien, der gern eine Beſitzung, welche er hat, dadurch vergrö=

ßern will, und ſeine Wünſche getäuſcht ſieht, wird durch die Unbiegſamkeit des Mannes erbittert; er ſchilt ihn bey einer neuen Zuſammenkunft einen Thoren, einen leichtſinnigen Mann, und Ling=fu giebt die Vorwürfe zurück. Jener, dadurch auf's äußerſte gebracht, vergißt ſich ſo weit, daß er ihn mißhandelt, und mit einer barbariſchen Grauſamkeit den Vater einer zahlreichen Familie auf das Krankenbette ſtreckt, auf welchem er lange zwiſchen Leben und Tod ſchwebt. Kaum iſt der letztere gerettet, ſo macht er die Sache bey den Richtern anhängig.

An=kien lacht darüber, denn er verläßt ſich nicht nur auf ſeinen Reichthum, ſondern auch auf das Anſehen des Statthalters der Provinz, der ſein naher Verwandter iſt. Auch bezeugten viele Richter wirklich gegen dieſen eine ſo weit getriebene Unterwürfigkeit, daß ſie eben keine ſonderliche Luſt hatten,

den unglücklichen Ling=fu zu rächen. Win=ſchan hingegen erklärte laut, daß in dieſem Falle das Geſetz in aller ſeiner Strenge befolgt werden müſſe, weil ſonſt der Aermere von der Unterdrückung des Reichern nicht länger ſicher ſeyn würde. An=kien, der es bald erfuhr, was für einen heftigen Gegner er in Win=ſchan hatte, ſucht durch Geldſummen, die er ihn bietet, ſeinen geraden Sinn zu beugen, und da dieſe nichts wirken, ſo läßt er den Statthalter für ſich verwenden, der auch Win=ſchan zu ſich beruft, und weder Bitten noch Drohungen ſpart, ihn für ſeinen Verwandten zu gewinnen. Dieſer letztere bleibt ſtandhaft, ſein Beyſpiel befeuert die übrigen Richter mit Muth, und An=kien wird zu einer ſchimpflichen Strafe, und zur Schadloshaltung des Unglücklichen verurtheilt.

Daß ſich Win=ſchan durch dieſe ſtrenge Gerechtigkeit weder dem reichen An=kien,

noch dem mächtigen Statthalter empfohlen haben konnte, läßt ſich leicht denken. Zwar durften ſie ſich ihren Verdruß nicht merken laſſen, weil es ſträflich geweſen wäre, einen Mann zu verfolgen, der ſeine Pflicht erfüllt hatte, aber insgeheim brüteten ſie Rache. Die Gelegenheit, ihm ihre Macht fühlen zu laſſen, mußten ſie bey ihrem unabläſſigen Auflauern endlich gewiß finden. Win-ſchan war eines Abends nicht zu Hauſe. Dieſen Zeitpunkt benutzten ſie, den Leichnam eines ermordeten Mannes, welcher eben gefunden worden war, in eins ſeiner Zimmer zu tragen. Die Dunkelheit der Nacht begünſtigte die Unthat, von welcher Win-ſchan nichts ahnete. Am folgenden Tage kam eine Abtheilung von Soldaten, um ſein Haus zu durchſuchen, eine Sache, die er zu verhindern ſich nicht bemühte, da er ſich, nichts Verdächtiges zu beſitzen, bewußt war. Man zeigte ihn den Leichnam des Ermordeten,

und ſchleppte ihn in's Gefängniß, um ihn den Prozeß zu machen.

Win=ſchan wußte, daß nach den Geſez=zen ſeines Vaterlandes der Tod unausbleib=lich auf jeden Mord erfolgt. Zwar war er ſich ſeiner Unſchuld bewußt, allein war es wohl ſo leicht ſie darzuthun, da man den Er=mordeten wirklich in ſeiner Wohnung gefun=den hatte? Konnte er wohl hoffen, bey ei=nem ſo partheyiſchen, und zugleich ſo mäch=tigen Richter, als der Statthalter der Pro=vinz war, Schonung zu finden, beſonders da er den Zuſammenhaug ahnete, und ihn im Verdacht hatte, um ihn zu unterdrücken, die Bosheit ſeines Verwandten begünſtiget zu haben? — Das einzige Mittel, Ge=rechtigkeit zu finden, war, ſeine Vertheidi=gung an den Kaiſer gelangen zu laſſen, al=lein da ſie ſelbſt auf dieſem Wege durch die Hände ſolcher Perſonen gehen mußte, die mit dem Statthalter in der genaueſten Ver=

bindung ſtanden, und alſo zu befürchten war, daß ſie in ihren wichtigſten Punkten verſtümmelt werden möchte: ſo wollte er ſelbſt auf dieſe Weiſe ſeine Freyheit nicht wieder zu erlangen ſuchen. Vielmehr benutzte er eine Gelegenheit, welche ſich ihm, aus ſeinem Kerker zu entfliehen darbot, und eilte in's Ausland, um hier fern von Gefahr die Zeit abzuwarten, in welcher es ihm möglich ſeyn würde, ſeine Unſchuld vollkommen zu beweiſen.

Nur mit Mühe entrann er den Nachſtellungen, durch welche ihn ſeine Gegner wieder in ihre Gewalt zu bekommen ſuchten. Da jedoch Tunkin *), wohin er ſeine

*) Das Königreich Tunkin liegt ſüdlich von China, von welchem es ehemals eine Provinz war. Es iſt theils eben, theils gebirgig, hat Gold, Silber und andere Mineralien, und bringt viel Reis hervor. Die Einwohner ſind ſehr gebildet, und haben viele Fa-

Schritte richtete, gleich an den Gränzen der Provinz Ko⸗ang⸗ſi liegt, ſo langte er glücklich daſelbſt an, und wurde von den Bewohnern dieſes Reichs gaſtfrey aufgenommen. Er kaufte ſich daſelbſt ein kleines Feld, von deſſen Ertrage er ſo lange zu leben beſchloß, bis es ihm erlaubt ſeyn würde, in den Schooß ſeines Vaterlandes zurückzukehren. Ach, dieſes geliebte Vaterland war ſein erſter Gedanke am Morgen, wenn er aufſtand, ſein letzter am Abend, wenn er ſich zur Ruhe begab, denn es umfaßte ſeine Eltern, ſeine Geſchwiſter. Die Trennung von dieſen, die Gewißheit, wenn auch ohne ſein Verſchulden, ſie in Schande verſenkt zu haben, machte ihn mißmuthig, ſeine Heiterkeit war entflohn, und die Bemühungen ſeiner neuen Tunkineſiſchen Freunde waren

briken. Die Holländer ſtehen mit ihnen in Handelsverbindungen, und kaufen vornehmlich ihre ſchönen Seidenzeuge.

nicht vermögend ſie zurückzurufen. Das einzige, was ihn tröſtete, waren die Briefe, welche er fleißig von Hu-lan, ſeinem Jugendfreunde, mit welchem er in Nankin ſtudirt, und der in der Nähe ſeiner Eltern eine Anſtellung hatte, erhielt. Er hatte ihm von ſeinem Zufluchtsorte aus, ſein unverdientes Schickſal gemeldet, und ihn erſucht, ihm alle Vorgänge, welche einiges Intereſſe für ihn haben konnten, treulich zu berichten.

Aber nach einiger Zeit waren ſelbſt Hu-lans Briefe nicht mehr von der Art, daß ſie ihm Vergnügen gewähren konnten. Sie meldeten ihm, daß zwiſchen ſeinen Eltern ein Streit ausgebrochen ſey, der immer heftiger werde. Fa-tangs Gattin hatte einen Bruder, der durch Ausſchweifungen aller Art ſein Vermögen durchgebracht hatte, und nun dem Bettelſtabe nahe war. Seine Schweſter, welche ſich dadurch für beſchimpft hilt, nahm ihn zu ſich, und be-

ſchloß ihn bis an ſeinen Tod, der wegen ſei=nes entkräfteten Körpers nicht fern zu ſeyn ſchien, zu ernähren. Das bewilligte zwar ihr Gatte, aber er ſagte zugleich: „Was dem einen recht iſt, das iſt dem andern bil=lig.“ Hiermit meinte er, daß er eine arme Schweſter, welche er hatte, ebenfalls zu ſich nehmen wollte. Und dies geſchah auch. Nun war aber der Anblick ſeines Schwagers, eines undankbaren und boshaften Menſchen, Fa=tang eben ſo zuwider, als der Anblick ihrer verläumderiſchen Schwägerin ſeiner Gattin. Die Einigkeit, die ſtets in dieſer Hütte geherrſcht hatte, floh, von zwey nie=drigdenkenden Menſchen verſcheucht, und Fa=tang verſperrte ihr die Rückkehr für im=mer, als er eines Tages während des Zan=kes über den Schwager herfiel, und den Müßiggänger zur Hütte hinauswarf, wel=che zu betreten er ihm nie wieder erlaubte.

Dies Betragen gegen ihren Bruder

kränkte Fa=tangs Gattin um ſo mehr, da ſie die Schwägerin, deren Verläumdungen das Herz ihres Gatten immer mehr von ihr entfremdeten, zu dulden verdammt blieb. Es vergieng kein Tag ohne einen Zank, der oft durch die geringfügigſten Kleinigkeiten veranlaßt, und nur dadurch heftig wurde, daß man wahre oder vermeinte Beleidigungen, die man ſich ſchon tauſendmal vorgeworfen hatte, einander auf's neue vorwarf. Nun hatte Fa=tangs Schweſter eine Tochter, welcher er von jeher, wenn ſie heurathen würde, eine Ausſtattung verſprochen hatte. Dieſer Zeitpunkt trat jetzt wirklich ein, Fa=tang, der das Mädchen liebte, glaubte Wort halten zu müſſen, und zugleich machte es ihm ſein Stolz zum Geſetz, dieſe Ausſteuer nicht die geringſte ſeyn zu laſſen. „Wenn ich, dachte er, einem Menſchen etwas geben will, ſo gebe ich ihm etwas rechtes, oder laſſe es lieber bleiben.“ Allein er

konnte ſein Verſprechen nur mit Hülfe ſeiner Gattin erfüllen, und da dieſe, zu oft von ihm beleidiget, taub gegen ſeine Bitten blieb, und ihren Beutel zu öffnen verzog, ſo borgte er von einem Freunde 300 Unzen Silber auf kurze Zeit, weil er das Herz ſeines Weibes zu beugen noch immer für möglich hielt. Der Erfolg zeigte, daß er ſich verrechnet hatte, und er wurde nun von ſeinem Gläubiger auf's heftigſte beſtürmt.

Ueber ein Jahr hatten die Briefe, welche Win-ſchan von ſeinem Freunde erhielt, nichts als Schilderungen von dem Elende enthalten, welches die unſelige Zankſucht über ſeine Eltern verbreitete. Der düſtere Kummer, welchen er darüber empfand, wurde nur durch den Gedanken, daß die Zeit das Uebel heilen werde, gemildert; da es aber nur zunahm, und zuletzt den Bund ihrer Herzen, ſo wie ihr Glück, ganz zu zerſtören drohte, ſo erwachte die Liebe,

welche er zu ihnen hegte, in aller ihrer Stärke, und beſchleunigte ſeinen Entſchluß. Er lieh, mit der Verlegenheit ſeines Vaters bekannt, von einem Manne in Tunkin 600 Unzen Silber, nahm ſie zu ſich, und brach, ohne jemand etwas von ſeinem Vorhaben zu entdecken, nach China auf. Ach, er kannte die Gefahren, welche ihn hier umgaben, aber die Gefahr, welche über den Häuptern ſeiner Eltern ſchwebte, machte ihn ſeiner eigenen vergeſſen. Er reiſte nur des Nachts, verbarg ſich am Tage in den Wäldern, welche die weſtlichern Provinzen China's bedecken, nährte ſich von Wurzeln und Waldfrüchten, und langte, ſeinen Weg mit der größten Vorſicht fortſetzend, endlich im Dorfe ſeiner Heimath an. Er trat in die Hütte ſeines Vaters, den er vor derſelben ſtark reden hörte. Die Aufnahme, welche er fand, war die eines Mannes, an deſſen Seele ein zu großer Schmerz nagt, als

daß er ſich der Freude überlaſſen könnte. „Wo iſt die Mutter?“ fragte der betroffene Win=ſchan. Suche ſie auf den nächſten Junken, war die Antwort. Sie iſt heute davon gegangen, die Flüchtige! Sie hat mich dem Elend der Verzweiflung überlaſſen.

So ermüdet der Jüngling auch war, ſo eilte er doch ſogleich zu dem über eine Meile entfernten Fluſſe. Er forſcht auf mehrern Junken nach der theuren, unglücklichen Mutter; nach langem Suchen, durch die Dunkelheit der Nacht ſehr erſchwert, findet er ſie. Weinend ſinken ſie einander in die Arme. Die Mutter erzählt ihm, daß ſie ſeit einiger Zeit auf das härteſte vom Vater gemißhandelt worden ſey, und keine ruhige Stunde gehabt habe. Er habe, da ſeine Bitten fruchtlos geweſen, ſeit einigen Tagen, weil er von ſeinem Gläubiger ſehr geängſtet werde, ihr durch Gewalt Geld abzupreſſen ge=

ſucht. Da ſie aber einen Mann, der nur da ſey um ſie zu martern, zu unterſtützen keine Luſt beſitze, ſo habe ſie heute in ſeiner Abweſenheit ihre Habe auf dieſe Junke bringen laſſen, und den Entſchluß gefaßt, in den Armen ihrer Tochter Lu-ta zu Pekin den entwichenen Frieden wieder zu ſuchen. Win-ſchan billigte dieſen Entſchluß, denn er wußte, daß die Trennung, indem ſie geſchlagene Wunden heilt, und das Herz allmählich mit Sehnſucht erfüllt, die wirkſamſte Verſöhnerin iſt, aber er bat zugleich um Hülfe für ſeinen Vater. Da die erzürnte Mutter ſie zu weigern fortfuhr, ſo verließ er ſie — denn ſeine Zeit war ſehr gemeſſen — unter Küſſen und Thränen der Zärtlichkeit, und eilte in die Hütte ſeines Vaters zurück.

„Sie geht, rief er, als er athemlos in dieſelbe trat, Dein Auge wird ſie nicht wiederſehen, aber ſie ſendet Dir hier als einen Beweis der Verſöhnung, das, was zu Dei-

ner Rettung nöthig iſt.“ Er legte unter dieſen Worten das Geld auf den Tiſch, welches er in Tunkin aufgenommen, und wovon er bloß hundert Unzen Silber zur Beſtreitung der Reiſekoſten für ſich behalten hatte. Edler Sohn, der durch ſolche freywillige Verzichtleiſtung auf den Ruhm, der ſeiner Tugend gebührt, die Fehler der Eltern gut zu machen verſteht. Dich lohnen nicht Gold und Ehre, die nur des blinden Glücks Spielwerk ſind, dich lohnen nur würdig die Wonnethränen des geretteten Vaters!

Doch auch dieſe konnteſt du nicht rinnen ſehen. Schon dämmerte das Licht des Morgens durch die Pappierfenſter*) der Hütte, dein trauriges Verhängniß, das dich, wäh-

*) In China haben nur wenig Häuſer Fenſter von Glas, welches man nicht zu fabriciren verſteht. Man bedient ſich anſtatt deſſelben einer beſondern Art ſehr dünnen Papiers, das in Korea verfertigt wird.

rend du beglückteſt, verfolgte, riß dich aus den Armen des Vaters. Du giengſt, und labteſt dich im nahen Walde, in welchem du dich verbargſt, an dem beſeligenden Gedanken, die Schuld des Vaters mit ihren Zinſen getilgt, und ihm noch ein kleines Kapital in die Hände gegeben zu haben, mit welchem er ſeiner ſehr in Verfall gerathenen Haushaltung aufhelfen konnte.

Der Himmel ſchützte eine ſo ſeltene Tugend, Win=ſchan kam, nachdem er zahlloſe Beſchwerden überſtanden, wohlbehalten nach Tunkin zurück. Nach einer ſorgfältigen Ueberlegung fand er, daß bey dem geringen Ertrage ſeines Guts eine lange Reihe von Jahren vorübergehen mußte, bevor er ſo viel, als zur Tilgung der gemachten Schuld erfordert wurde, erſparen konnte. Er beſann ſich daher nicht lange, verkaufte ſein Gut, befriedigte den Gläubiger, und trat als Geheimſchreiber in die Dienſte Buddins, eines

Tunkineſiſchen Generals, der ſeine Geſchicklichkeit ſchon längſt erkannt hatte, und ihn hochachtete.

Zwey Jahre hatte er bey dieſem in ruhiger Unbemerktheit gelebt, als ein Krieg zwiſchen China und Tunkin ausbrach. Die Urſache deſſelben war keine andere, als der unerſättliche Länderdurſt des Chineſiſchen Kaiſers, welcher, ob er gleich bereits ein unermeßliches Reich beſaß, doch neue Provinzen zu demſelben hinzuzufügen nicht müde wurde, und ſeine Herrſchaft auch über das an ſich ſchwache, damals durch wüthende Partheyen zerrüttete, Königreich Tunkin auszubreiten ſtrebte. Zwar ſtellte das letztere ein beträchtliches Heer in das Feld, über welches Buddin den Oberbefehl erhielt; aber mit der Menge der Chineſiſchen Schaaren, die wie brauſende Waldſtröme von allen Seiten herbeyſtrömten, konnte es ſich nicht meſſen. Auch waren alle ſo muthlos, daß die Be=

fehlshaber ſich den unglücklichen Erfolg durchaus nicht verheelten.

Die Chineſiſche Armee wurde von einem Prinzen des Kaiſers, der zugleich ſein Kolao*) war, kommandirt, und mit glänzenden Hoffnungen rückte dieſer endlich auf das Gebiet von Tunkin vor. Das Heer dieſes Reichs wurde geworfen, und ergriff die Flucht. Win-ſchan, dem die Tunkineſer ſo viel Gutes erwieſen hatten, und der unter ihnen ein heitres, ſorgenfreyes Leben geführt hatte, beſchloß ihr Retter zu werden. „Mein Vaterland, dachte er, iſt groß genug, was nützt ihm eine neue Strecke Landes? Wohl aber verdient das gutmüthige Volk, das ſo gaſtlich gegen mich geweſen iſt, daß ich ihm, von Danke getrieben, ſeine Unabhängigkeit zu erhalten ſuche.“ Er kannte die Chineſi-

*) Kolao heißt der vornehmſte Miniſter des Kaiſers von China.

ſche Art zu fechten, er war mit der Stärke und Schwäche ſeiner Landsleute bekannt. Die Entdeckungen, welche er Buddin machte, waren von Wichtigkeit; dieſer befolgte die erhaltenen Rathſchläge, und es gelang ihm, einige ſehr bedeutende Vortheile über die Feinde zu erhalten, und den Muth ſeiner Truppen auf's neue zu beleben. Dadurch wuchs Buddins Vertrauen zu Win=ſchan, und als daher die Chineſer eine der wichtigſten Gränzfeſtungen belagerten, ſo ſchickte er ihn in dieſelbe, um dem Kommandanten mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Ihm allein war es auch nur zuzuſchreiben, daß die Belagerer nach einer dreymonatlichen fruchtloſen Belagerung, welche ihnen Menſchen genug gekoſtet hatte, wieder abziehen mußten.

Als die Feſtung außer Gefahr war, ſo begab ſich Win=ſchan zur Armee zurück. Die Chineſer hatten es übrigens durch ihre

geſchickten Kundſchafter ſehr bald erfahren, daß es einer ihrer Landsleute war, welcher die Fortſchritte ihres ſiegreichen Heeres hemmte, und ſie lernten die Klugheit deſſelben zu ihrem großen Nachtheile immer beſſer kennen, da ihnen einer der mühſam errungenen Vortheile nach dem andern wieder aus den Händen geriſſen wurde. Aus Rache nannten ſie ihn in ihren Zeitungen *) einen Verräther, und der Kolao verhieß demjenigen, der ihn in ſeine Gewalt bringen könnte, eine beträchtliche Summe. Dadurch ließ

*) Die Chineſer haben ſchon viele Jahrhunderte früher Bücher gedruckt, ehe die Buchdruckerkunſt in Europa erfunden worden iſt. Sie haben ſeit undenklichen Zeiten Zeitungen wie wir, da ſie aber mit wenig andern Ländern in Verbindung ſtehen, oder ſie gar nicht kennen, ſo geben dieſelben meiſtens nur Nachricht von dem, was in ihrem Lande und an ihrem Kaiſerhofe vorgeht.

Win=ſchan ſich nicht abhalten, den Tun=kineſern noch ferner nützlich zu werden. Er wußte einen großen Theil der ſchon oft ge=ſchlagenen Armee der Chineſer in enge Päſſe zu locken, und ließ ihm nur die Wahl zwi=ſchen einer ſchimpflichen Gefangenſchaft oder dem Hungertode. Man wählte die erſtere, und die traurigen Ueberreſte des Heeres flo=hen über die Gränze zurück. Der ergrimmte Kolao, der es ſehr wohl wußte, wie großen Antheil Win=ſchan an ſeiner ſchimpflichen Niederlage hatte, erhöhte jetzt den Preis, den er auf ſeine Gefangennehmung oder Er=mordung geſetzt hatte. Nicht weniger, als 3000 Unzen Silber konnte derjenige verdie=nen, welcher ſo glücklich war die eine oder die andere zu bewerkſtelligen.

Die Tunkineſer, durch ſo glänzende Sie=ge muthig gemacht, fielen nun ihrerſeits in das Chineſiſche Gebiet ein. Buddin wollte, daß Win=ſchan ihn begleitete, und ſein fer=

nerer Führer zum Ruhme ſeyn ſollte, allein dieſer ſchlug es aus. „Ich war, ſo ſprach er, verpflichtet, Euer Land, in welchem ich in meinem Unglück eine Freyſtatt fand, gegen Ueberfälle zu ſchützen, aber ich habe keinen Grund, die Fluren des Landes zu verheeren, das mir mein Daſeyn gab.“ Er zog ſich in die Einſamkeit zurück. Die Folgen ſeines Entſchluſſes blieben nicht aus. Die Chineſer wußten ſich beſſer zu vertheidigen, als ſie anzugreifen gewußt hatten, denn es galt jetzt nicht mehr den eitlen Ruhm ihres Kaiſers, es galt ihre Heerde, ihre Habe, ihre Gattinnen und Kinder. Buddin, der ſieggewohnte Buddin fiel unter der Schärfe des Schwerds, und das Heer der Tunkineſer wurde mit großem Verluſt über die Gränze zurückgeſchlagen. Ohne einen förmlichen Frieden geſchloſſen zu haben, wagte es doch keine der beyden Armeen die andere in ihrem Lande zu beunruhigen, und

der Kolao war, nachdem er das Kommando einem andern übertragen, nach Pekin zurückgeeilt.

So ſtanden die Sachen, als Win-ſchan von ſeinem Freunde, mit welchem er noch immer einen vertrauten, ob gleich durch den Krieg oft geſtörten Briefwechſel unterhielt, eine Nachricht bekam, welche ihn zu Boden ſchlug. Als die Chineſiſchen Kriegsvölker in's Feld zogen, ſo hatte einer ihrer Offiziere dem noch immer von ſeiner Gattin getrennt lebenden Fa-tang, deſſen Ehrlichkeit ihm bekannt war, eine Summe Geld aufzuheben gegeben, welche in einem Käſtchen verwahrt war. Dieſes Käſtchen war ihm in einer Nacht entwendet worden, und alle ſeine Bemühungen, ſie wieder zu erlangen, waren vergebens. Vermuthlich war er es ſelbſt, welcher den Dieb dadurch herbeygelockt hatte, daß er, von einem falſchen Ehrgeiz getrieben, jedem, der zu ihm kam, um

ihm zu beweiſen, welch ein Zutrauen man in ihn ſetze, das Käſtchen gezeigt hatte. Die Lage, in welcher ſich ſeitdem ſein Gemüth befand, war ſchrecklich; denn die Summe, die das Käſtchen enthielt, war beträchtlich, der Verluſt groß, und noch weit empfindlicher für ihn der Gedanke, daß der Offizier ſeinen Worten keinen Glauben beymeſſen, und ihn ſelbſt für einen Betrüger halten möchte. Seine Angſt ſtieg auf's höchſte, als dieſer ihm meldete, daß er, ſeiner zerrütteten Geſundheit wegen, die ihm nicht länger erlaube, dem Krieg beyzuwohnen, bald zurückkehren, und das anvertraute Gut zurückfordern werde.

Nur die große Noth, in welcher er ſich befand, konnte den alten Mann antreiben, trotz des ungeheuer weiten und beſchwerlichen Weges nach Tien-ſing zu eilen, um Hülfe bey ſeinem Sohn Ka-ſing zu ſuchen. Der Reichthum, zu deſſen Beſitz dieſer ge-

langt war, hatte ſich in ſeinen Händen verdoppelt, ſein Handel war ſehr ausgebreitet, und der Glanz, welchen er um ſich her verbreitete, blendend. Fa-tang kömmt in ſeinem Pallaſt an, er erſtaunt über die nie geſehene Pracht, welche er überall findet. Man führt ihn in ein kleines Zimmer, wo er ſo lange verziehen muß, bis es Ka-ſing gelegen iſt, ihn zu ſprechen. Endlich erſcheint er; Fa-tang fliegt dem Langentbehrten entgegen, um ihn zu umarmen, und — wird zurückgeſtoßen. Nur wenig Augenblicke gönnt ihm der Stolze ſeine Gegenwart. „Ich habe Gäſte, ſagt er, und will Euch morgen hören.“ Er eilt in den Geſellſchaftsſaal, und da ihn ſeine Gattin fragt, wer der Alte iſt, ſo ſagt er ihr, daß es ein Bote aus einer fremden Provinz ſey, der ihm Briefe bringe. Erſt nachdem die Gäſte ſich entfernt haben, entdeckt er ihr, daß ſein Vater bey ihm angekommen ſey. Er iſt in-

deſſen auf das Zimmer eines Bedienten gebracht worden, an deſſen Tiſche er die zwey Tage, welche er hier war, ſpeiſen muß.

Fa=tangs Ehrgefühl iſt tief gekränkt; ſein Innerſtes empört ſich über einen ſolchen Undank, aber ſein Unglück gebietet ihm zu ſchweigen. Am andern Tage läßt ihn Kaſing vor ſich kommen, aber er muß an der Thür ſtehen, während der Sohn auf einem weichen Sopha ſitzt *). Er unterrichtet ihn von ſeiner Lage, er bittet ihn auf's dringendſte, ihn zu retten. Der hartherzige Sohn macht ihm bittere Vorwürfe wegen

*) In China darf ſich der Geringere in Gegenwart eines Höhern nicht ſetzen. Ueberhaupt wird daſelbſt der geſellige Umgang durch ein ſehr ſteifes Ceremoniel, auf das man gleichwohl mit der größten Strenge hält, zu einer bloßen Krämerey mit kalten Höflichkeitsbezeugungen herabgewürdiget. Jeder Schritt, jede Bewegung iſt durch Regeln abgemeſſen.

ſeiner Unvorſichtigkeit, entſchuldigt ſich, daß er ihm nicht dienen könne, und würde ihn gewiß ohne Troſt gelaſſen haben, wenn nicht ſeine Gattin, gefühlvoller als er, und Zeugin des Geſprächs, ihn auf das Schändliche eines ſolchen Betragens aufmerkſam gemacht hätte. „Ihr ſollt die Summe haben, ſprach er endlich, aber länger kann ich ſie Euch nicht leihen, als bis nach der Erndte. Sorgt, daß ſie gut ausfällt, denn von dem Ertrage derſelben müßt Ihr mich wieder bezahlen. Uebrigens könnt Ihr ſie noch dieſen Abend in Empfang nehmen, um morgen mit Tages Anbruch Eurer Heimath wieder zuzueilen.“

Die Freude, dem größern Uebel entgangen zu ſeyn, machte, daß Fa-tang gern alle kleinern überſah. Am andern Morgen ſah man ihn vergnügt den Wanderſtab ergreifen, und in ſeine Provinz zurückkehren. Kaum in ſeinem Dorfe angelangt, erfuhr er, daß

der Offizier vom Heere zurückgekommen iſt. Er kann ihm nun ohne Furcht unter die Augen treten, er erzählt ihm ſein Unglück, aber er erſetzt ihm den Verluſt. Indeſſen hatte er ſich nur von einer Noth befreyt, um in eine andere ungleich größere zu fallen. Eine anhaltende Dürre, die in dieſem Jahre herrſchte, machte, daß die Saaten mißriethen; eine allgemeine Hungersnoth*) wüthete in den ſüdlichen Provinzen von China, auch Fa-tang hatte ſeinen Schweiß vergebens auf ſeine Aecker verſchwendet. Der

*) Hungersnoth iſt in China das größte Schreckniß. Denn obgleich jeder Fußbreit Erde auf das Beſte benutzt wird, ſo richtet doch eine Erndte, die nur etwas weniger als mittelmäßig iſt, unter der allzugroßen Bevölkerung ungeheure Verwüſtungen an, rafft Hunderttauſende hin, und verleitet den ſonſt friedlichen Chineſer zu Raub, Mord, Rebellion und andern Verbrechen.

Tag der Rückzahlung kam; er war nicht im Stande dieſe zu leiſten, aber er war auch nicht ſehr in Sorgen, denn da ſein eigener Sohn ſein Gläubiger war, ſo hoffte er wohl Nachſicht zu bekommen. Wie ſehr hatte er ſich geirrt! Zwar wagte Ka=ſing eben ſo wenig Härte gegen ſeinen Vater zu gebrauchen, als er ihm das Geld länger zu laſſen Willens war; er gab daher einem Handelsmann in Nankin, der ihm Waaren geliefert hatte, anſtatt der Bezahlung eine Anweiſung auf ſeinen Vater. Von dieſem war keine Schonung zu erwarten, und er drohte, daß er ſich, wenn er das Geld nicht zur beſtimmten Zeit erhielte, an ſein Haus und Hof halten werde. Fa=tang ließ einen Brief an ſeinen Sohn ſchreiben, worin er ihn in Ausdrücken, die einen harten Fels gerührt haben würden, beſchwor, noch länger mit ihm in Geduld zu ſtehen. Die Antwort, welche Ka=ſing ertheilte, war, daß auch er bezah=

len müſſe, und daß es nicht in ſeiner Gewalt ſey, die Sache, wie ſie einmal ſtehe, abzuändern. „Nun ſo will ich elend ſeyn!“ ſprach Fa-tang, eilte mit zermalmten Herzen nach Hauſe, brachte einige Tage in dumpfen Hinbrüten zu, und wurde endlich, da die Leiden ſeiner Seele ſich dem Körper mittheilten, von einer heftigen Krankheit in die Nähe des Todes gebracht.

Dies alles wurde Win-ſchan treulich berichtet. „Wenn Dein Vater, ſetzte ſein Freund hinzu, auch geneſen ſollte, wozu der Anſchein vorhanden iſt, ſo wird er doch um ſein Haus und um ſein Feld kommen, und da dies noch immer nicht hinreicht, ſeine Schuld zu tilgen, ſo fürchte ich ſehr, daß er den Ueberreſt ſeiner Tage wird im Elende der Sklaverey verjammern müſſen.*)“

*) Die Geſetze erlauben in China die Sklaverey, und ſie iſt das gewöhnliche Schickſal übler Schuldner.

„Wie? rief Win=ſchan, mein Vater in Sklaverey ſinken? — O, der Fluch des Himmels treffe mich, wenn ich dieſen Schimpf auf ſein graues Haar kommen laſſe.“ Die Schuld war beträchtlich; er ſelbſt hatte wenig mehr, als ein Bettler, denn ſeine letzte Habe war im Kriege von einem Trupp Chineſer geplündert worden, ſein Wohlthäter Buddan war ihm entriſſen. Aber die Liebe, dieſes erwärmende Licht des Herzens, iſt im Mangel reich an ſchönen Kräften und an nützlicher Habe.

Er beſchloß, die Reiſe, die er ſchon einmal zur Rettung ſeines Vaters gemacht hatte, noch einmal zu unternehmen, und den Gefahren, welche ihm drohten, muthig entgegen zu gehen. Um dieſen ſo lange, als es nöthig war, zu entrinnen, legte er die Kleidung eines Mönchs des Fo *) an, machte

*) Die Chineſer, welche viele Götter verehren, theilen ſich in zwey Hauptſekten, in

er ſeine Züge durch einen großen Bart unkenntlich, bedeckte er ſein Haupt mit einem Strohhuth *), und drang ſo in China ein. Er reiſte diesmal Tag und Nacht — der Zuſtand des unglücklichen Vaters verlangte ſchleunige Hülfe. Unaufgehalten langte er in die Hütte deſſelben an; er hatte ſich von ſeiner Krankheit ziemlich erholt, aber von dem Gram, welcher ſeine Seele niederbeugte, trug er die Spuren in Blick und Mienen. Ach, ſchon hatte man mit dem Verkauf ſeiner Felder den Anfang gemacht, und er erwartete bald ſeiner Habe und ſeiner

die des Konfucius, und die des Fo, welche beyde große Lehrer waren. Jene iſt die ſtärkere. Die Mönche des Fo tragen eine gelbe Kutte.

*) Dieſen Strohhuth, der einen ſehr ſpitzen Deckel hat, tragen die gemeinen Leute in China. Er ſchützt auf Reiſen gegen die Sonne.

Freyheit völlig beraubt zu ſeyn. Win=ſchan, der von ihm nicht erkannt, aber ſeiner Kleidung wegen für einen frommen Mann gehalten wurde, hörte ſeine Klage, und es koſtete ihm Mühe, ſich in der Rührung ſeines Herzens nicht zu verrathen. Als Fa=tang geendet hatte, ſo ſagte Win=ſchan mit verſtellter Stimme: „Alter, Dir kann geholfen werden. Folge mir nach Pekin, und Du wirſt mit Freuden zurückkehren, und das Erbe Deiner Väter gerettet ſehen.“

Fa=tang ſah den Fremdling verwundert an. Dieſer aber fuhr fort: „Fürchte nichts, die guten Götter ſenden mich Dir. Sie haben ſich Deiner erbarmt, und Du ſollſt als freyer Mann ſterben.“ Fa=tang faßte Muth; ein ſo frommer Mann konnte ihn nicht täuſchen. Die Reiſe war lang, aber nicht beſchwerlich, denn ſie wurde größtentheils zu Waſſer gemacht. Sie giengen ſchon in der nächſten Nacht, und Win=ſchan

ſchrieb auf ein Papier, welches zurückgelaſſen wurde, die Worte: „Wehe dem, der ſich an Fa-tangs Habe vergreift. Er wird in kurzer Zeit zurückkehren, und jedes Verſprechen, das er geleiſtet hat, erfüllen.“

Sie ſchwammen auf einer leichten Junke den herrlichen Kaiſerkanal hinab. Win-ſchan, der immer unerkannt blieb, wachte über die Geſundheit ſeines Vaters mit allen Beſorgniſſen der Liebe, und entfernte jede Gefahr von ihm, da ſie noch im Entſtehen war. Als ſie glücklich zu Pekin angelangt waren, ſo begaben ſie ſich in das kaiſerliche Reſidenzſchloß zum Kolao *). Win-ſchan warf ſich auf die Erde, Fa-tang, ohne zu wiſſen, was vorgieng, mit ihm. „Du wirſt Dich erinnern, mächtiger Kolao, ſprach

*) Der Kolao wohnt immer im Schloſſe des Kaiſers.

Win-ſchan, daß Du auf die Gefangenneh-
mung desjenigen Chineſers, der durch ſeinen Rath die Tunkineſer mit Ruhm und Sieg krönte, eine Belohnung geſetzt haſt.“

Kolao. Allerdings.

Win-ſchan. Haſt Du Deinen Willen nicht geändert?

Kolao. Er ſteht feſt. 3000 Unzen Silbers ſind demjenigen, der ihn in meine Hände liefert.

Win-ſchan. So laß ſie uns zahlen. Dein Wunſch ſoll befriediget werden.

Der Kolao riß die Augen weit auf, und ſtarrte ihn an. „Du wirſt nicht getäuſcht, fuhr Win-ſchan fort. Zahle das Geld die-ſem Alten, und laß ihn ſeiner Wege gehen. Ich bleibe bey Dir, und erfülle Dir mein Wort.“ Nach einigen Schwierigkeiten zahlte der Kolao Fa-tang die Summe, gab aber, noch immer mißtrauiſch, einem ſeiner Diener ein Zeichen, daß man ihn noch nicht aus ſei-

nem Hauſe laſſen ſollte. Sobald als er ſich entfernt hatte, ſo warf Win=ſchan ſeine Kutte und ſeinen falſchen Bart von ſich, und ſtand als ein ſchöner Jüngling da. „Ich bin Win=ſchan, ſprach er, der ſein Vaterland liebt, aber die Ungerechtigkeit bis in den Tod haßt. Jetzt thue mit mir, was Dir gefällt, ich bin in Deiner Gewalt.“ Der Kolao wirft ihm Blicke voll Grimm und Verachtung zu; er ſagt nichts, aber er ruft einige Leute, die ſich ſeiner bemächtigen und ihn in den Kerker abführen.

O, unter was für ſüßen Empfindungen brachte Win=ſchan die Nacht hin! Der Schlaf floh ſeine Augen, aber es war nicht die Furcht, welche ihn ſcheuchte, es war der Gedanke, ſeinen unglücklichen Vater gerettet zu haben, der ihm liebreicher dünkte als der Schlummer. Schon hat die Sonne auf's neue die Dächer der Häuſer, die ihr

Licht zurückſtrahlen*), vergoldet, und noch immer labt er ſich an ſeinen Gefühlen. Da öffnet ſich die Thür ſeines Gefängniſſes; es iſt der Kerkermeiſter, welcher eintritt, um ſeinen Gefangenen bey dem Lichte des Tages genauer zu betrachten. Betroffen ſtarren beyde ſich an, dann ſinkt Win-ſchan angenehm überraſcht in die Arme des Kerkermeiſters, in welchem er den Gatten ſeiner Schweſter erkennt. Nachdem die erſten Ergüſſe dieſer Freude vorüber ſind, ſo berichtet ihm der entzückte Schwager, daß er ſein Amt, mit welchem mancherley Vortheile verbunden ſeyen, der Gunſt des Kolao zu verdanken habe, die er in einem vorzüglichen Grade beſitze, giebt ihm die erfreulichſten Nachrichten von ſeiner Mutter, von ſeiner Schweſter, und läßt ſich hierauf alles, was

*) Die Dachziegel in China ſind nehmlich alle glaſirt, und ſtrahlen daher im Sonnenſchein mit einem hohen Glanze.

er gethan und gelitten hat, weitläuftig von ihm erzählen.

Voll Bewunderung und Entſetzen eilt endlich Lu-ta's Gatte fort. Sein erſter Gang iſt an den Fluß, wo er Fa-tang auf den Junken aufſucht. Nachdem er ihn gefunden, ſo ſagt er ihm: „Wie kannſt Du mit frohen Empfindungen heimkehren? Wiſſe, Du haſt Deinen Sohn verrathen! Dein edler Win-ſchan, der Dich mehr liebt, als ſein Leben, ſchmachtet in Banden.“ Der Alte iſt erſchüttert, aber die beyſpielloſe Liebe ſeines Sohnes hat ihn nicht minder ergriffen, als das Unglück deſſelben. Alle die Freuden, welche er nach ſeiner Rückkehr um ſich her zu ſchaffen geſonnen war, vergeſſend, eilte er zum Kolao zurück. „Hier iſt Dein Geld wieder, ſpricht er, Du wirſt mir meinen nur allzuunglücklichen Sohn nicht wieder geben, aber ſagen ſoll keiner, daß der Vater ſein Verräther geworden iſt. O, wie kam

es, daß ich nichts ahnete? — Warum hinderte das Verlangen, mich aus großer Noth zu retten, alle weitern Betrachtungen?“ — Der Kolao ſtaunt und begreift nichts. Jetzt wirft ſich Fa-tangs Eidam zu den Füßen ſeines Gönners und erzählt ihm den ganzen Zuſammenhang. O, mit welcher Wärme vertheidigt er ſeine Unſchuld! Mit welcher Beredſamkeit preißt er ſeine innige Liebe! Es gelingt ihm, den Kolao zu rühren, der eine ſo großmüthige Aufopferung bewundernd ſich nicht enthalten kann, ſie dem Kaiſer vorzutragen. Auf Befehl des letztern, der ihn ſtrafbar, oder völlig gerechtfertigt, und ſeine Schuld oder Unſchuld außer Zweifel geſetzt ſehen wollte, wurde ein Eilbote*) in die Provinz Ko-ang-ſi

*) Solche Eilboten ſendet nur der Kaiſer, doch können ihnen Privatperſonen Briefe mitgeben. Sie ſind die einzige Art von Briefpoſt, die es in China giebt.

geſendet, welcher die Richter auffordern ſollte, Win=ſchans Sache genau zu unterſuchen, und da der Statthalter nicht mehr am Leben war, und Ang=kien ſeinen Einfluß verloren hatte, ſo fand es ſich ſehr bald, daß er den Mord nicht verübt hatte, welchen man ihn einſt hatte anrechnen wollen.

Ob nun Win=ſchan gleich in einer völligen Ungewißheit wegen der Zukunft ſchwebte, ſo hatte er doch den Troſt, ſich mit ſeiner Schweſter, mit ſeiner Mutter zu unterhalten, die beyde zu ihm gelaſſen wurden, und es war ihm gelungen, den Zorn der letztern gegen ihren Gatten, den ſchon die Zeit ſehr vermindert hatte, allgemach zu beſchwichtigen. Fa=tang blieb in Pekin auf kaiſerliche Koſten; ſein Gläubiger war durch geheime Veranſtaltung des Kolao befriedigt worden. Zu ſeinem Sohne durfte er nicht, zu ſeiner Gattin wollte er nicht gehen, ungeachtet der dringenden Einladungen ſeines Eidams, weil

ihn theils Schaam, theils Unwille davon abhielten, und ſein Stolz es ihm verbot, der erſte zu ſeyn, welcher die Hand zur Verſöhnung bot.

So ſtanden indeſſen die Sachen nur wenig Wochen, denn in China zieht man gerichtliche Unterſuchungen nicht in die Länge. Endlich mußte Fa-tang vor dem Kaiſer erſcheinen, der auf ſeinem Throne ſaß, und von den Großen ſeines Hofs umgeben war. Aus dem Munde des Vaters ſelbſt wollte er den ganzen Hergang der Sache vernehmen, und dieſer verſchwieg nichts. Er hatte kaum geendet, als Win-ſchan hereingeführt wurde. Kaum hatte der Vater ihn erblickt, als er, nicht fähig, ſeine Gefühle zu mäßigen, an ſeinen Hals eilte, und nach einer langen Umarmung mit erſtickter Stimme ſagte: „O, mein Sohn, ich hatte meine Liebe auf eine ſehr ungerechte Weiſe zwiſchen Dir und Deinen unwürdigen Bruder vertheilt. Ach,

Du haſt mir nicht Uebles mit Ueblem vergolten! Deine Großmuth, Deine Liebe zu mir alten, unglücklichen Mann werden ſpäten Nachkommen zum Muſter dienen.“ Alle waren gerührt. Win-ſchan warf ſich vor dem Throne nieder, und ſprach: „Großer Kaiſer, ich war bereit meinem Vaterlande zu dienen, und zur Verherrlichung Deines Ruhms das Meinige beyzutragen, aber ich ward vom Unglück verfolgt. Von Deiner Weisheit erwart' ich mein Urtheil, dem ich mich willig unterwerfen werde.“

Kaiſer. Du haſt eine ſeltene Liebe gegen Deinen Vater bewieſen. Was trieb Dich zu derſelben.

Win-ſchan. Was beſſere Kinder ſtets zu derſelben treiben muß, die Betrachtung, daß meine Eltern meine erſten und höchſten Wohlthäter ſind, daß ich ohne ſie nichts wäre und durch ſie alles bin.

Kaiſer. Wohlgeſprochen! Wiſſe, Dei-

ne Unſchuld iſt erwieſen, Dein Betragen vor meinen Augen gerechtfertiget. Ich gebe Dich meinem Reiche wieder, und wenn es wahr iſt, daß Wohlthaten Dich mit ſo unauflößlichen Banden an ihren Geber feſſeln, ſo ernenne ich Dich im Angeſicht meines Hofs zum Mandarin des dritten Ranges. Du haſt, wie ich höre, ſchöne Kräfte. Du weißt nun, wem Du ſie künftig zu widmen haſt.

Der angenehm überraſchte Win-ſchan wollte ſeinen Dank ſtammeln, allein der Kaiſer fuhr fort: „So wie ich kindliche Liebe, die ein Grundpfeiler der Ruhe meines Reichs iſt, ehre und belohne, ſo haſſe und beſtrafe ich ein Betragen, welches ſie verläugnet. Um deswillen ſey Dein Bruder Ka-ſing auf immer aus meinem Reiche verbannt.“

Win-ſchan und ſein Vater wagten eine Fürbitte für den Unglücklichen. „Entziehe mir, ſprach der erſtere, die Würde wieder,

welche Du mir zugedacht haſt, und verwandle ſie in Schonung und Milde gegen meinen Bruder!“

Kaiſer. Ich nehme nicht wieder, was ich gab, aber um eines ſolchen Bruders willen ſey die Strafe gemildert. Er bleibe alſo in meinem Reiche, er genieße ſeiner Habe, aber bis an ſeinen Tod trage er einen Medaillon an ſeinem Halſe, worauf die Worte ſtehen ſollen: „Wehe mir! Ich konnte meinen Vater im Alter verlaſſen!“

Bey dieſem Ausſpruche blieb es. Winſchan empfing die Zeichen ſeiner neuen Würde und die Glückwünſche des Hofs. Er gab bald darauf der Sitte gemäß ein großes Gaſtmahl, bey welchem ſich mehrere von den vornehmſten Perſonen des Reichs einfanden. Auch ſein Vater wohnte demſelben bey: Win-ſchan ließ ihn zu ſeiner Rechten ſitzen, und bediente ihn mit der zuvorkommendſten Sorgfalt. Kaum war man von

der Tafel aufgeſtanden, als der gute Sohn ein Nebenzimmer öffnete, aus welchem ein einfach aber reinlich gekleidetes Frauenzimmer hereintrat. Es war ſeine Mutter, es war Fa=tangs Gattin. Er nahm ſie bey der Hand, und führte ſie zu ſeinem Vater, der nicht wußte, wie ihm geſchah. Und beyde wurden in dieſen wonnevollen Augenblicken von ſüßen, unausſprechlichen Gefühlen ergriffen, und aller Hader war vergeſſen. Mit neuen Augen ſahen ſie einander, ſanken ſich ſtumm und mit Thränen der Wonne in die Arme, und ſchwuren ſich Herz an Herz auf's neue unverbrüchliche Treue und Liebe. „Und dieſer Liebe, ſprach Win=ſchan, indem er ſie beyde küßte, ſollt Ihr fortan allein leben. Jede andere Sorge werft auf mich, denn den guten Göttern ſey Dank, ich kann nun, was ich will, und ich will nichts ernſtlicher als die Stütze und der Stab Eures ſinkenden Lebens ſeyn!“

3.

Geſchwiſterliebe.

Blondet, ein armer Fabrikant zu Gent *), hatte mit ſeiner Gattin, deren Tod er ſeit einem Jahre beweinte, drey Kinder erzeugt, die er zärtlich liebte, und auf deren Erziehung er alle ſeine Kräfte verwendete. Etienne, ſein älteſter Sohn, verrieth ſo viel glückliche Anlagen, daß der Vater ſich von ſeinen Freunden überreden ließ, ihn auf eine gelehrte Schule zu bringen, und ihn in den Wiſſenſchaften ſorgfältig unterrichten zu laſ-

*) Eine Stadt in Flandern, das jetzt zu Frankreich geſchlagen iſt, die eine beträchtliche Größe und 60,000 Einwohner hat. Sie trieb, ehe der neue Weg nach Oſtindien um Afrika entdeckt wurde, einen unermeßlichen Handel, der noch jetzt nicht unbeträchtlich iſt. Vorzüglich verſendet ſie Leinwand, Zwirn und Garn. Kaiſer Karl *V.* iſt hier geboren.

ſen. Louiſon, ſeine Tochter, wurde zu häuslichen Arbeiten angehalten; überdies hatte ſie Stunden im Stricken, Nähen und in der Kunſt, Spitzen zu verfertigen *). Der kleine Charles war noch zu jung, als daß man ihn mit etwas Ernſtem hätte beſchäftigen können. Blondet erwarb wenig, aber was er erwarb, das verwendete er auf ſeine drey Lieblinge. Ob er ihnen Schätze hinterlaſſen würde, oder nicht, darum kümmerte er ſich wenig, denn ſein Grundſatz war, daß eine gute Erziehung beſſer ſey, als der größte Reichthum, weil dieſer demjenigen, der die erſtere erhalten habe, leicht zufalle, jene aber, wenn ſie mangele, ſich durch alles Gold der Erde nicht erſetzen laſſe. Sein Etienne koſtete ihm aber doch ungleich

*) In den ehemaligen Niederlanden, oder den heutigen nordöſtlichen Departements von Frankreich werden bekanntlich die ſchönſten und koſtbarſten Spitzen verfertiget.

mehr, als er ſich eingebildet hatte, und er mußte ſich um deſſelben willen, nicht nur manches Vergnügen, welches er ſich ſonſt gemacht hatte, verſagen, ſondern auch ſeine Arbeit bis in die ſpäte Nacht ausdehnen, ſo daß er ſich der Feyerſtunden, welche andere Arbeiter am Abend ihrer Erholung zu widmen pflegen, nicht mehr erfreuen durfte.

Indeſſen was man gern thut, das kömmt niemand ſchwer an. Jene Opfer brachte der redliche Blondet ſeinen Kindern um ſo williger dar, da er ſah, daß es ihr Beſtreben war, ihm Freude zu machen. Vorzüglich vergnügte ihn die Liebe, welche ſie gegen einander hegten. Da vernahm man kein Wort, welches nicht von der reinſten Zärtlichkeit ausgeſprochen wurde; Zank, Unmuth miſchte ſich nie in ihre Geſpräche, in ihre unſchuldigen Spiele. Sie waren ſich ſelbſt genug, und verſchmähten daher, wenn ſie einander recht ungeſtört genießen konnten, den Um=

gang mit andern. Freude machten ſie ein=
ander, ſoviel ſie nur konnten. Louiſon rei=
nigte Etienne's Kleider, und Etienne war=
tete Louiſons Blumen, und jätete das Un=
kraut von den Beeten, worauf ſie Rüben
und Kohl gepflanzt hatte. Wenn Etienne
durch irgend eine Arbeit, die nicht über ſeine
Kräfte gieng, etwas verdienen konnte, ſo
unterzog er ſich ihr gewiß, um von dem Ge=
winn, gehörig eingetheilt, jeden Tag ſeinen
Geſchwiſtern eine Semmel oder einen Zwie=
back mitzubringen, und wenn Louiſon vom
Vater auf den Markt geſchickt wurde, ſo
wußte ſie hier und da einen Dreyer zu er=
ſparen, um ihren Bruder Obſt einzukaufen.
Fiel der Geburtstag des einen ein, ſo ſparte
das andere lange auf denſelben, und freute
ſich, wenn es durch ein Geſchenk eine ange=
nehme Ueberraſchung verurſachte. Auch der
kleine Charles bat dann ſeinen Vater um
eine Kleinigkeit, und zündete wenigſtens,

indem er gute Wünſche ſtammelte, zu Ehren ſeiner Geſchwiſter ein buntes Lichtchen an. Wenn ſich die guten Kinder am Morgen durch einen Kuß begrüßt hatten, ſo hinderten ſie den Tag über ihre Geſchäfte ſich zu genießen, aber am Abend ergiengen ſie ſich erſt vor der Stadt, und nachher erzählte Etienne etwas aus der Römer- und Griechenzeit, oder las aus einem Buche vor, und Blondet, der nicht weit davon ſaß, freute ſich über die Einigkeit unter ſeinen Kindern.

Dieſe ſchönen Verhältniſſe erlitten dadurch eine große Veränderung, daß Etienne endlich die Akademie in Löwen *) bezog. Der

*) Löwen in der ehemaligen Niederländiſchen Provinz Brabant am Fluß Dyle iſt groß und ſchön. Auch dieſe Stadt, die jetzt 40,000 Einwohner hat, war vor der Entdeckung des neuen Wegs nach Oſtindien viel blühender, indem bloß die Tuchfabriken, die noch jetzt

Schmerz der Trennung war heftig, und die Herzen aller waren ſo tief verwundet worden, daß ein ſehr langer Zeitraum erfordert wurde, ehe man ſie für geneſen anſehen konnte. Wenn Charles am Morgen erwachte, ſo ſah er ſich um nach Bruder Etienne, der mit ihm in Einem Bette geſchlafen hatte, und war unmuthig, da er ihn nicht fand, und wenn Louiſon das Eſſen auf den Tiſch brachte, ſo geſchah es nie, ohne ängſtlich zu fragen: „Was wird unſer guter Bruder heute verzehren? — Ach, ſetzte ſie dann hinzu, wie gern, wie gern wollte ich ihm meinen Theil überlaſſen, und hungern, wenn er ſich ſatt eſſen könnte!“ — Und in dieſen Beſorgniſſen lag ſo wenig etwas Uebertriebenes, daß ſie vielmehr durch die Armuth des Vaters, der ſeinem ſtudierenden Sohn

erheblich ſind, 150,000 Menſchen beſchäftigten. Die Univerſität iſt 1426 geſtiftet.

wenig geben konnte, und durch den Umſtand, daß der Bruder als Fremdling in Löwen nicht gleich Wohlthäter finden konnte, vollkommen gerechtfertiget wurden. Etienne hingegen, ſich ſelbſt überlaſſen, hieng einer ſüßen Schwermuth nach, aus welcher ihn nur ſeine Arbeiten reißen konnten. Waren dieſe geendiget, ſo träumte er ſich in die Mitte ſeiner Geſchwiſter, und ſeine Phantaſie war, indem ſie ihm alle die lieblichen Scenen aus der ſeligen Heimath vormahlte, ſo ſtark, daß er oft die Arme weinend ausſtreckte, um die leeren Gebilde derſelben, die die Geſtalten Louiſons, Charles angenommen hatten, zu umarmen. Dieſe Selbſttäuſchungen mußten ſich, wenn ſie als ſolche erkannt wurden, mit Verdruß endigen, dennoch blieben ſie ihm theuer, und er zog ſie allen Zerſtreuungen, welche er im Arme ſeiner neuen Freunde finden konnte, vor. In ſolchen Augenblicken des heftigſten Verlangens

geſchah es, daß er alle ſeine Empfindungen und Wünſche auf ein Blatt Papier mit rührender Wahrheit ausgoß. Louiſon erhielt daher eben ſo häufige, als lange Briefe von ihrem Bruder, und ſie ſäumte nie, ſie zu beantworten. Auf dieſe Weiſe machten ſie ſich die ſchmerzliche Trennung erträglicher.

Indeſſen verliert die heftigſte Sorge nach und nach ihren Stachel, und das Herz gewöhnt ſich allgemach an Lagen, die ihm vorher peinlich dünkten. Nach einem Jahre wurden Etienne's Briefe ſeltener, und Louiſon empfieng kaum auf drey oder vier der ihrigen eine Antwort. Auch hatte ſich die Sprache Etienne's ſehr verändert. Er machte ſeine Schweſter nicht mehr zum Vertrauten alles deſſen, was in ſeinem Innern vorgieng, wodurch ſeine Briefe ſo lang und anziehend wurden; er erzählte ihr bloß einige dürre Begebenheiten aus ſeinem Leben zu Löwen, an welche er in der Verlegenheit,

ſeinem Schreiben noch nicht die gehörige Länge gegeben zu haben, noch eine Stadtneuigkeit anſchloß. Wenn ehemals ein Zeitpunkt eingetreten war, in welchem ſeine Lehrer ihre Vorleſungen ausgeſetzt hatten, ſo war er nach Hauſe gewandert, um ſich der Seinigen zu freuen, jetzt blieb er aus, und täuſchte die Hoffnungen der Schweſter, die ihm mit Charles jeden Abend entgegen gieng, auf eine grauſame Weiſe. Am unerklärbarſten war ihr ſein Stillſchweigen, als ſie ſchon in drey Briefen von einer heftigen Krankheit geredet hatte, in welche Vater Blondet gefallen war, und er noch immer nichts von ſich hören ließ. Ach! ſie wußte nicht, daß der argloſe, unbeſonnene Jüngling unter eine Rotte ſchlechter Menſchen gerathen war, die, ihn zu jeder Ausſchweifung hinreißend, ſein Herz aller Liebe, Tugend und Ehre vergeſſen machten. Etienne befand ſich auf einem gefährlichen Wege,

denn die Scheidewand, die uns vom Laſter trennt, der Abſcheu gegen daſſelbe, war in ſeiner Bruſt ſchon niedergeriſſen, und es gehörte nichts dazu, als einige Gewöhnung, um ihn zum verworfenſten aller Menſchen zu machen.

So weit kam es jedoch nicht. Der Tod ſeines Vaters, welchen ihm Louiſon unter bittern Vorwürfen wegen der Kälte, die er bewieſen hatte, und mit vielen Klagen über den Zuſtand, in welchem ſie ſich befand, da ſie nicht einmal die Begräbnißkoſten aus eigenen Mitteln aufbringen konnte, meldete, war ein Donnerſchlag für ihn. Es war, als ſtünde der Geiſt des Verewigten vor ihm, und als hielte er ihm drohend ein Gemählde ſeines bisherigen Lebenswandels vor. Er ſchauderte zurück und gieng in ſich. Tiefſinnig ſchlich er einige Tage umher; ſeine üppigen Freunde waren ihm ein Greuel geworden, und er vermied ihren Umgang.

Er war mit ſich ſelbſt noch nicht einig, als ein Vorfall, der ſich damals in London ereignet hatte, und der vor ſeine Ohren kam, ihm vorzeichnete, was er zu thun hatte. Ein reicher Kaufmann, der daſelbſt wohnte, enterbte den jüngſten von ſeinen zwey Söhnen wegen ſeiner Sittenloſigkeit, und vermachte dem ältern ſein ganzes, ſehr beträchtliches Vermögen. Der Enterbte wird dadurch erſchüttert, bereuet ſeine Ausſchweifungen, und beſſert ſich. Als ſein Bruder dieſes bemerkt, ſo tritt er ihm froh die Hälfte des väterlichen Vermögens ab, indem er erklärt, daß der verewigte Vater nur dem ungerathenen Sohn dieſe Hälfte habe entziehen können, daß aber der Gebeſſerte, zu ſeiner Pflicht zurückgekehrte auf dieſelben Begünſtigungen Anſpruch zu machen habe, die ihm ſelbſt wiederfahren ſeyen.

„Ach, ſprach er, der ungerathene Sohn bin ich, aber der liebevolle Bruder, der,

was er beſitzt, dem Wohle deſſen, der einen gemeinſchaftlichen Vater mit ihm hatte, aufopfert, will ich auch ſeyn. Meine Geſchwiſter darben; ſie würden ſich in einem beſſern Zuſtande befinden, wenn nicht der größte Theil deſſen, was unſer Vater erwarb, auf mich gewendet worden wäre; ach, dieſer gute Vater würde vielleicht zum Glück ſeiner Kinder ſelbſt noch leben, wenn er ſich nicht um meinetwillen zu ſehr angeſtrengt hätte. — Ich muß meinen Geſchwiſtern zurückgeben, was ich ihnen geraubt habe, ich muß es ihnen mit Zinſen zurückgeben.“

So ſagte er, und eilte nach Antwerpen*), wo eben damals einige Schiffe für

*) Antwerpen, eine große Stadt an der ſchiffbaren Schelde im ehemaligen Brabant. Sie hat jetzt noch 70,000 Einwohner, eine gute Citadelle, Gold- Silber- ſchöne Spitzen- Tapetenfabriken und große, berühmte Diamant- und andere Steinſchleifereyen. Ehe-

die Flotte Karls *V.* *) ausgerüſtet worden, und bereit waren nach Spanien abzugehen, um ſich mit den übrigen Schiffen zu einem Kriegszug zu vereinigen. Auf einem dieſer Schiffe nahm er unter den Seeſoldaten Dienſte, und wir wollen gern zugeſtehen, daß

mals war ſie ihres ſchönen Hafens wegen eine der erſten Handelsſtädte, allein durch den Weſtpfähliſchen Frieden wurde die Schelde geſperrt, d. i., es wurde feſtgeſetzt, daß kein Schiff aus der See in die Schelde, und keines aus der Schelde in die See laufen ſollte. Dadurch zog ſich der größte Theil ihres Verkehrs nach Amſterdam. Seitdem die Stadt an Frankreich gefallen iſt, iſt die Schelde wieder geöffnet worden.

*) Wer kennt nicht dieſen Kaiſer, den Enkel Maximilians des Großen und Ferdinands des Katholiſchen, den mächtigſten, ſtaatsklügſten Fürſten ſeiner Zeit, unter welchem Luther ſeine Reformation begann? Er regierte von 1518 bis 1558.

dieſer Entſchluß, durch welchen er von ſeinen bisherigen Beſchäftigungen ganz abgezogen wurde, mit größerm Rechte gutgemeint, als wohlüberlegt zu nennen war. Die Summe, welche er unter dem Namen eines Handgelds in die Hände bekam, ſchickte er ſogleich an Louiſon mit einem Briefe begleitet, in welchem er folgendes ſagte: „Ich war Eurer Liebe unwürdig, aber ich habe mich derſelben wieder würdig gemacht. Ich habe mir geſchworen, mein Glück dem Eurigen aufzuopfern, und ich werde den Schwur halten. Arme Louiſon, Du bedarfſt mit meinem Bruder Hülfe, und ich will ſie Dir reichen. Du empfängſt hier die erſten Früchte meines Entſchluſſes; ſie ſind mit Kummer, aber nicht mit Schande geerndtet. Du wirſt in langer Zeit nichts von mir hören, nicht, weil meine Liebe zu Euch vermindert iſt, ſondern weil die Schaam über die Vergangenheit mich abhält, Euch mich zu nähern.

Forſche nicht, wo ich bin, was ich ſey, harre und hoffe, das Schickſal wird mich dereinſt in Deine Arme zurückführen.“

Die erſchrockene Louiſon eilte nach Löwen, aber alles Nachfragen war vergeblich. Traurig kehrte ſie nach Gent zurück. Die Noth zwang ſie, von der Güte ihres Bruders Gebrauch zu machen, und die ihr geſendete Summe zu ihren Bedürfniſſen anzuwenden. Als nichts mehr von derſelben übrig war, ſo erfolgte eine andere Summe, zwar nicht ſo groß, als die vorige, aber doch hinreichend, ihr und Charles den nöthigen Unterhalt auf einige Wochen zu ſichern. Von Zeit zu Zeit erfolgte eine neue. Die Sache gieng ſo zu. Etienne legte ſeinen ganzen Sold zurück, und begnügte ſich mit der Schiffskoſt, welche er erhielt, und welche ſchlecht genug war. Ueberdies erwarb er ſich noch einiges durch Schreiben, durch Ueberſetzen, durch Planzeichnungen, die er

in groſſer Vollkommenheit verfertigte; aber auch hiervon etwas zu nehmen, würde er für einen Raub angeſehen haben, welchen er an ſeinem Geſchwiſter begangen hätte. So kam denn, weil er ſich jedes Vergnügen verſagte, das einzige ausgenommen, ſeine Louiſon, ſeinen Charles zu beglücken, binnen einigen Monaten immer ein anſehnliches Sümmchen zuſammen, und je mehr er ſeinen zwey Lieben ſenden konnte, deſto größer war ſeine Freude.

Durch unermüdetes Nachforſchen gelang es Louiſon endlich, den Aufenthalt ihres Bruders auszukundſchaften. Es fand ſich nehmlich zu Gent ein junger Wundarzt ein, der einige Jahre auf einem Schiffe gedient hatte, jetzt aber, durch ſeine Freunde veranlaßt, abgegangen war, um ſein Geſchäft in ſeiner Vaterſtadt zu treiben. Dieſer ward mit Louiſon bekannt, und die Bekanntſchaft führte allmählich Liebe herbey, welche da=

durch verſtärkt wurde, daß er es war, der ihr die ſo lange gewünſchte Auskunft von ihrem Bruder geben konnte. Er hatte wenige Stunden vorher, ehe er das Schiff verließ, einen jungen Menſchen ängſtlich hereintreten und dem Offizier ſeine Dienſte anbieten ſehen; er hatte ſich Etienne Blondet genannt, ein ſtarkes Handgeld gefordert, und dieſes ſogleich mit einem Briefe, den er eilig geſchrieben hatte, fortgeſchickt. Louiſons Seele wurde durch dieſen Bericht mit einer größern Angſt erfüllt, als ſie vorher um ſeinetwillen ausgeſtanden hatte, denn ihre Einbildung hielt ihr alle die tauſend Gefahren vor, denen er bey ſeiner ohnedies ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit ausgeſetzt war. Indeſſen hatte ihr Bruder ſo ſehnlich gewünſcht, daß ſein gegenwärtiger Aufenthalt und ſeine Lebensweiſe ihr unbekannt bliebe, und ſie liebte ihn zu innig, als daß ſie ihn dadurch, daß ſie ihm ihre Beſorgniſſe mit-

theilte, hätte kränken ſollen. Aber ſie ſpann jetzt Tag und Nacht, ließ von dem Geſpinnſt Leinwand verfertigen, bleichte ſie ſelbſt, verfertigte ein Dutzend ſchöner, feiner Hemden, und ſendet ihm dieſe, ohne ihren Namen zu nennen, zu.

Um dieſe Zeit war Etienne, der wegen ſeiner Kenntniſſe, die er in der Eingezogenheit fortwährend vermehrte, und wegen ſeines guten Betragens von ſeinen Obern geſchätzt wurde, weil er bey mehrern Angriffen auf Franzöſiſche Schiffe *) ſich durch Muth und Tapferkeit hervorgethan hatte, vom Admiral zum Offizier befördert worden. Durch einen ſeiner ehemaligen akademiſchen Freunde — dem einzigen, welchen er von ſeinem Plan unterrichtet, und von Zeit zu

*) Karl *V.* und Franz *I.*, König von Frankreich, führten unaufhörliche Kriege mit einander, beſonders um den Beſitz der nördlichen Provinzen Italiens willen.

Zeit Nachricht von ſich gegeben hatte, erfuhr er, daß ſeine Schweſter im Begriff ſtehe, ſich mit ihrem Geliebten zu verbinden, daß aber ihre beyderſeitige Armuth dieſem Vorhaben große Hinderniſſe in den Weg lege. Er verkaufte ſogleich einige Koſtbarkeiten, welche er in einem der letzten Treffen erbeutet hatte, und die er nur, wenn er ſich bey feſtlichen Gelegenheiten ſchmückte, zu tragen pflegte, und ſendete Louiſon eine Summe, welche ſie in den Stand ſetzte, ihre Ehe unter günſtigern Ausſichten zu beginnen.

Ach, er hatte dem Glück ſeiner Schweſter um die nehmliche Zeit noch ungleich mehr, als einige Kleinodien aufgeopfert. Amanda, eine junge, reizende Spanierin, liebte den ſchönen Jüngling, und war gewiß, daß ſie an ſeiner Seite das Glück ihres Lebens finden würde. Etienne's Herz blieb von den Beweiſen, welche ſie ihm von ihrer Zuneigung gab, nicht ungerührt. Auch er

liebte ſie, und der Gedanke, der Beſitzer derjenigen, in welcher ſich das Schöne mit dem Guten in einem ſo ſeltnen Grade vereinigte, zu ſeyn, erfüllte ihn mit dem höchſten Entzücken. Aber als er anfieng, ſich ihm ganz dahinzugeben, fiel ihm der hülfloſe Zuſtand ſeiner Geſchwiſter bey. Jetzt überlegte er ihn lange. Er ſchrieb ſeiner Freundin einen Brief folgenden Inhalts: „Amanda, ich darf Dich nicht wieder ſehen. Der Himmel weiß es, mein Herz gehört Dir an, und ich bin in der feſten Ueberzeugung, daß ich ohne Dich nie völlig glücklich ſeyn kann, aber ich darf Dich nicht wieder ſehen. Ich habe daheim eine Schweſter und einen Bruder, die in großer Dürftigkeit leben. Sie haben keinen Vertrauten ihres Elends, als mich, keinen Verſorger, als mich allein. Was ich ihnen geben kann, iſt in der That wenig, aber auch dies Wenige würden ſie verlieren, wenn ich Dein Gatte würde.

Denn da ich arm bin, und Du, geliebte Amanda, ebenfalls keine zeitlichen Güter beſitzeſt, die in dieſem Falle allerdings einige Rückſicht verdienen, ſo ſiehſt Du, daß von meinem Solde nichts übrig bleiben würde, um wahrhaft Hülfsbedürftige zu unterſtützen. Und wer hat wohl nähere Anſprüche an ein Bruderherz, als liebevolle Geſchwiſter, welche die Natur durch ihre heiligſten Bande an uns kettete, und zu unſern früheſten Freunden machte, die, theilnehmend an Freude und an Leid, uns die erſten Tage unſeres Daſeyns verſüßten, und uns dadurch in eine Schuld verſenkten, deren Abzahlung wir, wenn wir uns einiger Menſchlichkeit rühmen wollen, das ſtete Geſchäft unſeres Lebens ſeyn laſſen müſſen, wiewohl ſie ſich nie tilgen läßt?“

Als Louiſon jene Geldſumme zugleich mit den Glückwünſchen ihres Bruders zu ihrer Verbindung erhielt, ſo brach ſie in Thränen

aus. So viel Güte rührte ihr gefühlvolles Herz auf's innigſte. Es war damals kein bloßes Gerücht mehr, daß Karl *V.* einen großen Zug gegen die Türken und Mauren in Allgier unternehmen würde*), denn ſchon hatten alle ſeine Schiffe Befehl erhalten, ſich in den Häfen Neapels und Siciliens**) zu verſammeln. „Nein, rief Louiſon, mein Bruder ſoll mich an Großmuth nicht übertreffen. Er entſagt um meinetwillen, ich will um ſeinetwillen auch entſagen. Die Schreckniſſe, die in einem Kriege mit den

*) Dieſer Zug Karls *V.* fällt in das Jahr 1541. Ungeheuer waren die Koſten deſſelben, aber er mußte beſiegt weichen — nicht von Menſchen, ſondern von Stürmen und Ungewittern, die ſeine Flotte faſt ganz vernichteten, und einen großen Theil ſeiner Landarmee nach zahlloſen Beſchwerden dahinrafften.

**) Beyde Reiche gehörten Karl *V.*, als Erben der Spaniſchen Monarchie.

Ungläubigen ihn umlagern, ſind unzählige. Das Glück, Dich, mein guter Meinhard, zum Gatten zu beſitzen, iſt groß, aber ich will noch eine Zeitlang Verzicht darauf leiſten, um meinem Bruder einen Beſchützer in Gefahren an die Seite zu ſtellen. Fliege, wenn Du meiner würdig ſeyn willſt, nach Spanien, wo Du ſchon geweſen biſt. Es kann Dir nicht ſchwer werden, auf's neue eine Anſtellung auf einem Schiffe zu bekommen. Dadurch wirſt Du in die Nähe meines Bruders gebracht werden, und ſein Schutzengel ſeyn, wenn der Tod ihn in tauſend Geſtalten umgiebt. Da wirſt Du über ihn wachen, wenn er ſeine Verwegenheit zu weit treibt. Aber, wenn Du mich liebſt, ſo hüte Dich, ihm je zu ſagen, wer Du biſt, was Du willſt, denn ſein Zartgefühl muß geſchont werden."

Louiſon ward ſo dringend, und ihre Beſorgniſſe, daß ihr Bruder vor Algier ſein

Grab finden möchte, vermehrte ſich ſo ſehr, daß Meinhard nicht widerſtehen konnte. Er reiſte mit einem Fahrzeug ab, langte, noch ehe die Flotte ausgelaufen war, in Spanien an, und ward auf dem Schiffe, auf welchem Etienne diente, als zweyter Schiffswundarzt angeſtellt. Er war noch nicht lange hier, als er von dem Briefe Etienne's an Amanda unterrichtet wurde, und dieſen höchſten Beweis der Bruderliebe ſogleich an Louiſon meldete, indem er hinzuſetzte, daß ihr Bruder ſeitdem von einer finſtern Schwermuth verfolgt werde, aus welcher man deutlich erkenne, wie theuer ihm ſeine Freundin geweſen, und wie ſchwer ihm das Opfer, das er ſeinen Geſchwiſtern gebracht, geworden ſey. Bewunderung mit Bedauern vermiſcht erhob ſich in dem Herzen der Schweſter, und ſie ſann darauf, wie ſie es dahin bringen könnte, daß ſich ſein Sinn änderte, und die Spanierin die Seine würde.

Unterdeß begab ſich Etienne, nachdem er vorher noch eine beträchtliche Geldſendung an ſeine Schweſter hatte abgehen laſſen, mit der Flotte nach Neapel. Als der Kaiſer ſich hier eingeſchifft hatte, ſo lichtete man auf's neue die Anker, und ſteuerte den Afrikaniſchen Küſten zu. Hier erwartete ſie an dem Eingange des Hafens von Algier die feindliche Flotte, und griff ſie mit einer unbeſchreiblichen Wuth an. Es war ein heißer Tag, der Sieg blieb lange unentſchieden. Das Schiff, auf welchem ſich Etienne befand, ward von einem Algieriſchen Polaker*) geentert**), in großer Anzahl drangen die Feinde an Bord. Man leiſtete eine herzhafte Gegenwehr, aber die Ueberlegenheit der Türken machte, daß der Muth der Spanier zu wanken anfieng, und ſich völlig verlor, als der Kapitain, ſchon von Wun-

*) Und **) dieſe Ausdrücke findet man im erſten Bande erklärt.

den bedeckt, von ſechs Feinden umringt wurde, welche ihn entwaffneten, und ihn auf ihr Schiff zu ſchleppen Miene machten. Allein kaum ſah dieſes Etienne, als er mit noch einem ſeiner Kammeraden herbeyeilte, mit einem Muthe, der Löwen zittern gemacht haben würde, auf die Feinde ſtürzte, und den Kapitain aus ihren Händen befreyte. Hiermit noch nicht befriedigt, ſammelte er ſeine zerſtreuten Leute, fiel noch einmal mit unwiderſtehlicher Kraft die Türken an, hieb einen großen Theil von ihnen nieder, machte die übrigen zu Gefangenen, und bemächtigte ſich ihres Schiffes. Nur nach großen Beſchwerden neigte ſich endlich der Sieg auf allen Punkten auf die Seite des Kaiſers.

Der ſchwer verwundete Kapitain überlebte zwar dieſen glorreichen Tag nur wenige Stunden, war aber ſo froh, ſein Leben unter Chriſten beſchließen zu dürfen, daß er Etienne zum Erben ſeiner ſehr beträchtlichen

Güter, wovon ein Theil in den Niederlanden ſelbſt lag, einſetzte. Als am andern Morgen Etienne zum Kaiſer eilte, um ihm von ſeinem Siege und von dem Tode ſeines Kapitains Bericht abzuſtatten, ſo erwiederte derſelbe: „Braver Soldat, kein anderer iſt würdig ſein Nachfolger zu ſeyn, als Du. Ich ſtelle das Schiff unter Deine Befehle, Du wirſt es zu fernern Siegen führen.“ Mehr noch, als über dieſe Ehre freute ſich Etienne darüber, daß er mit einem Aviſoſchiffe*), welches der Kaiſer nach Neapel ſchickte, um ſeinen Sieg daſelbſt zu verkündigen, von ſeinem erlangten Reichthume ſeiner Schweſter eine Summe zuſenden konnte, welche ihr auf mehrere Jahre ein bequemes Leben ſicherte.

Die Elemente, welche, wie man weis,

*) Aviſoſchiffe ſind die Kouriere auf dem Meere. Sie ſind klein, und bringen von einem Orte zum andern Briefe und Nachrichten.

jenen Zug Karls *V.* zum unglücklichſten machten, verfolgten auch Etienne, und verſetzten ihn in den elendeſten und hülfloſeſten Zuſtand. Widrige Winde trieben ſein Schiff in der Nacht an die Küſte, an welcher es ſtrandet. Er wird am Morgen von einer überlegenen feindlichen Macht angegriffen, und muß ſich, da Gegenwehr unmöglich iſt, mit ſeiner Mannſchaft zu Gefangenen ergeben. Unter der letztern befand ſich Meinhard nicht mit — er war kurz vorher zur Landarmee verſetzt worden, bey welcher man in der damaligen Lage Wundärzte nothwendiger brauchte. Aber er erfuhr ſehr bald den Unfall Etienne's, denn der Name Blondet war berühmt geworden, und meldete ihn von Karthagena *) aus, wohin ihn der Kaiſer

*) Karthagena — Stadt im ſüdlichen Spanien am Mittländiſchen Meere mit einem Hafen, worin ein Theil der Spaniſchen Kriegsflotte liegt, und ſtarkem Handel. Ihre Volks=

mit einigen andern armſeligen Ueberbleibſeln ſeiner ſo geſchmolzenen Armee hatte bringen laſſen, ſeiner Louiſon.

Dieſe fühlt ſich von einem männlichen Muthe belebt. Sie hat noch die ganze Summe, welche ihr Bruder ihr zugeſchickt hat. Sie nimmt ſie, und eilt, nachdem ſie die Kleidung einer Türkin angelegt hat, nach Marſeille *), wo ſie ſich zu Schiffe be=

menge von 28,000 Seelen iſt neuerlich durch das gelbe Fieber ſehr vermindert worden.

*) Marſeille — große und reiche Handelsſtadt im ſüdlichen Frankreich am Mittländiſchen Meere. Es werden Gold= und Silberſtoffe, Korallen, Galanteriewaaren und ſehr viel Seife daſelbſt verfertigt. Faſt aller Handel Frankreichs mit Spanien, Italien, Afrika und der Levante wird über Marſeille betrieben. Die Stadt, die ſonſt 90,000 Einwohner hatte, hat während der Revolution ſehr gelitten.

giebt, und nach Algier überſetzt. Es gelingt ihr den Türken auszuforſchen, der ihren Bruder in ſchmählicher Sklaverey hält. Sie geht zu ihm, und Etienne in Feſſeln, mit einer niedrigen Arbeit beſchäftigt, mit Narben im Geſicht, iſt der erſte Gegenſtand, der bey dem Eintritt ihre Blicke auf ſich zieht. Kaum kann ſie ſich enthalten, an ſeine Bruſt zu fliegen, und den Thränen des Mitleids, die ſich ihr vom Auge drängen, freyen Lauf zu laſſen. Sie zahlt ſeinem Herrn das geforderte Löſegeld, läßt dann vor ihren Augen ſeine Feſſeln löſen, und ihn auf das Schiff bringen, auf welchem ſie angelangt iſt. Etienne, der nicht weiß, wie ihm geſchieht, fragt den Kapitain, wem er ſeine Befreyung zu verdanken habe. „Eurer Schweſter, Louiſon iſt die Antwort, zu welcher Ihr Euch jetzt nach Gent verfügen müßt.“ Louiſon hatte, weil das Marſeiller Schiff noch ſechs Wochen hier blieb, ein an=

deres beſtiegen, auf welchem ſie nach Karthagena eilte. Dort umarmt ſie ihren Meinhard, der eben im Begriff ſteht, nach Hauſe zurückzukehren, weil er, da die Armee auf den Friedensfuß geſetzt wird, entbehrlich iſt, dort ſpricht ſie mit Amanda, und es gelingt ihr, ſie zu einer Reiſe nach Gent zu überreden.

Sie langen nach einer glücklichen Fahrt wohlbehalten in Gent an, wo ſich Etienne ſchon ſeit zwey Tagen befindet. Er hatte ſich gleich nach ſeiner Ankunft in Louiſons Wohnung begeben, ſie aber verſchloſſen gefunden. Hierauf hatte er ſeinen Bruder Charles, der die Mahlerkunſt erlernte, und es darinnen ſchon weit gebracht hatte, aufgeſucht, und nachdem die erſten Ausbrüche der Zärtlichkeit vorüber geweſen waren, ſo hatte er von ihm alles erfahren, was Louiſon, was Meinhard für ihn gethan hatten. Der letztere führt Amanda einſtweilen zu ſeinen Eltern, um die Ueberraſchung nicht all=

heftig ſeyn zu laſſen, ſoll Louiſon ihren
ruder erſt auf ihren Empfang vorbereiten.
Dieſe läßt ſich von Charles, der auf ihren
Ruf herbeygeeilt war, in ihre Wohnung be-
gleiten, zu welcher ſie ihm den Schlüſſel zu-
rückgelaſſen hatte. Wie erſtaunt ſie aber
nicht, als er ſie in eine ganz andere Straße,
in ein ganz anderes Haus führt. „Wo
bringſt Du mich hin?“ fragte ſie. Ich bin
während Deiner Abweſenheit bedacht gewe-
ſen, antwortete Charles, Dir eine beque-
mere, freundlichere Wohnung zu miethen,
und ich denke, Du wirſt mir dies Dank wiſ-
ſen.“ Im Vorſaal erwartete ſie Etienne.
Die drey Geſchwiſter ſanken einander ſprach-
los in die Arme, und ihre Herzen klopften
ſich laut entgegen. „Du haſt viel für uns
gethan!“ ſprach Louiſon. Du noch mehr
für mich, verſetzte Etienne. In einem feu-
rigen Händedruck und einem Blick voll Seele
drückten ſie einander ihren Dank aus.

Sie hatten ſich tauſenderley zu ſagen, und ſo bemerkten ſie die Blicke voll Ungeduld nicht, welche Charles auf ſie warf. Endlich fielen ihnen die ſchönen Malereyen in die Augen, womit die Wände des Zimmers geſchmückt waren. „Und von wem alles dieſes?“ ſprach Louiſon. — „Von wem anders, als von mir, antwortete Charles, um Dich zu erfreuen?“ Als ſie die Schildereyen betrachtet hatten, zog der letztere eine Leinwand hinweg, und ein großes Oelgemählde, noch nicht ganz vollendet, aber in allen ſeinen Theilen nicht gemeine Kunſt bezeugend, kam zum Vorſchein. Es zeigte Etienne, nach einem Bildniß von ihm, welches er ſelbſt ſeiner Schweſter aus Spanien geſendet hatte, wie er den Kapitain aus den Händen der Algierer befreyte. Gerührt umarmte ihn Etienne. „Ich beſitze nichts, ſagte der gutmüthige Charles, als etwas Kunſt, aber wem könnte ich dieſe wohl mit vollem Rechte wid-

men, als den Großthaten meines Bruders, der Güte meiner Schweſter?“

Jetzt trat Meinhard herein. „Lauſcher! ſprach Etienne ſcherzend, wirſt Du noch ferner Deine Argusaugen *) auf mich richten?“

„Nun nicht mehr ſo anhaltend, antwortete dieſer, denn der Preis, der darauf geſetzt war, iſt nun erworben, und einen höhern giebt es für mich nicht.“

Er umarmte bey dieſen Worten Louiſon. Etienne ſeufzte. „Arme Amanda, ſprach Louiſon, dieſer Seufzer galt Dir!“

Etienne. Wie? — Ihr wißt —

Meinhard. Ihr müſſet wiſſen, daß die Leute in Gent während Eurer Abweſenheit ein ewig zaubern gelernt haben.

Er rufte Amanda. Die Thür öffnete ſich. Amanda in all ihrem Liebreiz trat herein. Etienne ſtarrt ſie an, er kann ſeinen Augen nicht trauen. „Geiſt meiner Amanda,

*) Die Griechen dichteten, daß Argus hundert Augen gehabt habe.

hebt er endlich an, was ſoll ich thun?“ — Nicht Geiſt, erwiederte dieſe, ich bin mit Leib und Seele. Du ſollſt mich ferner lieben, wie Du mich einſt liebteſt. — „Ich will es, verſetzte jener, denn ich kann es, und ich habe nun genug für uns alle. — O ich wollte, fuhr er mit zitternder Stimme fort, indem er ſeine Geſchwiſter umarmte, Euch Freudengeber ſeyn, allein ich bin von Euch übertroffen worden.“

„Aber, ſprach er, indem er ſich zu Amanda wendete, gefällt Dir auch noch dieſes Geſicht, jetzt da Narben es entſtellen?“

Entſtellen? erwiederte ſie — Sie verſchönern es, denn ſie ſind die Zeichen Deines Ruhms, die wahrhaften Lobredner Deines Herzens.“

Etienne verlangte, weil er in der That der Ruhe bedurfte, ſeinen Abſchied, welcher ihm in den ehrenvollſten Ausdrücken ertheilt wurde. Er und Louiſon feyerten ihre Hochzeiten an einem und demſelben Tage. Er blieb in Gent, fand alle ſeine Lebensfreuden nur im Arme ſeiner Gattin, in der

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herrmann, Friedrich,

Moralische Kinderbibliothek oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen
für die erwachsene Jugend

Bd.: Vierter Theil

Lübben 1805

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.440(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301581-6